Münster 1937 No 22 Phil. Diss.

Kunstgeschichte

Die ältere Baugeschichte des Domes zu Osnabrück

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen
Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität
zu Münster

vorgelegt von

Ludwig Rohling
aus Münster (Westf.)

Dissertations-Druckerei Heinr. & J. Lechte, Emsdetten (Westf.)

1937

Kunstgeschichte

Die ältere Baugeschichte des Domes zu Osnabrück

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen
Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität
zu Münster

vorgelegt von

Ludwig Rohling
aus Münster (Westf.)

Dissertations-Druckerei Heinr. & J. Lechte, Emsdetten (Westf.)

1937

Tag der mündlichen Prüfung: 25. XI. 1933.

Dekan: Herr Prof. Dr. Eitel.
Referent: Herr Prof. Dr. Kurt Wilhelm-Kästner.
Korreferent: Herr Prof. Dr. Wackernagel.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

MEINEN ELTERN

GLIEDERUNG.

Seite

A. Einleitung. 1

B. Die Literatur über den Dom zu Osnabrück. . . . 3

C. Das historische Material zur Baugeschichte. . . . 19

D. Baubefund. Baugeschichte des 12ten Jahrh. . . . 40

1. Excurs: Das jonisierende Kapitell. 40

2. Die Arkaturen im Westwerk und ihre Ornamentik. 52
Kapitellreste des Kreuzgangs. 62

3. Das Westwerk um 1100 — 1106. 66

a) Baubefund:

1. Das Äußere der Westfassade und des Nordwestturmes. 66

2. Das Innere des Nordwestturmes. 74

3. Das Innere des ehemaligen Südwest-Turmes. 79

b) Excurs: Das sogenannte „sächsische Westwerk". Der Westriegel. 85

c) Rekonstruktion des Westwerkes. 105

4. Das westl. Joch des Nordseitenschiffes. . . . 110

5. Das umgebaute Westwerk 1137 — 1142. . . . 119

6. Das Nordostquerschiff. Die Bischofsempore. . . 127

7. Die Reste der Ostquerschiffanbauten. 137

8. Die Vierung. Die Hauptapsis. 143

9. Der Vierungsturm. 151

1. Datierung. 151

2. Das Innere. 156

3. Das Äußere. 157

10. Rekonstruktion des Gesamtgrundrisses. Der quadratische Schematismus in Sachsen. 161

11. Stellung des Domes in der westfälischen Kunstgeschichte. 173

1. Die westfälische Architektur 1050 — 1150. . . 173

2. Die Mitarbeit benediktinischer Bauleute am Bau des 12ten Jahrh. 176

3. Ästhetische Würdigung. 177

VERZEICHNIS DER TAFELN.

Tafel 1. Das jonisierende Kapitell im Nordwestturm. Das Kapitell l. an den Arkaturen im Westwerk.

Tafel 2. Rekonstruktion der Arkaturen im Westwerk.

Tafel 3. Schnitt durch den Südwestturm.

Tafel 4. Verbreitungskarte der West-Riegel.

Tafel 5. Das westl. Joch des Nordseitenschiffes.

Tafel 6. Rekonstruktion der Nordfront des Nordostquerschiffes.

Tafel 7. Die östlichen Querschiffanbauten.

Tafel 8. Grundriß der Vierung.

Tafel 9. Grundriß des Domes. Zur Rekonstruktion des romanischen Domes.

VORWORT.

Die Wahl des Themas geht auf eine Anregung von Herrn Prof. Dr. Wackernagel zurück. Der Verfasser weiß sich vielfacher Förderung und freundlicher Hilfe bei der Fertigstellung dieser Arbeit dankbar zu erinnern. Vor allem dankt er seinem verehrten Lehrer Herrn Prof. Dr. Kurt Wilhelm-Kästner (Greifswald) für die unermüdliche Anteilnahme am Fortgang der Arbeit und mannigfache Förderung durch Rat und Tat. Herr Ministerialrat Dr. Rhotert unterzog den historischen Teil der Arbeit einer freundl. Durchsicht. Herr. Prov. Konservator Baurat Dr. W. Rave (Münster) förderte die Arbeit durch die Bereitstellung von Foto- und Diapositivmaterial sowie durch seine stete freundl. Teilnahme. Frau Ww. Dombaumeister Hensen gewährte manche wertvolle Auskunft aus dem 19ten Jahrhundert. Ferner danke ich den Herren Oberstudienrat Prof. Dr. Schirmeyer, Prof. Dr. C. Th. Möller und Med. Rat Dr. R. von Bruch in Osnabrück für ihr freundliches Entgegenkommen. Herr Küster Eichholz machte sich durch seine unermüdliche Hilfe verdient. — Es ist dem Verfasser leider nicht gelungen, die ehemals im Dom- und Stiftsarchiv aufbewahrten Pläne und Aufmessungen des Domes aus der Zeit der Erneuerungen des 19.ten Jahrhunderts der Forschung zugänglich zu machen. Vielleicht gelingt es der lokalen Geschichtsforschung, diese Pläne wieder ans Tageslicht zu bringen und für die Forschung auszuwerten. — Die Fotos, sowie die Aufmessungen und Rekonstruktionen wurden vom Verfasser selbst angefertigt. Für den Aufriß des Südturmes wurde eine im Regierungsbauamt zu Osnabrück bewahrte und freundlich zur Verfügung gestellte Skizze benutzt. Für den Gesamtgrundriß liegt die Aufmessung im Inventarwerk zu Grunde. Für die Umzeichnung der Aufmessungen für den Druck bin ich der freundl. Hilfe der Herren dipl. ing. V. Kotrba (Günzburg), Reg. Baumeister Oberdieck (Kiel), dipl. ing. Weber (Burgsteinfurt) und dipl. ing. Weddig (Flensburg) dankbar verpflichtet.

Kiel am 12. April 1937.

Ludwig Rohling.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547221_0002

EINLEITUNG.

In den letzten Jahrzehnten kunstgeschichtlicher Erforschung der mittelalterlichen Baudenkmale Westfalens ist der Dom zu Osnabrück der am meisten vernachlässigte gewesen. Seit dem bisher einzigen Versuch einer monographischen Behandlung durch Nordhoff (1889) ist dem Dom keine umfassende Untersuchung, die ihre Ergebnisse dem Stand der heutigen Forschung angeglichen hätte, zuteil geworden. Diese stiefmütterliche Behandlung eines der bedeutendsten Denkmale westfäl. mittelalterl. Baukunst, die in ihrer Bedeutung für die gesamtdeutsche Entwicklung heute nicht mehr unterschätzt wird, mag ihre Gründe in der Schwierigkeit klarer Aussonderung romanischer Bauteile haben, sowie in der unsicheren Wertung des für die Gesamtentwicklung scheinbar weniger wichtigen spätromanischen Hauptbaues, der den Forscher dem Dilemma zwischen der urkundlichen Spätdatierung und der stilistisch vermeintlich früheren Form des noch basilikalen Raumschemas überläßt. Beide Fragen sollten ursprünglich gemeinsam in dieser Arbeit überprüft werden, doch ergab sich bald die Notwendigkeit, die erste abzutrennen und umfassender zu behandeln, da erst eine genauere Analyse der romanischen Bauteile des Domes die notwendige Grundlage für eine Untersuchung über den Bau des 13.ten Jahrh. und zugleich dessen deutende Erklärung bietet. Eine Deutung des spätromanischen Neubaues, der in seiner Gesamtplanung Rücksicht auf ältere Gegebenheiten nehmen mußte, und seiner bedingten Lösungen und Veränderungen ist nicht möglich ohne eine voraufgehende weitgehende Klärung über die älteren Bauvorgänge und die daraus überkommenen romanischen Reste. Alle bisherigen baugeschichtl. Untersuchungen krankten an dieser Verquickung verschiedener Bauperioden, die den Sachverhalt verschleierte. Schon Georg Dehio, der einer Klärung der Baugeschichte bisher am nächsten kam, klagt im Handbuch[1]: „baugeschichtl. noch nicht genügend untersucht und festgestellt sind die älteren Bestandteile, d. i. der Vierungsturm, der Zwischenbau der W.türme und der ganze Aufbau des N.W.turmes". Diese Lücke, soweit es vom Stande heutiger Kunst-

[1] Handbuch D. Dtsch. Kunstdenkmäler Bd. V. 1928. S. 399.

geschichtforschung möglich ist, zu schließen, setzt sich die vorliegende Arbeit als begrenztes Ziel. Nur in der Behandlung des urkundlichen Teiles ist die einheitliche Erfassung und Deutung des vorliegenden Materials zur Baugeschichte schon auf das 13.te Jahrh. mit ausgedehnt, wie auch sonst der Bau des 13.ten Jahrh. immer im Auge behalten wurde.

Darüber hinaus ergaben sich im Verfolg der Arbeit zu lösende Einzelfragen, deren Behandlung über die Baugeschichte des Domes selbst hinaus Beiträge zur Erforschung stilgeschichtlicher Entwicklungen der gesamtdeutschen bzw. sächsischen romanischen Architektur zu liefern versuchen, so der Entwurf einer morphologischen Entwicklung des jonisierenden Kapitells innerhalb der roman. Baukunst und der erste Entwurf einer einheitlichen morphologischen Entwicklung der Grundrißform des „West-Riegels" in Sachsen. Ferner mußte das Problem der zeitlichen Fixierung frühester Wölbung in Westfalen sowie oktogonaler Vierungstürme erneut gestreift werden und auch die Entwicklung des quadratischen Schematismus in der sächsischen Baukunst in der Zeit um 1100 in einem neuen Licht dargestellt werden. Ähnlich geben zahlreiche andere kleine Einzelfragen Anlaß zu grundsätzlicher Besinnung und Umschau.

Die verhältnismäßig geringen Reste des alten romanischen Domes lassen eine ganz eindeutig befriedigende Rekonstruktion des Zustandes um 1200 allerdings noch nicht zu. Nur ausgiebige Grabungen könnten uns Gewißheit über manche noch schwebende Fragen vor allem des östlichen Abschlusses geben. Wenn diese Gesamtrekonstruktion daher nicht in allen Punkten allgemeine Anerkennung oder Bestätigung finden sollte, so darf der Verfasser doch für sich die Meinung ins Feuer führen, daß nicht „diejenige Theorie die wertvollste ist, die am richtigsten erscheint, sondern die zum Denken und Weiterarbeiten anregt"[3].

[3] W. Reitsch: in Marburger Jahrb. Bd. IV. 1928. S. 167.

DIE LITERATUR ÜBER DEN DOM ZU OSNABRÜCK.

Ein Überblick über die literarischen Äußerungen über den Dom und die im Laufe der Beschäftigung der historischen und kunsthistorischen Forschung mit seiner Geschichte geäußerten Ansichten und Theorien über seine Baugeschichte und seine historische Einordnung ist zur Erklärung und Herleitung des heutigen Forschungsstandes notwendig und wird uns in die Materie selbst entsprechend einführen. Hierbei muß auch die an sich unwesentliche, populäre und meist unerfreuliche Literatur (Führer etc.) Erwähnung finden, da in ihr oft Hinweise auf die zahlreichen am Dom vorgenommenen Restaurierungen und den Zustand des Domes im 19ten Jahrh. zu finden sind.

Schon 1789 gibt uns J. E. Stüve in seiner „Geschichte des Hochstifts Osnabrück"[3] die erste Beschreibung des Domes und macht den ersten und als solchen bemerkenswert frühen Versuch, die Baugeschichte des Domes mit überlieferten Urkunden in Einklang zu bringen. Die Urkunden vom Brand des Domes im 13ten Jahrh. waren Stüve noch nicht bekannt. Die Urkunde vom Brand des Domes um 1100 ist zum ersten Mal von J. Möser in seiner „Osnabrückischen Geschichte"[4] 1780 veröffentlicht worden. Mit der Baugeschichte selbst hat sich J. Möser jedoch noch nicht weiter auseinandergesetzt.

Die „Geschichte der Stadt Osnabrück" 1816 von Friderici und Stüve[5] bringt wohl zur Benefizial- und zur politischen Geschichte des Domes einiges neue Material, läßt sich jedoch über den Dom im besonderen garnicht aus. —

Auch Sudendorff widmete zwar in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Osnabrück" 1842[6] dem Dome ein Kapitel, gibt darin aber keinerlei baugeschichtliche Beschreibung, sondern nur,

---

[3] J. E. Stüve: Beschreibung und Geschichte des Hochstifts und Fürstenthums Osnabrück mit einigen Urkunden. Osnabrück 1789. S. 34–38.

[4] J. Möser: Osnabrückische Geschichte mit Urkunden. Berlin und Stettin 1780 (Teil III, 1824 hrsg. von C. Stüve).

[5] Friderici und Stüve, Geschichte der Stadt Osnabrück. Osnabrück Bd. I–IV, 1816/17, 1826.

[6] Sudendorff, Beiträge zur Geschichte der Stadt Osnabrück. In: Zeitschr. des Ver. f. Gesch. u. Altersk. Westf. Bd. V. Münst. 1842, S. 201 ff.

aufbauend auf Mösers „Osnabrückischer Geschichte", unter Zitierung zahlreicher, neuer Urkunden, eine Aufzählung der historischen Überlieferungen und eine erstmalige Zusammenstellung der Nachrichten über die Kapellen und Altäre im Dome, mit der er eine breite soziologische Schilderung des kirchlichen Benefizialwesens (vornehmlich des 12ten und 13ten Jahrh.) verbindet. Die Urkunden des Domneubaues im 13ten Jahrh. waren auch ihm noch unbekannt.

Auch der weitgereiste und vielwissende Lokalhistoriker W. Abeken, der in seiner für seine Zeit außergewöhnlich soliden und gründlichen baugeschichtlichen Untersuchung über die Marienkirche zu Osnabrück (ebenfalls 1842)[7] auch in einem Excurs den Dom in Grundriß und Gliederung erstmalig schildert und ästhetisch würdigt, schreibt den heute bestehenden Bau noch dem 12ten Jahrh. zu, da ihm Urkunden über den Bau des 13ten Jahrh. noch unbekannt sind. Jedoch macht er bereits von einem für seine Zeit großen kunsthistorischen Scharfblick geleitet, Scheidungen innerhalb der romanischen Bauelemente (die er noch „byzantinisch" statt „romanisch" benennt) und weist die ihm älter erscheinenden Teile des nordwestlichsten Seitenschiffjoches und den östlichen Teil des Kreuzganges einer Bauepoche zu, die er dann — allerdings noch fehlgeleitet — dem ältesten, noch von Karl dem Großen gestifteten Dome zuweisen möchte. Er vergleicht die damals noch unter dem Barockstuck unberührt vorhandenen Schmuckelemente des Domes sehr richtig mit den ihm bekannten Kirchen des Klosters Gertrudenberg (bei Osnabrück) und des Klosters Oesede, die er allerdings auch irrtümlich beide in das 12te Jahrh. verweist, wozu er aus Stiftungsurkunden die Berechtigung herleitet. Den Übergangsstilcharakter des Domes erkennt er zwar schon in den Spitzbogenformen und der „größeren Zierlichkeit" der Ornamentik, weist aber alles rundbogige noch in die ältere romanische Epoche. Sehr richtig hinwiederum beobachtet ist die „entschiedene Übereinstimmung" des alten (in der Kirche jetzt eingebauten) W.turmes der Marienkirche in seiner ornamentalen Gliederung „mit den Arbeiten des Domes". In diesen nur nebenbei formulierten knappen Notizen sehen wir den ersten beachtlichen Versuch zu einer kunsthistorischen Würdigung des Domes und einer Stufung seiner Baugeschichte gemacht.

In W. Lübkes „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen" (1853)[8] bemächtigt sich zum ersten Mal auch die junge kunsthistorische

[7] W. Abeken, Die Marienkirche zu Osnabrück, Osnabrück 1842.
[8] Leipzig 1853. S. 122—126.

Fachwissenschaft der Probleme, die der Osnabrücker Dom stellt. Zugleich ordnet sie ihn zum ersten Mal in den Gesamtzusammenhang der westfälischen Architektur und darüber hinaus in die deutsche Kunstgeschichte ein und führt damit den Dom von Osnabrück in das Bewußtsein der gerade entstehenden großen Kunstgeschichtsschreibung und den festen, der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemachten, deutschen Denkmälerbestand ein. Lübke weist jetzt auch in richtiger Erkenntnis des sich im bestehenden Dom repräsentierenden Übergangstiles und dessen historischer Einordnung den letzten Neubau des Domes in das 13te Jahrh. Da ihm die entscheidenden Urkunden für das 13te Jahrh. noch unbekannt sind, fußt diese Zuordnung noch auf rein stilistischer Analyse. „Mag immerhin keine geschriebene Nachricht von einem in jener Zeit stattgefundenen Baue reden: wir sind es schon gewohnt, die Chroniken gerade über die bedeutsamsten Taten der Kunstgeschichte aus jener schöpfungsmächtigen Epoche schweigen zu sehen". Gemäß dieser Erkenntnis spricht Lübke denn auch die früheren romanischen Bestandteile des Domes (nordwestl. Seitenschiffjoch, Ostkreuzgang) dem Dombau um 1100 zu, mit Ausnahme der 1141 errichteten W.türme. Lediglich für den Vierungsturm, in dessen oberem Aufbau er bereits das letzte Stockwerk als dem 13ten Jahrh. zugehörig erkennt, will er die Mutmaßung offenlassen, daß er einem noch vor 1100 existierenden Baues bereits angehört habe und durch den Brand von 1100 unversehrt geblieben sein könne. Innerhalb des Dombaues des 13ten Jahrh. scheidet er bereits in sehr feinfühliger Analyse — wenn auch nur sehr zaghaft angedeutet — drei Stilabschnitte: als ersten das Langhaus, als zweiten die Vierung mit den verschieden gearteten beiden Querschiffen, als dritten, letzten und in der Entwicklung am weitesten vorgeschrittenen den Ostchor. So ergibt sich bei ihm bereits ein von Westen nach Osten vorschreitender Bauvorgang. In den rundbogigen Öffnungen der Querschiffe zum Chorumgang erkennt Lübke bereits die Rudimente der ehemaligen Seitenapsiden. Aus dem höheren Niveau des Chores schließt Lübke auf die mögliche ehemalige Existenz einer Krypta, die später verschüttet worden wäre. Auch die auffallende Erscheinung der Außenverblendung des Langhauses wird von ihm zum ersten Mal hervorgehoben. Die übrigen Stileinzelheiten (wie der blinde, zwei Arkaden umschließende Bogen Echternacher Systems) und die Ornamentik des Baues der Übergangszeit erfahren durch Lübke eine feinsinnige Analyse und Interpretation. Im Rahmen der west-

fälischen Architektur des 13ten Jahrh. erhält so der Dom bei Lübke eine ihm gemäße, ganz neue Einordnung.

Auf diesen Erkenntnissen und Ergebnissen fußt denn auch die Beschreibung und Einordnung des Osnabrücker Domes in der gesamt-abendländischen Architekturgeschichte bei Schnaase[9] und bei Kugler[10], die beide seiner Würdigung im Rahmen ihres Gesamtwerkes einigen Raum geben und ihn in zeit- und stilgeschichtlichen Zusammenhang zu den Domen von Münster, Minden und Bremen bringen und vor allem dem Stilelement des rechtwinkligen Chorschlusses und der Auflockerung des Obergadens der Chorwände Beachtung schenken, weil sie in diesem zeitlich jüngsten Bauglied eine stilgeschichtlich bedeutende Sonderlösung westfälischer Eigenart und am meisten die der Frühgotik zueilende Fortschrittlichkeit zu verspüren glauben. — Damit ist der Dom von Osnabrück ein für allemal in die große Zusammenfassung der abendländischen Architekturgeschichte einbezogen.

Gleichfalls fußt wohl W. Lotz in seiner Kunsttopographie Deutschlands 1862[11], einem ersten Vorläufer des heutigen Handbuches der Kunstdenkmäler von G. Dehio, auf den Angaben Lübkes, deren Wesentlichstes er zu kurzen Sätzen verarbeitet.

Für das Jahr 1863 wird bei Mithoff[12] eine Beschreibung des Domes erwähnt, auf der er selbst großen Teils zu fußen scheint. Von dieser Beschreibung (unbekannt, von wem verfaßt und wo aufbewahrt) ist mir leider nichts zu Gesicht gekommen. Sie würde sicherlich wichtige Aufschlüsse über den Zustand des Domes vor den entstellenden Restaurierungen des 19ten Jahrh. geben können.

1874 gibt H. Otte in seiner „Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland"[13] eine eingehende Baubeschreibung des Domes, die auf Lübke fußt und in nichts über ihn hinausgeht, auch nicht den Versuch macht, den Dom in die Gesamtentwicklung der deutschen romanischen Architektur fester einzugliedern. — Ebenso bringt die eingehende Beschreibung des Domes in R. Dohmes „Geschichte der deutschen Baukunst" 1885/88[14] keinerlei neuen

---

[9] K. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter, Düsseldorf 1869—72, S. 382 und 399.

[10] Kugler, Geschichte der romanischen Baukunst (Geschichte der Baukunst Bd. II, Stuttgart 1859, S. 435—36, S. 442—43.

[11] Kunsttopographie Deutschlands, Bd. I, Norddeutschland 1862 Kassel, S. 487.

[12] Mithoff, in: Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen, Bd. VI, (1879), S. 108 ff.

[13] H. Otte: Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Teil I, Gesch. der rom. Bauk. Leipz. 1874 S. 199—200, S. 592

[14] R. Dohme: Geschichte der deutschen Baukunst, 1885—88, Berlin, S. 240 ff.

Gesichtspunkt. Seit der Behandlung Lübkes ähneln sich die baugeschichtlichen Darstellungen des Domes in den jetzt wie Pilze aus dem Boden schießenden populären Architekturgeschichten wie ein Ei dem anderen. Hier erkennt man bereits, zu welch stereotyper Auffassung und individueller Beziehungslosigkeit die kunstgeschichtliche Betrachtung erstarren kann.

Ein Unikum des Unverstandes ist die kurze Beschreibung, die sich der Dom in „Pipers Monatsschrift für deutsches Städtewesen“[15] 1860 gefallen lassen muß.

1878 faßt endlich einmal C. Berlage (unterstützt von dem Architekten Lütz)[16] vom Standpunkt der lokalhistorischen Forschung alle historischen Nachrichten über den Dom, denen er manches Neuaufgefundenes hinzufügt, zusammen und vergleicht diese historischen Gegebenheiten mit den kunsthistorisch analytischen Betrachtungen Lübkes, wobei sich denn eine recht brauchbare detaillierte und stufenreiche Baugeschichte des Domes aus dem Dunkel zu schälen beginnt. Die Ausführungen von Berlage, dem kunsthistorische Betrachtung fernlag, sind auch heute noch eine Fundgrube für den sich mit der Geschichte des Domes und seiner Altertümer Beschäftigenden. Selbst die Baugeschichte des 13ten Jahrh. gewinnt unter Berlages Sicht, die die großen Papsturkunden der Ablaßgewährungen für den Domneubau um 1270 noch garnicht kennt, an Hand zahlreicher kleinerer Urkunden eine schon ziemlich deutliche Gestalt. Es ist bezeichnend, daß diese kleineren Urkunden des 13ten Jahrh. in der Forschung um den Dom nach Berlage vollkommen in Vergessenheit geraten sind. Berlage und Lütz geben auch als erste den Versuch einer Gesamtrekonstruktion der nach dem Brand von 1100 neu erbauten Domkirche, die im wesentlichen so vollständig und glaubwürdig ist, daß man sie heute noch mit einigen Abänderungen und Hinzufügungen als gesichert übernehmen kann.

Die urkundlichen Zusammenstellungen über den Dom und seine Altäre durch H. Dühne in seiner populären „Geschichte der Kirchen und der Reformation im Fürstentum Osnabrück“[17] 1879 behandeln

---

15 In einem Aufsatz „Osnabrück, ein Städtebild“, Jahrg. VI, Heft 8, 1860; Frankfurt/Oder, S. 586. Darin heißt es: „Das Lang-Haus ist byzantinischen Stils mit Säulen aus buntem Marmor und einer außerordentlich zusammengesetzten Portalhalle an der N.seite“.

16 Berlage-Lütz: Mitteilungen über die kirchlichen Altertümer Osnabrücks (in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde. Bd. XI, Osnabrück 1878, S. 295 ff.

17 H. Dühne, Geschichte der Kirchen und Reformation im Fürstentum Osnabrück. Osnabrück 1879, S. 1—7.

oberflächlich das Bekannte, sind wissenschaftlich, da ohne Herkunftsnachweise, unbrauchbar und bilden nur einen Abklatsch der Sudendorffschen Aufzeichnungen über Kapellen, Altäre und Benefizialien im Dom. Im einzelnen sind sie häufig unrichtig.

Im Rahmen zweier größerer Publikationen, nämlich des alten Inventars der Provinz Hannover 1879[18] herausgegeben durch den in seiner geschichtl. Quellenkenntnis z. T. heute noch unübertroffenen Bauinspektor Mithoff und des von dem Hannoveraner Bauinspektor und Dozenten C. W. Hase redigierten Werkes „Die mittelalterlich Baudenkmale Niedersachsens" 1883[19], in dem H. Campe den Osnabrücker Dom behandelt, erfährt der Dom zwar eine ausführliche, aber im ganzen wenig förderliche Behandlung. Selbst die eigens dafür angefertigten Zeichnungen (bei Mithoff: Grundriß, Längendurchschnitt und Nordansicht) (bei Campe: Nordansicht, Längendurchschnitt, Grundriß, Choransicht, Kreuzschiffquerschnitt, Chorinnenansicht, Details aus Kreuzgang und Sakristei) sind schon von Nordhoff 1889 mit Recht als unzulänglich und wissenschaftlich nicht brauchbar erkannt und beanstandet worden[20]. Nordhoffs strenge Kritik: „Unter welcher Form auch immer unreife und wurmstichige Ware auftischen ist umso verderblicher, als diese so leicht die ernste Forschung oft langehin beschleicht und durchdringt"[20] erscheint so nur zu gerechtfertigt, fühlen wir uns doch noch heute oft diesen ansteckenden Folgen ausgesetzt, wenn es uns nicht möglich ist, unseren Quellen auf den Grund zu gehen. Ebendeshalb ist es auch bei einer gründlichen Behandlung eines Objekts unbedingt notwendig, die Literatur und ihre Aussagen bis zu ihren Ursprüngen zu verfolgen und auf ihren Bestand hin zu überprüfen und nicht immer wieder kritiklos zu übernehmen. Ebendarum ist auch diese erstmalige breite Auseinandersetzung mit der gesamten Literatur über den Dom vor allem erst einmal notwendig, um der kunsthistorischen Erforschung dieses Bauwerkes wieder einmal freie Bahn zu schaffen. — Die Kritik Nordhoffs scheint einem, wie Nordhoff selbst sagt „so erfahrenen Schriftsteller wie Mithoff, wel-

[18] Kunstdenkmäler und Altertümer im Hannoverschen Bd. VI, 1879, Hannover — S. 105—109.

[19] Die mittelalterlichen Baudenkmale Niedersachsens redigiert von C. W. Hase, Bd. III, Hannover 1883.

[20] Die Oberflächlichkeit, mit der Campe auch in seinem Text abschreibt, ohne sich vom Augenschein selbst zu überzeugen, wird bezeugt durch Campes Erwähnung der von Lübke noch gepriesenen spätromanischen Chorschranken der Vierung, die aber zur Zeit der Campeschen Beschreibung bereits garnicht mehr vorhanden waren und deren Verlust schon Berlage (den Campe garnicht verarbeitet hat), bereits 1878 beklagt.

cher sich ohne Ermüden und mit vielem Verdienste der Kunstforschung seiner Heimat angenommen hat" gegenüber allerdings nicht so angebracht, wie bei Campe. Stellt doch Mithoff mit außerordentlichem Fleiß und wissenschaftlich korrekten Herkunftsnachweisen alles über den Dom irgendwie Erfahrbare breit zusammen, was ja auch den Zweck eines Inventars eigentlich ausschöpft. Zwar gibt er in manchen baubeschreibenden Angaben ungenaue oder falsche Angaben „die zu Korrekturen Anlaß geben". Auch mit den Mängeln seiner Baugeschichtskonstruktion sich im einzelnen auseinanderzusetzen, ist jetzt nicht mehr angebracht, da Nordhoff dies größtenteils richtiggestellt hat. Über Nordhoff hinaus bietet aber die inhaltsreiche Beschreibung Mithoffs manche interessante Einzelheit, die ohne seine Akribie und Genauigkeit nicht mehr bekannt sein würde. Außerdem geht die minutiöse Einzelbeschreibung Mithoffs z. B. der Nordquerschiffassade, der Ornamentik des Nord- und Südportales, des Kreuzganges, der erhaltenen Inventarstücke, der Restaurationsmaßnahmen, die auf aufmerksamer Autopsie beruht, über alles Bisherige hinaus, wenn sie auch an baugeschichtlicher Deutung oder kunsthistorischer Einordnung hinter Abeken oder Berlage zurückbleibt.

Folgende 1887 erfolgte, bedeutsame Anregung, von der Nordhoff uns berichtet[21], blieb leider ohne Auswirkung: „Den so erreichten Stand der Baubeschreibung zu bestätigen, zu korrigieren, im Hinblick auf das beregte Denkmal zu erweitern und letzterem zu seinem historischen Recht zu verhelfen", schrieb die Philosophische Fakultät der Königlichen Akademie zu Münster für das Jahr 1887/88 folgende Preisaufgabe aus: „Archäologische und stilistische Beschreibung des Doms zu Osnabrück unter steter Rücksichtnahme auf die allgemeine Kunstgeschichte und mit genauer Angabe der Quellen und Hülfsmittel". Dieselbe entging der Lösung. „Man darf wohl sehr bedauern, daß damals diese Aufgabe ungeleistet blieb, hätte doch beim damaligen zum Teil noch nicht restaurierten Zustande des Domes eine solche Arbeit Manches heute Verlorene und nicht mehr Erkennbare der Nachwelt mitteilen können. Umso mehr darf es dem Verfasser zur Ehre gereichen, der gleichen Fakultät der nunmehr Westfälischen Friedrich-Wilhelms-Universität dieses schon einmal von ihr angeregte Thema als Dissertation behandeln und einreichen zu dürfen, zumal seit jenem Jahr trotz der kurz darauf 1889 erscheinenden zusammenfassenden Behandlung Nordhoffs diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfange ungeleistet blieb.

[21] Nordhoff, a. a.

Diese erste und bis zu dem im Vorliegenden unternommenen Versuch einzige, monographische Behandlung des Domes, die J. B. Nordhoff 1889 im Rahmen seiner Aufsatzfolge „Die westfälischen Domkirchen“[22] unternommen hat, ist heute jedoch auch bereits in vielen Teilen von der kunsthistorischen Forschung überholt und läßt eine Reihe von Fragen ungeklärt, wie es ja auch heute noch nicht möglich ist, alle Probleme, die dieser Dom in sich birgt, endgültig zu lösen und der Verfasser sich bewußt ist, daß auch er nur ein Stück auf dem Wege der Erforschung dieses Monumentes leisten kann. — Zu Nordhoffs Darstellung, als der letzten größeren Behandlung des Themas wird im Laufe dieser Untersuchung noch im Einzelnen Stellung zu nehmen sein. Ihre Gedankengänge sind verwickelt und verwirrend und komplizieren die im großen und ganzen so einheitliche Baugeschichte ganz unnötig. Vollends unglücklich erscheinen heute die mit aller Spitzfindigkeit und einem umfangreichen wissenschaftlichen Apparat konstruierten Zuschreibungen umfassender Gebäudeteile (Vierungsturm, W.türme und Gesamtanlage) an den als Baumeister seiner Zeit oft genannten, berühmten Bischof Benno von Osnabrück (1067—1088). Diese Zuschreibungen sind bei dem heutigen Stande kunstwissenschaftlicher Detailforschung nicht mehr haltbar und außerdem durch Urkunden auch nirgends gerechtfertigt. Diese gewaltsame und forciert betriebene Zurechtbiegung der baulichen Gegebenheiten zu charakteristischen Stilelementen noch des 11ten Jahrh., die es so ermöglichen soll, diese dem berühmten Architekten und Bischof als Zeugnis auch seiner Betätigung in seiner eigenen Diözese zuweisen zu können — eine ebenso verführerische wie umwälzend bedeutsame Hypothese — ist es wohl vor allem, die den Wert dieser Arbeit als solcher auch beeinträchtigt. Hätte doch mindestens wissenschaftliche Gründlichkeit und Skepsis zu starker Zurückhaltung Anlaß geben müssen. — Auch die Baugeschichte des 13ten Jahrh. bemüht sich Nordhoff[23] zurückzudatieren; die offensichtlich eingetretene Brandkatastrophe verlegt er (allerdings mangels Urkunden) in die Zeit um 1200. Doch hätten ihm schon Berlages Notizen einen zeitlichen Annäherungswert für die Zeit dieser Katastrophe um 1250 als gegeben finden lassen können.

---

[22] J. B. Nordhoff, Die westfälischen Domkirchen, Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, Heft 88—90, Jahrgang 1889—91, Bonn. — Der Dom zu Osnabrück Jahrgang 1889.

[23] Nordhoff, a.O. S. 215.

Daß auch die Beobachtungen Nordhoffs nicht immer ganz dem Baubefund entsprechend sind, hat schon kurz darauf (1890) Bergmann[24] in ergänzenden Bemerkungen zu Nordhoffs Aufsatz kritisch vermerkt. Vorzüglich die völlig aus der Luft gegriffene, kuriose Behauptung Nordhoffs, daß die Treppentürmchen der Westfront später eingefügt seien, erfährt hier ihre Richtigstellung[25]. Auch Nordhoffs nicht sehr begründete These einer Kryptenanlage (von Mithoff zuerst aufgebracht) erfährt hier ihren Widerspruch. Die Bemerkungen Bergmanns sind erheblich sachlicher und knapper gehalten als die weitschweifigen Ausführungen Nordhoffs. Darüber hinaus macht Bergmann auf einige sehr beachtenswerte Einzelheiten aufmerksam, die von seiner scharfen Beobachtungsgabe zeugen und die Nordhoff entgangen waren.

Im Jahre 1898/99 erschien Bd. III des Osnabrücker Urkundenbuches[26], der die Urkunden über den Dombrand 1254 und die Neuweihe 1277 erstmalig veröffentlichte. Dadurch wurden erst festere Unterlagen zur näheren Datierung der Baugeschichte des 13ten Jahrh. der kunsthistorischen Forschung an die Hand gegeben. Diese finden wir dann in den nach diesen Zeitpunkt erschienenen Werken verwertet.

Gelegentlich des Katholikentages 1901 in Osnabrück entstanden zwei kleine kunsthistorische Monographien über Osnabrück und seine Kunstdenkmäler. Die eine von Aloys Wurm[27] gibt auch eine ausführliche Baubeschreibung des Domes. Der Text ist ein typisches Beispiel für die trockenen Zusammenfassungen jener Zeit, die alles aus zweiter Hand entnehmen (hier von Lübke und Mithoff) und nichts von Eigenem hinzufügen. Auch die Notizen, die Schriever in seinem Führer durch den Dom zu Osnabrück[28] über die Baugeschichte des Domes gibt, konnten wohl nur bei ziemlicher Unkenntnis der bereits vorhandenen älteren Literatur entstehen und sind ein typisches Produkt der nüchternen historischen Gründerjahre. Die bereits veröffentlichten Daten des 13ten Jahrh.

---

24 Bergmann, Der Dom zu Osnabrück in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde, Bd. XV, Osnabrück 1890, S. 401 ff.

25 Wie lange solch wilde Hypothesen wie diese sich noch unheilvoll auswirken können, verrät die sonst ausgezeichnete Arbeit über den Dom zu Minden von Ritter (1925), die das W.werk von Osnabrück kurz streift. vgl. diese S. 55.

26 Osnabrücker Urkundenbuch, Bd. III, 1251—1280, Osnabrück 1898/99.

27 Aloys Wurm: Osnabrück. Seine Geschichte, seine Bau- und Kunstdenkmäler. Ein Städtebild. Osnabrück 1901.

28 Schriever: Der Dom zu Osnabrück und seine Kunstschätze, Osnabrück 1901.

kennt Schriever noch nicht. Ein merkwürdiger Absinkevorgang der historischen Betrachtungsweise, die lediglich hintereinander Material aufzählt, ohne es verarbeiten zu können. Diese beiden Büchlein sind eine kulturgeschichtlich bemerkenswerte Parallele zu den kurz vorher im Dom errichteten historisierenden Einbauten des Domlettners und der übrigen geschmacklosen Ausstattung und Ausmalung des Domes.

Eine sehr sichere und klare Erfassung erfährt der Dom dann durch G. Dehio, der im Laufe seiner Forschungstätigkeit an dreifacher Stelle Gelegenheit genommen hat, den Dom zu analysieren und einzuordnen. Man spürt am Objekt des Domes nach so vielen tastenden Versuchen, sofort die sichere Hand des bedeutenden Wissenschaftlers, dessen Aussage jedesmalig eine neue, aufschlußreiche und wegweisende und in gewisser Weise auch endgültige ist. In seiner „Baukunst des Abendlandes" 1892[29] umreißt Dehio in knappen Sätzen und Anmerkungen eine neue Einordnung des Domes, die ihn in Beziehung zur rheinischen, südfranzösischen und normannischen Baukunst einerseits und der mitteldeutschen Architektur der Übergangszeit andererseits setzt. — In seinem Handbuch der Kunstdenkmäler 1912[30] prägt er dann das sehr umrißklare und ziemlich gesichert erscheinende Gesicht einer Baugeschichte, wobei die noch nicht genügende Untersuchung der älteren Bauteile betont wird. Als Grundlage seiner Erkenntnisse hat Dehio wohl das neue Inventar (bearbeitet von Siebern 1907) gedient, in dem erstmalig der Zeitraum 1254—77 als Hauptbauzeit des heute bestehenden Domes in seiner Bedeutung voll erkannt ist. Nordhoffs Ansichten bleiben auch von Dehio völlig unberücksichtigt. — Ein Auszug vor allem der ästhetischen Elemente ist dann die knappe Würdigung, die der Dom 1919 in Dehios „Geschichte der deutschen Kunst"[31] findet.

Das erwähnte Inventarwerk des Regierungsbezirkes Osnabrück[32] bringt in seiner bautechnischen Aufnahme und Beschreibung des Domes doch nur einen Annäherungswert. Die maßgenauen Zeichnungen (Grundriß, Querschnitt, Längenschnitt, Nordansicht und zahlreiche Details) geben einen ersten Ersatz für die wertlosen Aufnahmen Mithoffs und Campes. Als Grundlage für eine maßgenaue Rekonstruktion des Domes des 12ten Jahrh. ist jedoch der viel zu klein wiedergegebene Grundriß des heutigen Domes nicht zu verwerten. Kleinigkeiten sind auch diesen Zeichnungen entgangen, wie

[29] G. Dehio und G. von Bezold: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Bd. I, Stuttgart 1892.
[30] Bd. V, Nordwestdeutschland 1912.
[31] Geschichte der deutschen Kunst, Bd. I, 1919.

auch im Text kleine Ungenauigkeiten und falsche Vermutungen zu verzeichnen sind. Das Abbildungsmaterial wünschte man bei der heutigen Ausbildung der photographischen Technik reichhaltiger; doch geben die ganz ausgezeichneten 19 großen Aufnahmen, in denen die Staatliche Bildstelle Berlin glücklicherweise z. T. noch das Aussehen des Domes vor seiner im Jahre 1893 begonnenen entstellenden Bemalung uns bewahrte, einen willkommenen, wenn auch nicht jedermann zugänglichen Ersatz, der für den Betrachter der Baugeschichte ein unentbehrliches Hilfsmittel darstellt und ihm die umfassende Anschauung des Domes bequem vermittelt[33]. Die Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle stammen aus dem Jahre 1899. Außer den Urkunden des 13ten Jahrh. bringt das genannte Inventar keine neue Erweiterung für die Baugeschichte. Doch sind die urkundlichen Belege für diese doch baugeschichtlich umwälzende These nicht näher angegeben. Sie fußen aber wohl auf den im Osnabrücker Urkundenbuch (Bd. III, 1898) veröffentlichten Urkunden Nr. 121 und 124. — Nordhoffs Theorien finden auch hier kein Echo. Die Literatur über den Dom ist hier erstmals gesammelt, wenn auch unvollständig und ungenau angegeben und im Text nicht mehr im einzelnen zitiert.

Ein Aufsatz in der Kölnischen Volkszeitung[34] berichtet von den neuen Wandmalereien im Dom, die von dem Hildesheimer Maler Schnelle von 1892 an durchgeführt wurden. In einer Beschreibung eben dieser Wandmalereien erschöpft sich im wesentlichen der Aufsatz von Rhotert: Ein Rundgang durch den Dom zu Osnabrück[35]. Ebendort finden sich noch einige interessante Inventarnachrichten. — Diese Wandmalereien sind in Alfreds Lichtwarks „Reisebriefen"[36] Gegenstand heftiger Kritik. Außerdem finden sich bei Lichtwark noch einige ästhetische Notizen über den Dom. — Über „Die Sicherungsarbeiten am Dome zu Osnabrück" berichtet Dolfen in der Osnabrücker Volkszeitung[37]. —

P. Frankl, der im Rahmen seines Handbuches „Die frühmittelalterliche und romanische Baukunst" 1926[38] als Grundtendenz der westfälischen Baukunst des 13ten Jahrh. ihre posthume Sonderentwicklung betont, die er somit historisch kritisch etwas entwertet,

---

32 Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, bearbeitet von H. Siebern und E. Fink, Bd. IV, Reg.bzk. Osnabrück, Teil I und II, Stadt Osnabrück.
33 Staatl. Bildstelle Nr. 407, 1—20, Format A.
34 Kölnische Volkszeitung, 8. XII. 1895.
35 Hauskalender auf das Jahr 1925 für das Bistum Osnabrück und das Großherzogtum Oldenburg. Osnabrück 1925, Verl. B. Wehberg.
36 hrsg. von G. Pauli, Hamburg 1923, Bd. 1, S. 189.
37 Osnabrücker Volkszeitung, 1925, Nr. 356, 62. Jhrg. 25. XII.

jedoch ästhetisch als reizvoll gelten läßt, weist dem Dom insofern in der Bewertung eine neue Stelle zu, als er ihn ganz verschweigt und sagt: „Eine überragende Stellung haben eigentlich nur der Dom in Münster, die Münsterkirche in Herford und der Dom zu Paderborn". Dies gilt jedoch nur für ihre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung im Bereich der gesamtromanischen Baukunst.

V. C. Habicht, der den Dom oberflächlich in einen nur sehr vage umschriebenen niedersächsischen Kunstkreis[39] einordnen möchte, fügt der Klärung der älteren Baugeschichte nichts hinzu, behauptet aber erstmals und ohne jeden Beweis, daß der alte, romanische Ostchor schon wie der heutige gerade geschlossen gewesen wäre und verschweigt geflissentlich die rein westfälische Stilzugehörigkeit des Baues des 13ten Jahrhunderts.

Mit diesem Bau des 13ten Jahrhunderts, seiner stilisitischen Einordnung und Datierung, hat sich neuerdings H. Eggert[40] auseinandergesetzt. Er ordnet den Osnabrücker Chorbau sehr richtig in eine Entwicklungsreihe: Köln St. Aposteln, Köln St. Kunibert, Münster Dom, Osnabrück Dom, Osnabrück St. Johann, Bremen Dom, ein und charakterisiert ihre Verschiedenheiten sehr klar. In der Datierung des Langhauses bleibt Eggert schwankend; das Schiff selbst will er mit dem Datum 1218 in Verbindung bringen, die Gewölbe hinwiederum erst nach dem Brande von 1254 entstanden sein lassen. Daß die Urkunde von 1218, die lediglich von einer Neufundation des Hochaltars nämlich gelegentlich der Umbettung („translatio") der Reliquien der Hl. Crispin und Crispinian spricht, für einen größeren Bauvorgang in Anspruch genommen werden kann, wird von mir bestritten. (s. u.).

In jüngster Zeit schließlich hat sich W. Burmeister ausführlich und an hervorragender Stelle[41] mit dem Osnabrücker Dome beschäftigt. Da dieses Buch, das sich an ein breiteres Publikum wendet, sich in seinem Text nicht mit der Schilderung des vorhandenen Baues und des bisherigen Forschungsstandes begnügt, sondern für eine Fülle neuer baugeschichtlicher Hypothesen und Rekonstruktionen benutzt wird, für die der zu ihrer Stützung notwendige, umfangreiche, wissenschaftliche Nachweis fehlt, wie auch leider auf jegliche Hinweise auf die teils benutzte teils nicht benutzte ältere und neuere

---

38 Handbuch der Kunstwissenschaft, 1926, Wildpark Potsdam. S. 264—267.
39 V.C. Habicht: „Der niedersächsische Kunstkreis". Hannover 1930 S. 35.
40 H. Eggert: „Der Dom zu Cammin". Dissertation Greifswald. 1934. Druck Erfurt 1935 S. 38 ff.
41 W. Hege und W. Burmeister: „Die westfälischen Dome". Berlin 1926 Deutscher Kunstverlag.

Fachliteratur ostentativ verzichtet wird, muß hier noch eine breitere Auseinandersetzung mit den an so entscheidender Stelle vorgebrachten Hypothesen zur Klärung des Forschungsstandes vorgenommen werden. Leider muß in diesem Zusammenhang die baugeschichtliche Behandlung der übrigen Dome durch Burmeister unberücksichtigt bleiben.

Der zunächst (S. 39 u. 47) geäußerte „französisch-rationale Eindruck", den der Dom in seiner Platzanlage und Außengestaltung machen soll, dürfte doch wohl nur als eine flüchtige persönliche Assoziation und Impression eines Reisenden zu werten sein. Wie die ungeschlachte Asymmetrie der beiden Westtürme gar, in der Maßlosigkeit des spätgotischen massiven Südturms ein deutliches Zeugnis germanisch-barocken Stilwollens, um ihrer (in Süddeutschland durchaus üblichen) „welschen" Hauben willen einen „flüchtigen französisch-rationalen Eindruck" erwecken kann, erscheint unverständlich. Was nun die normannischen Formen der Blendgalerie der nördlichen Hochschiffwand betrifft, so dürfte in dieser Erinnerung an die germanisch-normannische Architektur Nordfrankreichs und Englands des 12ten Jahrhunderts, die sich in Osnabrück im 13ten Jahrhundert spiegelt„ wohl der schmuck- und spielfreudige ornamentale Spielbetrieb germanischen Stilwollens, nichts aber von „westeuropäischer Eigenschaft des Korrekt Gereihten" noch einer französisch „rationalen Beherrschung des Temperamentes" sich äußern. „Altdeutschlands schwerfälligster und kernhaftester Stamm der Westfalen" (S. 7) wenigstens wehrt sich mit Recht gegen eine so snobistische, oberflächliche Betrachtung und Sinnentstellung seiner Baudenkmale.

Die baugeschichtliche Sicht Burmeisters, die in fast allen wesentlichen Punkten — mit Ausnahme der West-Werk-Hypothese — auf die Darstellung Nordhoffs (1889) zurückgeht, krankt gleich dieser daran, daß sie die erhaltenen romanischen Teile des Domes möglichst früh zurückdatieren will („frühromanische Zeit", „zu Beginn des 11ten Jahrhunderts"), am liebsten aber die Hauptbautätigkeit dem berühmten Architekten und Berater Kaiser Heinrichs IV., dem Osnabrücker Bischof Benno II. (1068—88) zuschreiben möchte. Leider fehlen für das eine wie das andere jegliche urkundlichen Belege, der stilistische, architekturgeschichtliche Befund aber spricht deutlich dagegen. Um das außerordentlich regelmäßig geschichtete Quaderwerk und die Anlage eines oktogonalen Vierungsturmes von Ausmaß in das frühe 11te Jahrhundert zu datieren, bedürfte es bei dem heutigen Stande der Forschung doch wohl umfänglicherer Beweisführungen. — Vor allem aber beherrscht die zentrale fixe Idee vom

Westwerk, als dem vermeintlich beherrschenden Baugedanken der frühmittelalterlichen westfälischen Baukunst, die auch bei der baugeschichtlichen Betrachtung der übrigen Dom- und Stiftskirchen eine zum Teil verwirrende Rolle spielt, die Betrachtung Burmeisters in einem Maaße, daß ihm der offene Blick für den tatsächlichen baulichen und baugeschichtlichen Befund völlig versperrt scheint.

Die Annahme eines „quadratischen Mittelraumes, der um die Tiefe der Turmseiten nach Osten verschoben war" fehlt jeder sachliche Untergrund. Das Mauerwerk der Nordseite von Nordturm und Schiff widerspricht dieser Annahme, denn vor dem ausbuchtenden Mauerwerk des Nord-Portales ist ein deutlicher Absatz im Grundriß und im Material sichtbar, der die Grenze zwischen dem romanischen Bauteil und dem spätromanischen Bau des 13ten Jahrhunderts angibt. Burmeister aber sagt (S. 42): „dieser östl. Teil (des Westwerks) umfaßte also, wie auch die Abbruchstelle an der Nordwand verrät, die beiden westl. Portale des jetzigen Langschiffes". Die Abbruchstelle liegt aber (wie im beigegebenen Grundriß jedermann sofort ersehen kann) diesseits westlich des Nordportals. Die Abbruchstelle an der Hochschiffwand kann Burmeister nicht meinen, da er ihr vermauertes Fenster selbst, damit ziemlich ungereimt, als „Hochfenster eines Basilikalraumes" anspricht. Um also die Anlage der beiden N.- und S.portale des westlichen Domteiles noch für ein romanisches Westwerk in Anspruch zu nehmen, fehlt jeglicher Anhalt. Beide stammen auch in ihrer heutigen Gestalt laut Ausweis ihrer Ornamentik erst aus der Bauzeit des 13ten Jahrhunderts.

Die Rekonstruktion, besser Konstruktion eines Westwerks (S. 42), in dem sich um einen „quadratischen Mittelraum" im Westen, Norden und Süden Emporen, (alias „Sängerchöre") über gewölbten Abseiten gruppierten, ist das reine Produkt einer lebhaften Phantasie. Der örtliche Baubefund läßt davon auch nicht die geringste Spur entdecken, ja widerspricht ihm entschieden. Der so wichtig genommene „Fensterbogenrest der Westempore an der Außenfront neben dem rechten Rand der Rose" ist so einzig und fragwürdig, daß die Rekonstruktion einer Fensterreihe, die außerdem nirgendwie ausschlaggebend wäre, nicht darauf gestützt werden kann. Überdies lag die fraglos eindeutig zu rekonstuierende ehemalige romanische Westempore, zu der die ungewöhnliche breite (1,65 m) Treppe im Nordturm führte, bei einer maßgenauen zeichnerischen Rekonstruktion der Treppenmündung an der S.wand des Turmes noch tiefer als die heutige Sängerempore des 19ten Jahrh.; der erwähnte, viel höher liegende Fensterbogenrest hätte also zu einem 3ten oder gar

4ten Geschoß dieses sächsischen Westwerkes gehören müssen. Das veranschaulicht die Sinnlosigkeit der (in den Maßproportionen von Portal, Fenstern etc. falschen) zeichnerischen Rekonstruktion Burmeisters (S. 42), die sich zwar recht gefällig, anschaulich und bequem ausnimmt, aber mit den baulichen Gegebenheiten und Proportionen wie mit Steinchen aus einem Kinderspielbaukasten spielt. — Dieser Westempore entsprachen nach Burmeister (S. 42) „ein wenig höher gelegen" „eine Nord- und Südempore über den gewölbten Abseiten". Auch für diese fehlt der geringste Anhalt. Sie hätten mindestens ein ganzes Stockwerk höher liegen müssen. „Infolge des Aufhörens der breiten Wendeltreppe hatten diese Räume untereinander Verbindung". Etwa durch die „in gleicher Höhe" liegende Arkade der nördl. Turmkapelle (Südwand) mit dem jonisierenden Kapitell (das doch von Burmeister als „ottonisch" angesehen wird), durch die man sich mit Mühe kaum durchquetschen kann? Im Stockwerk darunter aber ist bereits die breite Wendeltreppe. Wo also bliebe Raum für die „Verbindung der Räume untereinander"? Die Westempore lag viel tiefer. Des weiteren wird man die in etwa 2,00 m über dem Erdboden in der Ostwand der nördl. Turmkapelle auf das nördl. Seitenschiffgewölbe führende Türöffnung doch wohl nicht ernsthaft als Zugang zu einem weiteren östlichen Sängerchorraum ansehen wollen? — Alle diese ungeklärten Vorstellungen aber entspringen der willkürlichen Phantasievorstellung eines zentralen Westwerkes.

Wiederum fehlt der willkürlichen Annahme Burmeisters (S. 43), daß das Westwerk „kurz vor 1200" zu einem Westchor umgestaltet und die Eingangsarkade zur Taufkapelle „damals erweitert" und mit „spätromanischen" Kämpferprofilen versehen sei, jeglicher chronologische urkundliche Hintergrund oder bauliche Befund. Die Einzelformen der Taufkapelle sprechen für die Zeit um 1100, ebenso ganz eindeutig die Ornamentik der inneren Wandarkaturen der Westfront, die B. sich gleichfalls erst um 1200 eingezogen denkt. Meines Erachtens nach stammen diese Bauteile in ihrer heutigen Form aus der urkundlich überlieferten Zeit der baulichen Erneuerung des Domes 1100—1106; eine Umformung des ehemaligen sächsischen Westwerkes aber in die heutige Form des quadratischen Westchores muß in die urkundlich bezeugte Bautätigkeit Bischof Udos 1137—42 verlegt werden. Dies ist die einzige die urkundliche Überlieferung mit dem baulichen Befund in Beziehung bringende Möglichkeit einer Lösung.

Burmeisters Versuch wiederum einer Frühdatierung und zeitlichen Periodisierung des großen Neubaues des 13ten Jahrhunderts setzt

sich über alle überlieferten Baudaten kühn hinweg und fälscht die vorhandenen Urkunden, so wird gesagt: „in den Ablaßbriefen zugunsten des Domes von 1254 ist von keinem Brande die Rede"; in Wirklichkeit heißt es eindeutig in der Haupturkunde: „ecclesiam ipsam, que cum tota Osnaburgensi civitate casu miserabili est cremata" (Osnabrücker Urkundenbuch Bd. III, 1898/99, S. 92, Nr. 24). Die einzelnen Bauteile werden dann nach Gutdünken malerisch über eine lange, willkürlich angenommene Bauzeit von „vor 1200 bis 1277" verteilt. Die nach ihrer Leibung eindeutig spätromanische Westrose aber (vgl. etwa den Dom zu Münster) wird gar erst gegen 1300 („nach Pariser Vorbild") eingeführt. (Ihr Maßwerk stammt von dem Dombaumeister B. Hensen kurz vor 1870). Mag auch bei dem Bau des 13ten Jahrhunderts die urkundliche Spätdatierung und die stilistisch vermeintlich frühere Form des basilikalen Raumschemas den Forscher vorerst noch in ein schweres Dilemma führen, mit einem solchen Hürdensprung jedenfalls wird er sich nicht darüber hinwegsetzen können. Erkennen auch die trefflichen Einzelbeobachtungen Burmeisters am Bau des 13ten Jahrhunderts viele richtige weitverzweigte Beziehungen in den Einzelformen und stellen einen dem Stande der heutigen Forschung entsprechenden neuen Versuch einer stilgeschichtlichen Sonderung der einzelnen Bauteile des 13ten Jahrh. und verschiedener daran tätiger Bauschulen dar, so sind wir damit einer Beantwortung und Lösung der schwebenden zeitlichen Frage doch noch nicht näher gerückt. Abschließend muß gesagt sein, daß die hervorgehobenen teilweisen Vorzüge dieser Arbeit, denen sich bei der Behandlung der übrigen Bauwerke sowie bei der schönen eindringlichen Einleitung noch weitere gesellen, nicht die Stimme zum Schweigen bringen können, die uns als Mahnung eines Aldermannes unserer Wissenschaft, des wenn auch in Manchem zeitgebunden irrenden, doch im Methodischen so ungewöhnlich vorsichtigen und behutsamen J. B. Nordhoff entgegentönt, als er bei Behandlung des gleichen Themas 1889 einige rasch zusammengestellte Arbeiten kritisch zurechtweist: „Unter welcher Form auch immer unreife und wurmstichige Ware auftischen ist umso verderblicher, als diese so leicht die ernste Forschung oft langhin beschleicht und durchdringt".

DIE HISTORISCHEN URKUNDEN UND NACHRICHTEN ZUR ÄLTEREN BAUGESCHICHTE DES DOMES ZU OSNABRÜCK.

Ich habe mich in diesem historischen Kapitel bemüht, alle auf die Baugeschichte irgendwie beziehbaren Nachrichten unter dem einheitlichen Gesichtspunkt einer baugeschichtlichen Klärung zum ersten Mal zusammenzustellen. Daß ich dabei neben den veröffentlichten Urkunden und Chroniken[42] auf die Vorarbeiten Sudendorffs[43] und Berlages[44] vorzüglich zurückgreife, ist wohl selbstverständlich. Doch habe ich mich auch hier bemüht, wenn irgend möglich zur Urquelle selbst vorzudringen und so in einer möglichst genauen Interpretation des Textes selbst statt übernommener vager Umschreibungen den Kern der historischen Nachricht herauszuschälen und auf seine Verwertbarkeit hin zu überprüfen. Angesichts der zahlreichen, oft oberflächlich arbeitenden Literatur der letzten Jahrzehnte ist diese Rückbesinnung auf die erstveröffentlichten und ursprünglichen Quellen notwendig. Ebendarum ziehe ich auch noch die wohl im wesentlichen noch nicht überholte „Osnabrückische Geschichte" Justus Mösers von 1780[45], die zahlreiche Urkunden selbst veröffentlicht, bevorzugt zu Rate.

Auf diese Weise hoffe ich zu einer in ihrer Grundaufteilung weniger komplizierten, übersichtlichen Baugeschichte des Domes zu gelangen, die sich mit dem Baubefund in Einklang bringen läßt. Je präziser und auf wenige entscheidende Punkte baugeschichtlicher Vorgänge konzentriert jedoch eine Baugeschichte ist, umso mehr darf sie meines Erachtens nach in den meisten Fällen auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben. In frühmittelalterlicher Zeit (bis ins 13te Jahrh.) sind wohl nur kirchenpolitisch entscheidende Ereignisse oder liturgische Beweggründe Veranlassung zu einer so kostspieligen

---

42 Osnabrücker Geschichtsquellen, Bd. I—IV, Osnabrück 1891—95. 1927 — und Osnabrücker Urkundenbuch hrsg. von F. Philippi, Bd. I—III, Osnabr. 1892—99.

43 Beiträge z. Gesch. der Stadt Osnabr. in: Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk. Bd. V, Münster 1842.

44 Mitteil. ü. d. kirchl. Altertümer Osnabr. in: Mitteil. d. Ver. f. Gesch. u. Landesk. zu Osnabr. Bd. XI, 1878.

45 Bd. I—II, Berlin, Stettin 1780, Bd. III, hrsg. v. C. Stüve, Berlin, Stettin 1824.

und nur durch einen realen politischen Hintergrund tragbaren Bautätigkeit. So in Osnabrück nach Bränden um 1100 und 1254 die Notwendigkeit einer umfangreichen Wiederherstellung der Domkirche der Diözese. Für die Veränderung des Westwerkes unter Bischof Udo (1137—1141) müssen vorzüglich liturgische und weltanschauliche Beweggründe zur Erklärung herangezogen werden.

Über die Gründung und älteste Geschichte des Domes zu Osnabrück ist wenig Sicheres bekannt. Die Gründung des Bistums und der ersten Bistumskirche soll auf Karl den Großen zurückgehen. Die Schlacht an der Hase, der die Gründung des Domes gefolgt sein soll, hat 783 stattgefunden. Der 787 verstorbene Bischof von Lüttich, Agilfried, soll die Domkirche geweiht haben. Die Nachricht, daß Karl der Gr. 803/04 der Domkirche die Reliquien des hl. Crispinus und des hl. Crispianus bereits überwiesen habe, geht auf eine Fälschung zurück[46]. In einer Urkunde des Jahres 851[47] ist von Osnabrück bereits als „monasterium quod dicitur Osnabruga" die Rede. Der Chronist Erwin Ertmann[48] will Bischof Egbert († 855) einen hervorragenden Anteil an der Stiftung eines Bistums zu Osnabrück und weitere Belehnung eines durch Egilfried geweihten Altares zuschreiben. Im Jahre 889 wird angeblich der Osnabrücker Kirche von König Arnulf die Immunität gewährt[49] und im Jahre 938 von König Otto die Immunität bestätigt[50]. Im Jahre 952 assistiert der Bischof Drogo von Osnabrück bei der Konsekration des Mindener Domes[51].

Über das Für und Wider der ältesten Nachrichten über die Gründung durch Karl d. Gr. und die Weihe Bischofs Agilfrieds ist manches zusammengestellt[52]. Endgültige Sicherheit jedoch ist dem nicht zu entnehmen. Sie ist für die Baugeschichte auch ziemlich bedeutungslos, da aus dieser Zeit selbst uns wohl nichts erhalten ist. Die allgemeine Annahme ist, daß diese Kirche ursprünglich eine Holzkirche gewesen ist. Doch ist diese Annahme durch keinerlei bindende Beweise gestützt. Der Zeitraum aber zwischen der Gründung der Diözese und Domkirche im 8ten Jahrh. und der ersten

---

[46] Osnabr. U.B. Bd. I, Nr. 3.
[47] Osnabr. U.B. Bd. I, Nr. 3.
[48] G. Qu. Bd. I. S. 35, vgl. Osnabr. Urk. B. I. Nr. 45.
[49] Osnabr. U.B. Nr. 55, als Fälschung erwiesen, Jostes etc.
[50] Osnabr. U.B. Bd. I, Nr. 87. Weitere Bestätigungen ebenda Nr. 98, anno 960; Nr. 133, anno 1028; und Nr. 118, anno 1002.
[51] Osnabr. U.B. Bd. I, Nr. 94.
[52] vgl. Osnabr. U.B. Bd. I, Anmerkung zu Nr. 2, ferner Mithoff a.O. 1879, S. 101 und 105; Hase, a.a.O. Bd. III, S. 14 ff.; und Fink-Siebern, a.O. 1907, S. 17 ff.

urkundlich belegten Baunachricht vom Jahre 1100 ist wohl ein genügend großer, um in ihm eine erste, auch in Stein ausgeführte, wenn auch nicht urkundlich belegte Anlage der Domkirche der mittlerweile zu größerer Bedeutung aufgestiegenen Diözese (namentlich unter Benno II. 1067—1088) als wahrscheinlich anzunehmen. In welches der vier Jahrhunderte eine solche erste größere Anlage zurückzuverlegen ist, ist beim Fehlen jeglicher Baunachrichten für diese Zeit natürlich nicht zu sagen.

Die erste auf den Dom selbst bezügliche Nachricht ist die vom Dombrand um 1100 berichtende Urkunde. Diese Nachricht wird uns durch vier Urkunden (bzw. Chroniken) übereinstimmend überliefert. Die umfangreichste und älteste dieser Urkunden, auf die dann die übrigen z. T. wohl zurückgehen, ist eine Urkunde vom Jahre 1100 selbst[53]. Der Inhalt dieser ist eine umfangreiche urkundliche Erzählung über den Dombrand, den Verlust und die Wiederauffindung der Reliquien der hl. Crispin und Crispinian, die für die Zeit der Wiederherstellung der Kirche in das Kloster Iburg zur sicheren Bewahrung überführt und von dort im Jahre 1106 in die wiederhergestellte Kirche wieder zurückgebracht wurden. Im Folgenden seien die einzelnen, auf die Baugeschichte bezüglichen Teile dieser Urkunde mitgeteilt und analysiert.

Die Urkunde setzt mit dem Bericht des Dombrandes ein. „Notum sit. . . ., quod cum peccatis exigentibus Osnaburgensis ecclesia anno Dominice incarnacionis mill^mo C^mo penitus esset combusta". Der Ausdruck „penitus combusta" besagt selbst bei einer sehr wortgetreuen Interpretation („völlig verbrannt") nicht, daß die Kirche wie eine Holzkirche bis auf den Grund niedergebrannt sei, vielmehr daß nicht nur einzelne Teile, sondern die ganze Kirche von dem Brande heimgesucht und in einen Zustand völliger Unbrauchbarkeit gesetzt sei. Dann würde dieses „völlig" dahin interpretiert, daß eben alles Brennbare völlig zerstört war. Wenn man sich eine holzgedeckte Basilika vorstellt, darf man sich das Ausmaß der Zerstörungen durch einen Brand nicht zu gering vorstellen, da die Mauern des Obergadens mindestens in den Einsturz mitgerissen werden. Für die Tatsache, daß nicht die ganze Kirche abbrannte, sondern Reste derselben bei dem Neubau wieder mitbenutzt werden konnten, spricht auch der für die wiederhergestellte Domkirche benutzte Ausdruck „donec in Osenbrugge reformaretur ecclesia", der ja ausdrücklich nur von einer Wiederherstellung berichtet. Falls von

[53] Osnabr. U.B. Bd. I, Nr. 225.

einer älteren steinernen Anlage Reste geblieben waren, wird das stets sehr sparsame Mittelalter diese Reste für den Neubau sicher wieder benutzt haben und sich an die alten Fundamente der Kirche gehalten haben. Dafür spricht auch die Tatsache, daß für die Wiederherstellung der Kirche nur sechs Jahre gebraucht wurden, ein verhältnismäßig kleiner Zeitraum, wenigstens für die Bauweise des Mittelalters, wo die finanzielle Sicherung der Baukosten, die Materialbeschaffung und Zuwanderung von Bauleuten doch stets Schwierigkeiten bereitete, die eine zeitliche Verzögerung des Bauens bedingten. Zwar braucht bei der Zurückführunng der Reliquien nach sechs Jahren ja noch nicht der ganze Dom fertiggestellt gewesen zu sein, um die Reliquien wiederaufnehmen und sorgfältig bewahren zu können, sicher aber doch die bedeutendsten Teile der Ostapsis und Vierung (in der der Altar mit den Reliquien seinen Platz hatte) und entscheidende Teile des Langhauses und Querhauses. — Für die Annahme, daß die Domkirche nach dem Brande unter Verwendung alter Teile nur wiederhergestellt sei, spricht auch die in der Chronik Ertmanns (aus dem 15ten Jahrh.) überlieferte Nachricht von der Bautätigkeit des Bischofs Udo[54], darin es heißt „apud ecclesiam majorem Osnaburgensem reedificatam turres reedificari et aptari procuravit". Bei dieser Stelle bezieht sich der Ausdruck „apud reedificatam ecclesiam" ganz offensichtlich auf die Wiederherstellung des Domes nach dem Brande um 1100. Ausdrücklich aber heißt es davon „reedificatam", also wiedererbaut. Auf die übrigen auf die Bautätigkeit Bischof Udo (1137—1141) bezüglichen Stellen dieser Ertmannschen Nachricht wird an späterer Stelle zurückzukommen sein.

Ich fahre fort in der Interpretation der Urkunde vom Jahre 1100. Diese ergeht sich des Weiteren in einer besonders breiten Schilderung des Verlustes und der Wiederauffindung der Reliquien nach dem Brand, die den Eindruck aufkommen läßt, daß der Verfasser dieser Urkunde mit Augenzeuge und Teilnehmer an diesen Vorgängen gewesen ist. Es heißt da „maxima cura esset episcopo Widoni qui ibidem tunc prefuit de martiribus Crispino et Crispiniano quos illuc magnus imperator Carolus, cum episcopium conderetur, adduxerat cum diu quesiti minime reperirentur ab omnibus enim ibidem commorantibus indubitanter ibi esse sciebantur, sed ubi tam pretiosus thesaurus esset absconditus, penitus ignorabatur ab omnibus, tandem sub principali altari, quod ex parte ab igni corruptum ceciderat, invento brevi muro cum fornice firmissimo, reperta sunt

[54] Osnabr. G. Qu. Bd. I, S. 57.

cum aliis multis reliquiis corpora sanctorum, sed idem episcopus propter vastitatem loci ibidem eos servare formidans in hoc nostrum Yburgense castrum propter servitium Dei, quod hic tunc a militantibus Deo strennue fiebat, transferendos putavit et in altari sancti Clementis quod retro concavum est diligenter includens omne studio abbati et fratribus custodiendos reliquit". Diese Stelle ist wohl folgendermaßen zu übersetzen: „Größte Sorge bereiteten Bischof Wido, der damals hier regierte, die (Reliquien der) Martyrer Crispinus und Crispinianus, die Kaiser Karl d. Gr., als er das Bistum gründete, hierher überführt hatte, und die nun trotz langer Suche keineswegs aufgefunden werden konnten, obwohl sie nach dem Wissen aller hier Ansässigen unbezweifelbar hier vorhanden sein mußten. Wo aber dieser so wertvolle Schatz verborgen war, war allen völlig unbekannt. Endlich aber wurden unter dem Hochaltar, der z. T. vom Feuer zerstört eingestürzt war, in einer angetroffenen kleinen Mauer mit einem sehr sicheren Gewölbe die Körper der Heiligen zusammen mit vielen anderen Reliquien aufgefunden. Da aber ebenderselbe Bischof angesichts der Zerstörung des Ortes um ihre sichere Bewahrung fürchtete, trug er für ihre Überführung in die uns gehörende zur Dienstbarkeit Gottes gefestigte Iburg Sorge, die hier damals von Gottes Streitern verstärkt wurde, und überließ die Reliquien, die er in dem an der hinteren Seite ausgehöhlten Altare des hl. Clemens sorgfältig einschloß, der besonderen Fürsorge des Abtes und den Brüdern zur Bewachung". Diesem Text vermögen wir einiges für die Baugeschichte und die Art der Brandzerstörungen Aufschlußreiche zu entnehmen. Der Hochaltar war aus Stein. Er war z. T. eingestürzt und zerstört. Die Reliquien wurden zunächst unter den Trümmern des Altares gesucht, da seit der Wende des Jahrtausends fast nur noch die Bestattung der Reliquien im Stipes des Altares gebräuchlich war. Dort wurden sie aber nicht vorgefunden. Offensichtlich waren sie schon im 10ten Jahrh. in einem Bodengrab beigesetzt und wurden nun „sub principale altari" „invento brevi muro cum fornice firmissimo" vorgefunden. Daß dieses Grab damals noch mit einer Confessio in Verbindung gestanden hätte, erscheint mir sehr unwahrscheinlich, da dann ja der Aufbewahrungsort der Reliquien bekannt gewesen sein müßte, zu dem man häufig zur Verehrung hinabgestiegen wäre. Ausdrücklich wird uns ja aber durch das verzweifelte Suchen dokumentiert, daß der genaue Aufbewahrungsort nicht bekannt war, sondern nur eine allgemeine Orientierung „ibi", d. h. hier im Hochaltare oder unter dem Hochaltare. Falls eine ursprüngliche Confessio vorhanden gewesen sein sollte, so müßte diese jeden-

falls schon außer Gebrauch, vermauert oder verschüttet gewesen sein, sodaß man sich ihrer nicht mehr erinnerte. Die über dem Altar zusammengestürzten Trümmermassen mögen auch von einem über der Vierung vielleicht befindlichen Vierungsturm herrühren. Wahrscheinlich befand sich der Hochaltar in der Vierung, sicher im Ostteile der Kirche. Also ist auch der Ostteil der Kirche von dem Brande heimgesucht worden, vielleicht sogar in hervorragendem Maße betroffen gewesen. Über die Zerstörung der W.teile ist nichts Näheres angegeben. Über die Auswertung dieser Schlüsse für die Baugeschichte wird erst im Rahmen der Behandlung der Bauteile selbst zurückzukommen sein. Ein älterer östl. Vierungsturm aber dürfte den Brand wohl kaum überdauert haben. — Die Zerstörung jedenfalls war so groß, daß der Bischof zu einer umfangreichen Restaurierung und teilweisem Neubau schreiten mußte und deshalb die Reliquien für diese Zeit nicht im Dom verbleiben konnten.

Was es für eine Bewandtnis mit dem Iburger Altare des hl. Clemens hat, der „retro concavum" ist und in dem die Reliquien für die Folgezeit eingeschlossen wurden, ist nicht ganz deutlich. Befand sich hinter dem Altare eine vertiefte Confessio, oder konnte man ihn nur hinten umschreiten[54a]? Jedenfalls ist auch dieses Detail aufschlußreich für die aufmerksam beobachtende und ziemlich prägnant schildernde, detailreiche Art des Chronisten, die an erzählerischer Eleganz aus den gleichzeitigen Osnabrücker Urkunden hervorragt. Da er von „hoc nostrum Yburgense" spricht, war er wohl ein Mönch des Iburger Klosters. Seiner das Einmalige dieser lebendig geschilderten Vorgänge festhaltenden Aufzeichnung, die von kultivierter Bildung zeugt, verdanken wir diese zuverlässigen Notizen über diese, eine neue Bauphase des Domes einleitenden Vorgänge.

Es wird dann noch weiter berichtet: „Quocum per sex aut amplius annos, donec in Osenbrugge reformaretur ecclesia, usi essent hospicio, Johannes episcopus qui Widoni successerat eos Osenbr. reduxit". In Übersetzung: „Hier genossen sie (die Reliquien) sechs oder mehr Jahre Gastfreundschaft, bis in Osnabrück die Kirche wieder hergestellt war, und Bischof Johannes, der Nachfolger des Wido brachte sie nach Osnabrück zurück". Die Wie-

[54a] Eine volkstümliche Version sagt: „Als Kaiser Heinrich auf der Synode zu Brixen im Jahre 1080 den Papst absetzen ließ, wobei auch Bischof Benno zugegen war, soll sich dieser auf die Weise vor der Abstimmung gedrückt haben, daß er sich in die Oeffnung eines Altares verkroch und zum Erstaunen aller erst wieder zum Vorschein kam, als die Beratung zu Ende war, um sich so den Rücken gegenüber dem Papst zu decken. Zur Erinnerung an diese „Heldentat" soll er den Altar in Iburg mit einem ähnlichen Schlupfwinkel versehen haben".

derherstellungsarbeiten nahmen also nur sechs Jahre in Anspruch. Die Anmerkung „aut amplius" würde ich interpretieren „oder etwas mehr". (Jedenfalls ist auch diese Anmerkung Zeugnis für die gewissenhafte Auskunft der Chronisten, der sich nicht mit der einfachen Nennung von sechs Jahren begnügt, da sein Gedächtnis ihn in diesem Punkt scheinbar nicht ganz genau mehr stützt).

Der Rest dieser Urkunde beschäftigt sich dann noch mit der Aufzählung der Dankgaben des Bischof Johann an den Iburger Abt für die Aufbewahrung der Reliquien und das Begräbnis dieses Bischofs in Iburg. Für die Baugeschichte gibt sie weiter nichts mehr aus. Bischof Wido starb über der Restaurierung des Domes schon im November 1101. Wo er begraben ist, ist ungewiß, sicherlich nicht in der noch im Neubau befindlichen Domkirche. Bischof Johann setzte offensichtlich die Wiederaufbauarbeiten fort. Er starb 1110. Also ist jedenfalls die Rückführung der Reliquien vor dem Jahre 1110 erfolgt, (zumal da die Urkunde selbst auch vom Jahre 1110 stammt) und wahrscheinlich eben im Jahre 1106. Bischof Johannes wurde nicht im Dom beigesetzt, sondern im Kloster Iburg, wo er ein Seelengedächtnis gestiftet und ein Begräbnis erworben hatte.

Den in dieser Urkunde von 1110 überlieferten Dombrand vom Jahre 1100 melden übereinstimmend, doch ohne weitere Äußerung auch die Ertmannsche Chronik (des 15ten Jahrh.)[55] und die Osnabrücker Annalen[56]. In der Ertmannschen Chronik heißt es: „Tempus vero conflagrationis ecclesie fuit anno Domini M° C°" und in den „Annalen[56]" heißt es: „M. C. ecclesia Oss. exuritur". So ist hier auch aus der Wortbezeichnung des Brandes nichts zu einer genaueren Lokalisierung mehr zu entnehmen.

Außerdem gibt eine Notiz im „Chronicon Iburgense"[57] noch einige weitere Kenntnis vom Dombrande. Die Stelle heißt: „Vicesimus Osnaburgensis ecclesiae Epus qui Marquardo deposito successit, fuit Wido cuius temporibus fuit exusta Osnaburgensis Ecclesia una cum episcopali. Qua combusta Wido Iburgum adiit et domunculam Bennonis incolere sicque sedi episcopali in Iburg prope monasterium ob loci et sacrorum commodiatem initium dedit". In Übersetzung: „Der zwanzigste Bischof der Osnabrücker Kathedrale, der nach dem Tode Marquards nachfolgte, war Wido, zu

[55] Osnabr. G. Qu. Bd. I, S. 54.
[56] Osnabr. G. Qu. Bd. I, S. 2.
[57] Manuskript von Henseler, f. 20, abgedruckt bei Berlage, S. 290 Anmerkung 3.

dessen Lebenszeit die Osnabrücker Kathedrale zusammen mit dem Bischofspalast verbrannte. Nach ihrem Brand begab sich Wido nach Iburg und bewohnte die Burg Bennos und gab so als erster Veranlassung zu der Verlegung des Bischofssitzes nach Iburg bei dem Kloster wegen des Ortes und der angemessenen Bewahrung der hl. Reliquien". Das Besondere dieser chronikalischen Notiz beruht in der sonst nicht überlieferten Nachricht „una cum curia episcopali", daß das Haus des Bischofs selbst vom Brande ergriffen gewesen sei. Wir dürfen daher annehmen, daß dieses in enger Verbindung gestanden hat. Wie überliefert ist, befanden sich die Gebäude der Kurie an der N. O.seite des Domes. Auf die baugeschichtliche Wichtigkeit dieser Nachricht werde ich an späterer Stelle zurückkommen.

Es ist anzunehmen, daß die Wiederherstellungsarbeiten am Dom, die von Bischof Wido (1093—1101) begonnen und von seinem Nachfolger Bischof Johannes (1101—1110/11) fortgesetzt wurden, auch in der Folgezeit unter den Bischöfen Gottschalk von Diepholz (1110—1119) und Thiethard (1119—1137) nicht völlig geruht haben, sondern langsam zu Ende geführt sind, wenn wir auch urkundlich nicht genauer darüber unterrichtet sind. Jedenfalls wird für Bischof Udo (1137—1141) berichtet, daß er in Verfolg der Wiederherstellungsarbeiten nach dem Brand von 1100 mit der Erneuerung und Veränderung des W.werkes den Abschluß dieser romanischen Bauperiode machte. Diese Nachricht, die uns nur durch die Ertmannsche Chronik (des 15ten Jahrh.) überliefert ist, ist für die Baugeschichte des Domes von besonderem Wert. Sie lautet: „Hic eciam reverendus episcopus Udo apud ecclesiam majorem Osnaburgensem reedificatam turres reedificari (et) aptari procuravit". In Übersetzung: „Auch ließ derselbe Bischof Udo bei der wiedererbauten Osnabrücker Kathedralkirche die Türme wiedererbauen und angleichen. „Wenn hier von den Türmen die Rede ist, so können die beiden W.türme allein, oder die beiden W.türme mit dem Vierungsturm gemeinsam gemeint sein. Sicher ist, daß die W.türme in den Wiederaufbauvorgang einbezogen gewesen sind, sonst könnte nicht von Türmen (Plural) die Rede sein. Der Ausdruck „aptari" kann dahin interpretiert werden, daß diese Türme der wiedererbauten Domkirche und ihren neuen Bedingungen angepaßt wurden. Doch wird auf die näheren baugeschichtlichen Folgerungen aus dieser chronikalischen Nachricht später bei der Behandlung des W.werkes näher einzu-

[58] Osnabr. G. Qu. Bd. I, S. 57.

gehen sein. Sicher ist diese chronikalische Notiz, deren reale Aussagen begrifflich nicht mehr ganz deutlich faßbar sind, eine nicht mehr ganz verstandene Wiedergabe einer viel präziseren und sinnbestimmteren urkundlichen Notiz. Ertmann selbst hat den in der wohl zugrunde liegenden Urkunde geschilderten Bauvorgang nicht mehr begriffen, da ihm angesichts des gotisch umgeformten Domes seiner Zeit jede klare bildliche Vorstellung davon fehlte. Diese Nachricht von den Bauarbeiten des Bischof Udo ist uns nur bei Ertmann überliefert, doch ist an ihrer Gläubwürdigkeit wohl nicht zu zweifeln.

Für die übrigen zwei Drittel des 12ten Jahrh. sind unmittelbare baugeschichtliche Nachrichten nicht überliefert. Doch läßt sich aus einigen anderen Nachrichten Einiges entnehmen.

Im Jahre 1169 wurde im Dom durch Bischof Philipp ein Altar geweiht[59]. Eigentümlicherweise ist in der Urkunde gerade die Stelle unlesbar geworden, in der Näheres über Weihe, Patron und Standort wohl gesagt war. Die betreffende Stelle lautet: „quod ego Philippus Osnaburgensis vocatus Episcopus devotione fratris Thiedhardi et amore Theosebiae provocatus altare unum in domo Beati . . . . . constructum cooperante. Spiritus Sancti gratia consecraui, quosdam etiam redditus ad idem altare contuli, quos posteritati consolens subsignavi, . . .". Sudendorff[60] glaubt jedoch diesen 1169 konsekrierten Altar mit dem Altar des hl. Gregorius identifizieren zu können, da „der Domdechant welchem Bischof Philipp jenen Altar bei der Gründung übertrug, 1336 als Collator des schon mit einer Kapelle überbauten Altares Sancti Gregorii erscheint, und noch 1325 einen Hof zu Wallen im Kirchspiel Alfhausen, welchen der Bischof mit mehreren Höfen und Zehnten 1169 dem neuerrichteten Altare geschenkt hatte, besaß". Berlage[61] spricht dann scheinbar willkürlich von einem Altar „St. Georgii in ambitu" und einer Kapelle „St. Gregorii in ambitu", die er durcheinander und zusammenwirft und gleichfalls mit dem 1169 gestifteten Altar identifiziert. Von der Kapelle St. Georgii sagt er, daß sie „wahrscheinlich das Sitzungslokal der städtischen Kurie" gewesen sei. Seine weiteren Angaben ergänzen Sudendorffs Angaben über den Altar, teils widersprechen seine Angaben denen Sudendorffs (so nennt er statt der Urkunde von 1325 für den Hof zu Wallen im Kirchspiel Alfhausen eine Urkunde von 1328). Jedoch scheint Folgendes eindeutig aus einer von Berlage

59 Osnabr. U.B. I. 322.
60 Sudendorff, a.O. 1842, S. 218.
61 Berlage, a.O. 1878, S. 303/304.

kurz zitierten Urkunde vom Jahre 1407 hervorzugehen: daß der Altar St. Gregorii und die Kapelle St. Gregorii „sita in ambitu eccl. osnabr." gewesen ist. Mit „ambitus' wurde in mittelalterlicher Zeit der Kreuzgang (nicht etwa der Chorumgang, dieser heißt „novus ambitus")[62] bezeichnet. Es scheint also festzustehen, daß der 1169 von Bischof Philipp gestiftete Altar der des hl. Gregorius gewesen ist und daß eben dieser am Kreuzgang gelegen hat. (Unter den 1312 als in „medio ecclesiae" gelegenen 12 Altären ist auch ein Altar St. Gregorii nicht genannt[63]. Das würde die Existenz eines Kreuzganges um das Jahr 1169 als wahrscheinlich voraussetzen. Aus der Behandlung des Baubefundes des Kreuzganges wird später erhellen, daß die Existenz eines Kreuzganges bereits für das 12te Jahrh. durchaus sicher anzunehmen ist. So ist diese Urkunde auch für die Baugeschichte wichtig.

Von Berlage wird Folgendes berichtet: „Beim Abbruch des Altares der schmerzhaften Mutter am Eingange des Chorambitus nach Norden fanden sich zwei Bleikapseln im Sepulkrum, eine alte und eine neuere. In der älteren lag ein Sigill in weißem Wachs mit der Inschrift: „Sigillum Arnoldi d. gr. Ep. Osnaburgensis"[64]. Bischof Arnold ist für die Jahre 1174--1191 in Osnabrück überliefert. Also würde dieser Altar in dem kleinen Anbau an der O.seite des N.querschiffes bis in diese Zeit mindestens zurückzuverfolgen sein. (Das würde mit der von mir angenommenen Baugeschichte durchaus übereingehen).

Nicht unwichtig für die Baugeschichte ist die Urkunde vom Jahre 1182 „De sepultura in ecclesia Osnabr."[65], die besagt, daß von diesem Jahre an Begräbnisse angesehener Persönlichkeiten im Dome gestattet seien[66]. Das schließt m. E. freilich nicht aus, daß schon vor diesem Jahre etwa Bischöfe im Dom begraben worden seien. Doch ist mir bisher noch kein Fall bekannt.

Damit wären die Urkunden für das 12te Jahrh. wohl erschöpft. Für das 13te Jahrh. häufen sich bereits die für die Baugeschichte indirekt etwas aussagenden Urkunden.

Zu Anfang des 13ten Jahrh. wurde wohl der Altar St. Crucis fundiert. Nach Ausweis eines „Registrum" aus dem Jahre 1436[67] war der Geistliche desselben in Besitz von Urkunden, die aus dem Jahre

[62] vgl. z.B. Berlage, S. 301.
[63] vgl. z.B. Berlage, S. 303.
[64] Berlage, 1878, a.O. S. 300.
[65] Osnabr. U.B. I, 368.
[66] vgl. Sudendorff, S. 213.
[67] vgl. Sudendorff, S. 223.

1201 und 1224 stammten. In diesem „Registrum" von 1436 wird dieser Altar St. Crucis „sub organis" benannt, also unter der Orgel. Wo nun diese Orgel, deren zu verschiedenen Zeiten verschiedene und mehrere im Dom vorhanden gewesen sind, sich befand, ist wohl nicht sicher zu sagen. (Auch ist nicht zu sagen, ob diese Orgel identisch mit der in dem gleichen „Registrum" aufgeführten „antiqua organa", unterhalb deren sich der Altar Beatae Mariäe Virginis befand. Offenbar werden zwei Orgeln unterschieden, eine „alte" („antiqua organa") und eine neuere (einfach „organa" benannte). Jedenfalls ist auch die Stelle des Altares im Dom nicht mehr festzustellen.

Nicht übergangen werden dürfen die Berichte über den eigenartigen Einsiedler Reinerus, der im 1ten Drittel des 13ten Jahrh. in einer Kapelle (?) des Domes zu Osnabrück gelebt hat. Einiges Nähere ist bei Strunck-Giefers[68] über ihn angeführt. Das bei Strunck Überlieferte schöpft teils aus dem Papebrochium, teils aus alten Dokumenten, „authentischen Berichten der Osnabrücker Domkirche". Aus welchen Jahrhunderten diese Urkunden stammen, ist nicht angegeben. Die Auswertung dieser Notizen für die Baugeschichte ist daher schwierig. Stüve berichtet, daß dieser Reinerus zur Zeit des Bischof Gerhard (ca. 1193—1216) gelebt habe[69]. Strunck berichtet, daß er etwa 22 Jahre im Osnabrücker Dom gelebt habe und um das Jahr 1230 gestorben sei. Er erzählt des weiteren Folgendes: „Cellulam vel clusorium, quod vocant, suam habuit Osnabrugi ad portam majorem ecclesiae cathedralis, ubi inclusus vixit annis viginti duo". Ferner: „tandem . . . ab Gerhardo, Osnabrugensi Episcopo, inclusus et angustae cuidam caveae, quae ad ostium ecclesiae majoris constituta aliquem ad altare ac res divinas prospectum dabat" und „in hoc antro a turbis hominum sejunctus vixit". Übersetzt etwa: „Seine Zelle oder Klausur, wie sie es nennen, hat er am Hauptportal der Osnabrücker Kathedralkirche, wo er eingeschlossen 22 Jahre lebte". „er wurde vom Osnabrücker Bischof Gerhard in einem engen Käfig (oder „Höhle") eingeschlossen, der am Portal der Domkirche gelegen einige Aussicht auf den Altar und die heiligen Handlungen bot", „in dieser Höhle lebte er vom Treiben der Menschen getrennt". — Mithoff schließt daraus etwas wirr Folgendes: daß er in einem im 19ten Jahrh. abgebrochenen Häuschen gewohnt habe, das ihm im südlichen Turm eingerichtet war und so eingerichtet gewesen sei, daß er von demselben aus durch ein Fenster in den Dom sehen und dem Gottesdienst

[68] Strunck-Giefers, Westphalia Sancta Pia Beata, Bd. II, S. 192.
[69] Stüve, Gesch. des Hochstifts Osnabrück, 1789, S. 185.

folgen konnte[70]. Sofern ihm nicht andere Quellen zur Verfügung gestanden haben, ist von dem bei ihm Angeführten ja bei Strunck noch nichts gesagt. Daß dieser Aufenthaltsraum des Reinerus im Südturm gelegen habe, ist nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß. Von einem Fenster ist auch hier nicht die Rede. Entscheidend aber ist, daß dieser Aufenthaltsraum des Reinerus, wie immer er geartet gewesen sein mag, am Hauptportal, „ad portam majorem" gelegen habe. Wo war das Hauptportal? Im Westen, wie offenbar Mithoff annimmt? Ist die bezügliche Urkunde nach 1500, so mag mit Recht das W.portal als Hauptportal bezeichnet gewesen sein, da um 1500 nachweislich das heutige gotische W.portal geschaffen ist. Ob auch vorher hier ein Portal, gar das Hauptportal gewesen ist, ist fraglich. Im 13ten Jahrh. war offenbar — wenigstens nach dem Neubau 1254—77, vielleicht auch schon vorher — das Hauptportal das so reich geschmückte und ausgebildete Portal der N.seite. Lag das Gemach des Reinerus in dessen Nähe, etwa in der heute sogenannten „Taufkapelle", dem westlichsten Joch des Nordseitenschiffes und dem einzigen Langhausrest des romanischen Baues zur Zeit des Reinerus? Hat man etwa diesen kleinen Raum im Neubau des 13ten Jahrh. nur deshalb erhalten, weil der Selige Reinerus in ihm gelebt hatte und sein Grab nachweislich zu einem Wallfahrtsgegenstand geworden war, an dem Heilungen geschahen? Diese Annahme ist nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit angesichts der auffälligen Tatsache, daß dieser kleine Raum wirklich ganz unmotiviert der einzige im Neubau 1254—77 erhalten gebliebene Raum des romanischen Domes noch geblieben ist. — Nimmt man nun aber an, daß die Aussage „ad portam majorem" nicht aus einem authentischen Bericht des 13ten Jahrh. oder 14ten Jahrh. stamme, sondern erst aus spätmittelalterlicher Zeit etwa nach 1500, so ist natürlich mit „porta major" das W.portal gemeint. (Das N.portal ist in späterer Zeit aus Aberglauben zugemauert, erst im 19ten Jahrh. ist die Tür wieder neu eröffnet, jedoch auch heute meist geschlossen). Die Möglichkeiten für die Lage der Klause des Reinerus in der Nähe des W.-portals sind gering. Einmal in einer Kapelle des Südturms. Das würde voraussetzen, daß der S.turm zu ebener Erde (im Gegensatz zum N.turm, der ja den Treppenaufgang birgt) einen Raum gehabt habe. Die Annahme, daß sich die Klause des Reinerus im W.chor selbst befunden habe, ist unwahrscheinlich. Eine gegebene Abgrenzung wäre da kaum vorhanden gewesen, da nach der Umformung und Einwölbung des West-Chores vor 1142 der von mir rekonstruierte Raum unter der Empore zwischen den Türmen nicht mehr abge-

sondert war. Bleibt noch die Möglichkeit, daß die heutige „Taufkapelle" auch bei einerr Identifizierung der „porta major" mit dem W.portal als genügend nahe gelegen, gemeint war. Eindeutig zu entscheiden scheint die Frage vorläufig nicht. — Zum Hochaltar hatte der Selige Reinerus auf keinen Fall eine direkte Sicht, weder von der Taufkapelle aus, noch von einer Kapelle im S.turm.

Im Jahre 1216 wird in einer Urkunde[71] der Altar der Kathedralkirche nur als „altare St. Petri" bezeichnet, worüber Sudendorff seine Verwunderung ausdrückt[72], da sonst auch stets die Namen der Hl. Crispinus und Crispinianus, deren Reliquien ja im Hochalter beigesetzt waren, erwähnt werden. Diese Nichterwähnung mag darin ihren Grund haben, daß die Reliquien tatsächlich zu dieser Zeit nicht in dem ihnen geweihten Hauptaltar sich befanden, sondern zwecks Umgestaltung des Altares und Umbettung der Reliquien in neue Schreine, worauf sich die im Folgenden zitierte Consekrationsurkunde vom Jahre 1218 zu beziehen scheint, für eine kurze Zeit aus dem Hochaltar entfernt und an anderem Orte aufbewahrt waren. Dafür spricht auch die in der Urkunde von 1216 gebrauchte Bekräftigungsformel, indem noch gesagt wird „et ad majorem securitatem ad altare St. Petri" (der hier stellvertretend als Repräsentant der „majoris ecclesiae in Osnabrugge" erscheint) „quem fraudare non es tutum, manu et ore obtulimus".

Die sehr wichtige Consecrationsurkunde des Hochaltares vom Jahre 1218[73], die früher (noch im 19ten Jahrh.) hinter dem Hochaltare aufbewahrt wurde[74], lautete: „Anno incarnationis Domini nostri Jesu Christi MCCXVIII consecratum est hoc altare in honorem beatorum martyrum Crispini et Crispiniani. Ab episcopo Adolf. Hermanno sacerdote et vicario promovente et tunc altare deserviente. XII. Kal. Jun. (nach Berlage Schreibfehler für Jul.) feria IV. acta sunt haec in translatione mart. Crispini et Crispiniani". Diese Urkunde ist mehrfach nun für den Neubau des Domes des 13ten Jahrh. als Beginn des Neubaues in Anspruch genommen worden[75]. Diese Deutung scheint mir zu weitgehend. Denn eindeutig gibt die Urkunde als Grund der Neuweihe die Überführung bzw. Um-

---

70 Mithoff, S. 108 unten.
71 Osnabr. U.B. II. 71. Anmerk. 3. und Osnabr. U.B. Bd. II, 100.
72 Sudendorff a.O. S. 222 unten.
73 abgedruckt bei Berlage, a.O. S. 300; Osnabr. U.B. II. Nr. 100.
74 Mithoff a.O. S. 299.
75 So bei H. Eggert: „Der Dom zu Cammin" 1935. S. 40 (der die entscheidende Stelle mit der Translation auch unterschlägt); auch Burmeister kommt wohl aus ähnlichen Erwägungen zu seiner Frühdatierung, siehe: „Die westf. Dome", 1936, S. 43.

bettung der Reliquien an: „acta sunt haec in translatione mart. Crispini et Crispiniani". Schon Fr. Witte[76] hat diese Consecrationsurkunde mit der Entstehung der im Domschatz erhaltenen Schreine des Hl. Crispinus und Crispinianus in Verbindung gesetzt, datiert diese Schreine jedoch aus von ihm dargelegten stilistischen Gründen erst später, etwa um 1230. Die zitierte entscheidende Stelle der Translation aber wird dabei von ihm unterschlagen. Die Fragwürdigkeit rein stilgeschichtlicher Hypothesen wird dadurch beleuchtet. Auch die Frühdatierung des Osnabrücker Langhauses ist eine solche Hypothese aus stilgeschichtlichen Gründen. In der Urkunde ist aber nirgends positiv davon die Rede. Wohl aber von der Umbettung der Reliquien, die im Rahmen einer aufwendigen Neuausstattung des Altares steht. Dahin gehört auch der von Erich Meyer identifizierte Kelch der Hl. Crispinus und Crispinianus zu Borga in Finnland[77].

Für das Jahr 1216 ist eine Stiftung von Kerzenlichtern (candela) für die Osnabrücker Domkirche überliefert[78], die denselben oben genannten Vikar Hermann als Stifter nennt. Der Brand der Kerzen war für die einzelnen Tageszeiten, an denen noch keine Kerze am Altare brannte, genau festgelegt. Einige Verordnungen des Bischof Adolf vom Jahre 1221[79] geben weiteren Aufschluß darüber. Jedenfalls erhellt aus diesen urkundlichen Notizen, daß wir im Osnabrücker Dom bis zu dieser Zeit zumindest mit einem Minimum an Aufwand zu rechnen haben, daß eine andere Beleuchtung als das durch die wenigen Fenster einströmende Tageslicht nicht angenommen werden kann, und daß auch bei gottesdienstlicher Benutzung die Zuhilfenahme künstlichen Lichtes auf den Altar beschränkt, liturgisch bedingt und stets sehr dürftig war. Bei hohen Festen brannten drei Lichter auf dem Chore[80]. So ist also auch zu einer Rekonstruktion des ästhetischen Eindrucks des damaligen Dominnern mit einer ziemlich weitgehenden Eindunkelung des Raumes zu rechnen.

In der erwähnten Urkunde des Bischof Adolf vom Jahre 1221 ist die Anschaffung von Fußmatten für die Cherherren erwähnt, „mattas in choro ministrabit sub pedes dominorum"[81]. Hier wird also von einem Chore gesprochen. Ob nun dieser als die Vierung

---

[76] Fritz Witte, „Der Domschatz zu Osnabrück" 1925 S. 31.
[77] vgl. Zeitschrift Westfalen, Jahrg. XVII. Heft 4. 1932, S. 118 ff.
[78] Sudendorff a.O. S. 213; Möser, a.O. Teil III, S. 241 Nr. CX.
[79] Sudendorff a.O. S. 214; Möser, a.O. Teil III, S. 255 Nr. CXXII.
[80] Sudendorff a.O. S. 214.
[81] J. Möser, a.O. Teil III, S. 46, Anmerkung e.

nach Osten fortsetzender Chor ausgebildet gewesen ist oder unter der Vierung befindlich gewesen ist oder nur durch irgend eine Gliederung gekennzeichnet gewesen ist, wäre eine baugeschichtlich zu untersuchende Frage. Jedenfalls bestand ein irgendwie gesonderter Chor schon in der Kirche des 12ten Jahrh.

Im Jahre 1224 bot der Dom das Lokal dar für ein Lehngericht, welches Bischof Adolf daselbst zusammenrief.

Im selben Jahre wurde, wohl als einer der ersten, Bischof Adolf nach seinem im gleichen Jahre erfolgten Ableben mitten im Dom begraben[82].

Die baugeschichtliche Ausdeutung folgender[83] im Nekrologium des Domes von Rektor Meyer[84] überlieferten Notiz, kann von einiger Bedeutung sein. In diesem Nekrologium ist für den 11. Dezember verzeichnet: „obiit Walburgis, pro qua vir eius Joh. de Rimeslo contulit XX marcas ad structuram sanctuarii; item casulam et dalmaticam". Ein Johann von Rimeslo wird im Jahre 1225 als Zeuge in einer Urkunde erwähnt; Berlage identifiziert diesen mit dem im Nekrologium erwähnten und datiert diese Stiftung also in die erste Hälfte des 13ten Jahrh. Ob ein Johann die Rimeslo aber nicht auch zu einer früheren oder späteren Zeit gelebt haben kann, etwa in einem ganz anderen Jahrhundert, bleibt die Frage. Jedenfalls kann das Jahr 1225 nicht für die Stiftung festgelegt werden. Es kann, falls es sich um dieselbe Person handelt, ebenso gut 1254 und einige Jahre später gewesen sein, wenn man annimmt, daß dieser Rimeslo zur Zeit seiner Zeugenschaft ein junger Mann, etwa von 30 Jahren gewesen sei und zur Zeit der Stiftung zu Ehren seiner verstorbenen Gemahlin Walburgis ein alter Mann, wie doch wohl anzunehmen, also etwa 60 Jahre, war. Es besteht kein zwingender Anlaß, das Jahr dieser Stiftung über das Jahr 1254, das Jahr des Dombrandes, in die erste Hälfte des 13ten Jahrh. zurückzuverlegen; das würde die Baugeschichte nur unnötig komplizieren. Auch ist mit der Kennzeichnung „ad structuram sanctuarii" noch nicht allzuviel ausgesagt. Berlage deutet sanctuarium als Altar-Altarhaus-Chor. Das geht wohl zu weit. Vielleicht ist nur eine Altarbedachung in Form eines Ciboriums gemeint. Vielleicht nur eine Ausbesserung. Vielleicht ein Beitrag zum Ausbau des in der ersten Hälfte des 19ten Jahrh. noch vorhandenen (von vandalistischer Restaurierung zertrümmerten) spätromanischen Lettners.

[82] Stüve, Gesch. des Hochstifts, 1789, S. 188.
[83] von Berlage, a.O. S. 299 zum ersten Mal für die Baugeschichte angeführt.
[84] Histor. Mitteil. Bd. IV, S. 211.

Allerdings waren „XX marcae" ein für eine Stiftung zu jener Zeit auffällig hoher Betrag. Jedenfalls aber war es wohl ein Beitrag zum Neubau des Domes nach dem Jahre 1254, der gesondert für die Ausgestaltung des Sanctuarium gestiftet war. Aus dem Angeführten möchte ich diese Urkunde nicht überbewertet wissen, die Berlage naturgemäß mehr bedeuten mußte, da ihm das Jahr und die Tatsache des Dombrandes noch unbekannt waren. Die Notiz rangiert etwa in gleicher Reihe mit der gleichfalls (zur Bedachung des Portikus) spezifizierten Stiftung des Dechanten Jakobus und der des Domherren Bertram, die an ihrer Stelle noch behandelt werden.

Im Jahre 1250 wird gemäß der testamentarischen Stiftung des (1221 und 1247 im Domkapitel erwähnten) Heinrich von Meppen ein Altar im Dom gegründet und mit einem Zehnten belegt. Im Jahre 1436 wird der mit diesem Zehnten bedachte Altar als Altar St. Riquini angesehen. Näheres ist darüber nicht zu ermitteln. Es wird sich um irgend einen der um die Mitte des 13ten Jahrh. sicher schon zahlreichen Altäre des Domes handeln.

Ein Altar Mariae Magdalenae war 1242 schon vorhanden[85]. Sudendorff spricht auch von einer Kapelle. Doch wohl zu Unrecht[86]?

In das Jahr 1250 fällt die Stiftung des Altares Beatae Mariae virginis durch den Domdechanten Gyso[87]. Die Stiftung dieses Altares ist durch einige nähere Angaben auch für die Baugeschichte nicht ohne Bedeutung. Nach Berlage, (der die Quelle nicht angibt), lag dieser Altar „sub antiquis organis in parte australe sub turre". In Übersetzung: „unter der alten Orgel im Südteil unter dem Turm" (oder auch „unterhalb des Turmes" oder „am Fuße des Turmes"). Da Sudendorff[88] sagt: „unterhalb der Stelle, wo im Jahre 1364 die alte Orgel stand", scheint diese Bemerkung auf das[89] erwähnte Registrum aus dem Jahre 1364 zurückzugehen. Keineswegs ist anzunehmen, daß bereits 1251 sich dort eine Orgel befunden habe. In den angeführten Urkunden ist dann 1257 neben dem Altare St. Mariae virginis auch von einer Kapelle die Rede, und da es schon in der Urkunde von 1250[90] heißt „suis laboribus et expensis exstruxisset" darf man wohl annehmen, daß von vorneherein eine Kapelle zu Ehren der hl. Jungfrau von Gyso errichtet wurde. Auch

85 Sudendorff, a.O. S. 219, die Quelle ist nicht angegeben.
86 vgl. dazu auch Berlage a.O. S. 304.
87 vgl. Sudendorff, a.O. S. 220, die Urkunden abgedruckt ebenda, S. 234—38, Nr. 589 und Berlage, a.O. S. 304.
88 Sudendorff, a.O. S. 220.
89 bei Sudendorff, a.O. S. 223.
90 Sudendorff, a.O. S. 234 Nr. 5.

im Nekrolog des Domes heißt es: „capellam ex propriis sumtibus construxit“[91]. Weiterhin heißt es von dieser Kapelle[92] „processio chori descendit in capellam B. Mariae in turri in vigilia Ascensionis ad vesperas“. Diese Notiz soll nach Berlage bereits aus dem Jahre 1253 stammen. Hier heißt es „in turre“. War diese Kapelle in demselben Raume, in dem nach Mithoff der Selige Reinerus gehaust hatte? Vom damaligen S.Turm haben wir nur wenig Kenntnis mehr, da der damalige, wahrscheinlich ähnlich wie der N.turm ausgebildete, romanische S.turm durch den gotischen Neubau verdrängt wurde. Zu denken gibt die Aussage von der Prozession, die jährlich „an der Vigil von Mariae Empfängnis zur Vesper in die Kapelle h i n a b stieg“. Ist dieses „descendit“ dahin zu interpretieren, daß die Prozession wirklich einige Stufen zur Kapelle hinabstieg, oder ist mit „descendit“ nur das Verlassen des Chores gemeint und daß die Prozession in westlicher Richtung der Längsachse des Domes sich hinabbewegte? Der Ausdruck „descenditur“ ist eine im mittelalterlichen Prozessionalen gebräuchliche Formel, die bezeichnet, daß die Prozession den „hohen“ Chor verläßt, der ja meist wirklich um einige Stufen erhöht war[93]. Das sind baugeschichtliche Fragen, die sich aus diesen urkundlichen Notizen ergeben. — Da in den beiden Urkunden von 1257[94] von dieser Kapelle ausführlich die Rede ist, muß sie beim Brande von 1254 wohl nicht gelitten haben. Also ist wohl der W.teil des Domes vom Brande nicht betroffen gewesen. Eine Tatsache, die ja auch durch den Baubefund bestätigt wird. Außerdem ist offenbar auch diese im romanischen S.turm befindliche Kapelle B. Marie virginis im Neubau 1254—77 erhalten geblieben, (ähnlich dem schräg gegenüber gelegenen westlichsten Joch des N.schiffes, das im Bau des 13ten Jahrh. ein romanisches Rudiment darstellt) und ist erst dem S.turmneubau in gotischer Zeit zum Opfer gefallen. Darauf läßt auch der Baubefund schließen, aus dem an anderer Stelle noch weitere Schlüsse gewonnen werden können.

Die im Inventar von Siebern-Fink[97] zum erstenmal für die Baugeschichte des Domes ausgewertete Nachricht vom Brande der Stadt und des Domes um 1254 geht wohl auf die[98] Urkunde

---

91 Berlage, a.O. S. 304, Anmerkung 3.
92 Berlage, a.O. S. 304, die Quelle ist nicht angegeben.
93 vgl. dazu auch Stolte, Der Dom zu Paderborn, S. 119.
94 Sudendorff, a.O. No. 8 und 9.
97 Siebern-Fink, a.O. 1907, S. 19.
98 veröffentlicht im Osnabr. U.B. Bd. III, S. 92, Nr. 24.

des Papstes Innozenz IV. vom Jahre 1254 zurück, in der allen Gläubigen (der Kölner Kirchenprovinz), die zur Wiederherstellung der mit der Stadt verbrannten Domkirche beitragen, ein Ablaß gewährt wird. Die bezügliche Stelle lautet: „Cum igitur dilecti filii . . . decanus et capitulum Osnaburgensis ecclesie cathedralis, sicut sua nobis petitio monstravit, ecclesiam ipsam, que cum tota Osnaburgensi civitate casu miserabili est cremata, de novo reparare cupiant opere sumptuoso, ad quod fidelium subsidium esse dinoscitur plurimum oportunum. . .". In Übersetzung: „Da Dekan und Kapitel der Osnabrücker Kathedralkirche, wie uns eine Bittschrift bezeugt, die Kirche selbst, die zugleich mit der Osnabrücker Stadt durch einen bedauernswerten Unglücksfall verbrannt ist, von neuem wiederherzustellen wünscht mit kostspieligem Aufwand, wozu die Beihilfe der Gläubigen als durchaus wünschenswert erkannt wird. . .". Das Verbum „est cremata" darf hier wohl durch die abmildernde Form „ist durch Brand beschädigt worden" übersetzt werden, da ja mit einer völligen Zerstörung der Kathedrale angesichts des Baubefundes nicht zu rechnen ist, und eine völlige Zerstörung ja in dieser Urkunde auch nicht (wie sonst wohl) nachdrücklich ausgedrückt ist. Klare Auskunft gibt die Formulierung „de novo reparare opere sumptuoso". Zweierlei Übersetzungen sind möglich, doch besagen beide dasselbe. Entweder: „durch einen kostspieligen Neubau wiederherstellen" oder „aufs neue wiederherstellen mit kostspieligem Bauvorhaben".

Außer dieser vom November 1254 datierten Urkunde gibt es noch eine zweite datierte Urkunde vom Oktober 1254[99], die in kürzerer Form eine Ablaßverkündigung des Cardinallegaten Petrus zu Cambrey gelegentlich der Wiederherstellung der Osnabrücker Domkirche zum Inhalt hat. Die bezügliche Stelle lautet: „qui ad fabricam manus porrexerint", übersetzt: „die zum Bau ihre Hilfe leihen". Ähnliche Formeln haben die weiteren, undatierten Urkunden[100], die nach den beiden obigen ebenfalls in das Jahr 1254 datiert werden. Auch sie haben sämtlich Ablaßverkündigungen für die zum Bau der neuen Domkirche Beitragenden zum Inhalt. Sie haben Bischof Bruno von Osnabrück (Urkunde 96), Bischof Wedekind von Minden (Urkunde 97), Bischof Gerhard von Verden (Urkunde 98) und Bruder Reinhard, Archiepiscopus, Ardujacanus (Urkunde 99) zum Verfasser. Sie haben ähnliche Formeln, „qui structure ecclesie Os. manum porrexerint adjutricem" (Urkunde 96, 97, 99). Die Urkunde Nr. 96

[99] abgedruckt im Osnabr. U.B. Bd. III, S. 91, Nr. 121.
[100] abgedruckt im Osnabr. U.B. Bd. III, S. 74—75, Nr. 96, 97, 98, 99.

sagt an anderer Stelle noch: „Ad necessitates ecclesie ruinose". Also wird auch in diesen Urkunden gleichzeitig von der Zerstörung und vom Neubau gesprochen.

Es muß an dieser Stelle noch zweier Stiftungen gedacht werden, die offenbar mit dem Domneubau nach dem Brand in Beziehung stehen. Über das mit diesen Stiftungen in gleicher Reihe stehende Vermächtnis des Joh. von Rimeslo „ad structuram sanctuarii" ist schon oben des breiteren gehandelt. Berlage berichtet von einem im Nekrolog des Domes aufgeführten Vermächtnis eines Magister Jakobus „zur Bedachung des Portikus" des Domes[101]. Dieser Jakobus erscheint (nach Berlage) als Scholaster 1233—51 und als Dechant 1254 in Urkunden. Die Stiftung scheint somit gesondert der Bedachung des Portikus, das ist wohl des Domkreuzganges zugedacht gewesen zu sein. Die Erneuerung des Kreuzganges im Rahmen der Erneuerung des Domes nach dem Brande entspricht dem stilistischen Baubefund, der erkennen läßt, daß der Kreuzgang unter Verwendung älterer Teile des 12ten Jahrh. um die Mitte des 13ten Jahrh. neugestaltet und wohl vollendet wurde. — Eine weitere testamentarische Stiftung zum Domneubau sei von hier zum ersten Male im Rahmen der baugeschichtlichen Erörterung angeführt. Im Testament des Osnabrücker Domherren Bertram vom Jahre 1260 (vor Antritt seiner Reise nach Frankreich)[102] heißt es: „Quicquid pro curia sive pro domo mea haberi poterit, volo ut ad structuram utriusque ecclesie dividatur equaliter". Schon vorher war Rede von den „majori et sancti Johannes ecclesiis", also vom Dom und der gleichfalls seit 1256 im Bau befindlichen St. Johanniskirche. Die Urkunde wurde vor ihrer Überweisung ins Staatsarchiv auch im ehemaligen Stift von St. Johann aufbewahrt.

Erwägung mag noch finden die Gründung des Altares der Vicaria custodis im Dome zu Osnabrück, die in die Jahre 1258—1268 fällt[103]. Besondere Bedeutung scheint jedoch dieser Altar nicht gehabt zu haben. Schon im Jahre 1436 war dieser Altar nicht mehr zu ermitteln. Jedoch scheint der Neubau der Domkirche in diesen Jahren bereits so weit vorgeschritten zu sein, daß eine Neugründung eines Altares bedacht und vorgenommen werden konnte.

Das Datum der Neuweihe des wiederhergestellten Domes wird durch die im Jahre 1867 beim Abbruche des Hochaltares wiederaufgefundene Konsekrationsurkunde des Hochaltares für das Jahr

101 Berlage, a.O. S. 299.
102 abgedruckt im Osnabr. U.B. Bd. III, S. 164, Nr. 230.
103 vgl. Sudendorff, S. 224.

1270 oder 1277 festgelegt[104]. Sie lautet: „Anno Domini Millesimo ducentesimo septuagesimo[105] septimo. In die beati Remigii. Nos frater Hermannus dei gratia episcopus Sambiensis consecravimus hoc altare in honorem sancte crucis, beate et gloriose virginis Marie, beati Petri Apostoli et beatorum martyrum Crispini et Crispiniani". In einer zweiten Kapsel liegen Siegel des Bischof Ludolf von Münster und des Bischof Conrad von Osnabrück (1269—1296). Es geht also aus dieser Urkunde hervor, daß der Bischof von Samland, Suffragan des Erzbischofs Engelbert II. von Köln, die Konsekration des Altares unter Assistenz des Osnabrücker und Münsteraner Bischofs vorgenommen hat. Das Jahr 1277 als Jahr der Vollendung des Domes ergibt für den wiederhergestellten Neubau eine Bauzeit von 23 Jahren. Bei einer kunsthistorischen Betrachtung des Neubaues wird sich ergeben, daß angesichts dreier unterscheidbarer Etappen, die einen Wechsel der Bauleitung oder der Bauhütte voraussetzen, eine verhältnismäßig lange Bauzeit auch als notwendig vorausgesetzt werden muß.

Im Jahre 1286 wird im Dom der Altar St. Mathiae et omnium apostolorum geweiht.

Damit sind die Nachrichten für die Baugeschichte des 13ten Jahrh. erschöpft. Auch in der Bautätigkeit selbst tritt eine längere Stille ein. Ein Zeichen, daß die Baubedürfnisse weitgehend durch den Neubau befriedigt waren. Erst um 1400 werden dann einige Anbauten und Veränderungen am Dom vorgenommen. Doch fallen diese schon aus dem Rahmen dieser Arbeit, die nur die frühmittelalterliche romanische und romanisch-frühgotische Baugeschichte des Domes behandeln will.

---

104 im Auszug b. Berlage S. 280 Anm. 2 abgedruckt 1870 und auch v. Mithoff 1879 S. 106 z. T. zitiert.

105 bei Berlage fehlt „septimo". Mithoff schreibt auch „septimo", vgl. o. U.B. Bd. IV, 695 Nachtrag.

ZUSAMMENSTELLUNG URKUNDLICH ODER CHRONIKALISCH FÜR DIE BELEGTER, BAUGESCHICHTE WICHTIGER DATEN.

783	Gründung des Bistums durch Karl d. Gr.
1067—1088	Bischof Benno von Osnabrück
1100	Brand des Domes und der Kurie
1106	Zurückführung der Reliquien
1137—1147	Bautätigkeit Bischof Udos
1169	Weihe des Altares St. Gregorii
1174—1191	Altar im N. O.querschiff schon vorhanden
1182	Gestattung von Begräbnissen im Dom
1201—1224	Fundation des Altares St. Crucis
1210—1230	Einsiedler Reinerus im Dom
1216	Stiftung von Lichtern
1218	Consecration des Hochaltares
1221	Verordnungen des Bischofs Adolf
1224	Lehnsgericht im Dom
1241	Altar St. Mariae Magdalenae schon vorhanden
1250	Fundation des Altares St. Riquini
1250	Stiftung des Altares Beatae Mariae Virginis
1254	Brand des Domes
um 1254	Stiftung des Joh. de Rimeslo
um 1254	Stiftung des Magisters Jakobus
1260	Testamentarische Stiftung des Domherrn Bertram
1258—1268	Fundation des Altares der vicaria custodis
1277	Neuweihe des Domes
1286	Weihe des Altares St. Mathiae et omn. apost.

DAS JONISIERENDE KAPITELL.

Um das Werk des Domes einer bestimmten Bauperiode zuschreiben und es zeitlich genauer fixieren zu können, muß versucht werden, aus der in ihm noch erhaltenen Ornamentik und dessen zeitlicher und stilgeschichtlicher Einordnung Fixpunkte zu seiner näheren Datierung zu gewinnen. Diesem Zweck soll dieses und das folgende Kapitel dienen.

Innerhalb des unteren Bauabschnittes des W.werkes sitzt in der S.wand des N. W.turmes eine Doppelarkadenöffnung zum Langhaus hin, deren zwei kleine Bögen in der Mitte von einer Säule mit einem eigenartigen „jonisierenden" Kapitell gestützt werden[106]. Bei dem Versuch, dieses Kapitell, das für die Bauzeit dieses Turmteiles sehr aufschlußreich werden kann, zu datieren und zu analysieren, stellt man wieder einmal das Fehlen einer umfassenderen romanischen Ornamentikgeschichte fest. Ganz allgemein werden bisher antikisierende Kapitelle überhaupt und jonisierende Kapitelle im besonderen entweder der karolingischen oder der ottonischen Frühzeit der romanischen Baukunst zugewiesen[107], in der antike Reminiszenzen am ehesten erklärbar sind. Jedoch ist es notwendig gegenüber dieser landläufigen Annahme die jonisierenden Kapitelle einer eingehenden Prüfung und Spezifizierung zu unterziehen. Die jonisierenden Kapitelle sind an sich selten und nur vereinzelt erhalten, doch glaube ich an Hand der mir bekannten Beispiele verschiedene

---

106 siehe Abb. Tafel 1. — Entstellende zeichnerische Wiedergaben bei Nordhoff; Der Dom zu Osnabrück, Tafel III und bei Dehio, Deutsche Kunst, Bd. I, Abb. 245.

107 Dehio: Gesch. d. dtsch. Kunst, Bd. I, S. 79: „Etwa um die Mitte des 11ten Jahrh. ist der Schatz der Erinnerungen an die Antike endgültig aufgezehrt" etc. — Abb. des Osnabrücker Kapitells ebd. Abb. 245 mit der Unterschrift: „Frühes 11tes Jahrh.". — Ob Dehio dieses Osnabrücker Kapitell als typisch oder als außergewöhnlich für die romanische Baukunst des 11ten Jahrh. abbildet, ist nicht ersichtlich. — Die Ausführungen bei Nordhoff (Der Dom zu Osnabr. 1889. S. 206/6 gelegentlich des Osnabr. Kapitells) über jonisierende Kapitelle sind sehr unsystematisch und unglücklich. Er verlegt außerdem versehentlich das Osnabr. Kapitell in die Turmschallöcher und erblickt auch in einem Kapitell der Turmregion mit Eckkerben (Abb. ebenda Tafel III) jonisierende Tendenzen, die aber hier als frei erfunden angesehen werden müssen. — vgl. ferner über antikisierende Kapitelle Bergner: Kirchliche Kunstaltert. i. Deutschl. 1903, S. 83. — Siehe auch Frankl Handb. d. roman. Baukunst 1926 S. 73: „Antikisierende, also ottonische Kapitelle".

Artungen unterscheiden zu können. Die Bezeichnung „jonisierendes" oder gar „jonisches" Kapitell wird oft ziemlich wild und scheinbar überall da, wo sich Voluten zeigen, angewandt, wobei oft ganz außer acht gelassen wird, ob diese Voluten sich als „Helices" aus einem korinthischen Kapitell herausgeschält haben, ob sie ihre Form aus einem Kompositkapitell oder einem rein jonischen Kapitell herleiten, oder ob ihre Voluten gar keine Wesensverwandtschaft mehr mit der Urform des jonischen Kapitells aufweisen.

Das bei Bergner[108] z. B. als „jonisch" abgebildete Kapitell aus dem Kloster Lorsch ist ein ziemlich reines römisches Kompositkapitell, das als Beweisstück für die Rezeption antiker Ornamentik ohne jede Umformung für die Zeit nach 763[109] gelten kann. Im Oberstock der Lorscher Torhalle sind dann rein jonische flache Relief-Kapitelle erhalten[110]. — Ziemlich rein scheinen die Formelemente des jonischen Volutenkapitells in Essen übernommen, wo wir beim Bau der Münsterkirche[111] in den oberen Nebenemporen vier jonische Kapitelle und ein fünftes (etwas größeres) als Fuß eines Weihwasserbeckens dienend (ebenfalls in der Münsterkirche) vorfinden, die wir wohl um das Jahr 1000 ansetzen dürfen[112]. Diese Kapitelle zeigen insofern eine Merkwürdigkeit, als sie das Deckkissen mit den sich an den Seiten einrollenden Voluten an allen vier Seiten ausbilden (und so die Ecklösung der Eckkapitelle an attischen Tempeln nicht nur an einer, sondern an vier Seiten wiederholen). — Dem Essener Kapitell am nächsten verwandt sind zwei in der Unterkirche der Stiftskirche von Quedlinburg aufbewahrte[113] Kapitelle. Sie zeigen, wie in Essen, das ins Gesims einbezogene, sehr dünne Deckkissen und die an allen vier Kapitellseiten ausgebildeten Voluten. Die kerbschnittartige Form des Eierstabes ist hier — wie überhaupt das ganze Kapitell — sehr verroht. Darunter als Abschluß ein Tauband. Das Kapitell, das Zeller nicht als jonisierend erkennt und für das er keine genaue Datierung gibt, wird zeitlich wohl ungefähr den Essener Kapitellen nahestehen. — Gleich-

108 Bergner, Kirchl. Kunstaltert. Deutschlands 1903, Fig. 63, Abb. auch bei Hauttmann, Kunst d. Mittelalters, S. 346.
109 Dehio, Handb. der Kunstdenkm. 1928 über Lorsch. — v. Fr. Behn auf erste Hälfte 9ten Jahrh. dat., vgl. Forschungen und Fortschritte, Berlin 1928; Abb. bei Seriba: „Justinuskirche Höchst", 1930; Tafel 64; Nr. 210—213.
110 Abb. bei Hauttmann, Kunst des Mittelalters, S. 345.
111 Den W.bau der Münsterkirche datiert Wilhelm-Kästner: Das Münster zu Essen 199, in die Jahre 971—1011.
112 Abb. bei Wilhelm-Kästner, ebd. Tafel VII, VIII.
113 Abb. bei Zeller, Tafel XIV, Nr. 5 und 6.

falls die Ausbildung der Voluten, an allen vier Seiten zeigen die wohl gleichzeitigen, in der Krypta der ehemaligen Heinrichskirche zu Quedlinburg[114] befindlichen jonisierenden Kapitelle. Da hier aber die Voluten aus dem Kapitellhals bzw. aus dem Blattkranz des Kapitellhalses aufsteigen, ist ihre Herkunft aus korinthischen Blattkapitellen einleuchtend. Die Freude an der Verwendung des Volutenmotivs in der Ornamentik dieser und späterer Quedlinburger Perioden beweisen auch die bei Zeller[115] abgebildeten Kapitellreste. — Diese Form der fälschlich jonisierend bezeichneten Kapitellformen mit Volutenmotiven, die aus der Urform des korinthischen Kapitells hervorgegangen sind und sich durch ihre stets von unten aufsprießenden und zur Seite sich umrollenden Voluten („Helices") verraten, finden sich auch in späterer romanischer Zeit häufig und immer wieder. Als weitere typische Beispiele hierfür führe ich nur die (wohl der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. angehörenden) Kapitelle der Zwerggalerie der Ostapsis der Wormser St. Paulskapelle an[116], unter denen eines, ein besonders eigentümliches, allein betrachtet, als jonisierendes Kapitell angesehen werden könnte. Jedoch beweist auch dieses Kapitell bei seiner Vergleichung mit den übrigen, benachbarten Wormser Volutenkapitellen die Herkunft seiner eigenartigen Form aus korinthisierenden Blatt-Volutenkapitellen.

Ein anderes in diesem Zusammenhang bemerkenswertes Beispiel eines frühen jonisierenden Kapitells wohl noch aus karolingischer Zeit[117] ist in zweifacher Ausfertigung in der Schloßsammlung zu Marburg[118] erhalten. Diese in der sehr gestreckten Proportion antiken Kapitellformen noch sehr verwandten Kapitelle, die als zusammengehörig mit ähnlichen, ebendort befindlichen, korinthisierenden Kapitellen betrachtet werden müssen, tragen eine Deckplatte, deren Seitenfläche durch bandartige Verschnürungen und in der Mitte durch eine dem korinthischen Kapitell entlehnte Rosette (Abakus-Blüte) belebt sind. Die Fläche der darunter sitzenden beiden großförmigen Volutenrollen sind durch Blattornamente aufgelockert, in die Volutenkreise selbst sind Rosetten eingesetzt, die Volutenrollen sind seitlich in der Mitte durch einen Bandwulst umschnürt, der sie in Verbindung zu den zuvor angeführten Kapitellen

---

114 Abb. bei Zeller: Kirchenbauten Heinrichs. Tafel XII.
115 Abb. bei Zeller, ebd. Tafel XIV, Nr. 7, 9, 11, 12.
116 Abb. teilweise bei Hauttmann, Kunst des Mittelalt. Abb. 435.
117 vgl. Meyer-Barkhausen, Kapitelle in Hersfeld, Fulda und Höchst s. Marburger Jahrb. Bd. 3 1927, S. 278.
118 Jetzt Museeum des kunsthist. Semniars der Univ. Marburg. Photos dort. Teilphoto in Hauttmann, a.O. S. 346, Datierung dort, 9tes Jahrh.

stellt. Die Volutenrollen sind sehr nahe aneinander gesetzt und nur durch eine Art Doppelpalmette voneinander getrennt. Der sehr gesteilte kelchförmige Kapitellhals ist auch durch dicht stehende Blattpalmetten völlig umkleidet. Diese Auflockerung durch vegetabile Zierumkleidung ist das Charakteristikum dieses in der Gesamtproportion mehr korinthischen als jonischen Kapitells. Wir dürfen der Grundform nach dieses Kapitell wohl als einen direkten Nachfolger des römischen Kompositkapitells ansehen. Dafür spricht auch die Häufung von Deckkissen, Volutenrollen und Blattfries des Kapitellhalses. — Neben dieser Essener Form findet sich schon sehr früh eine Sonderform des jonisierenden Kapitells[119] in der Wiperty-Krypta zu Quedlinburg etwa um 936[120]. Durch Fortfall des Eierstabes und Einbeziehung des Kapitellhalses (der in Essen noch als Kehle, die rings um das Kapitell läuft, ausgebildet ist) in die Gesamtform erhält diese etwas Gedrungeneres und der kubischen Blockform des romanischen Würfelkapitells Verwandtes, was durch die nach oben sich verbreiternde Trapezform des Blockes noch verstärkt wird. Die Voluten werden hart und kalligraphisch und sehen aus wie die Pergamentrollen. Zudem erhalten die überquellenden, seitlichen Volutenwülste in der Mitte eine Einschnürung und Bindung durch einen schmalen Ring, als ob die Pergamentrollen in der Mitte mit einem Band umschnürt wären. Eine ähnliche Form, nur noch entfremdeter, finden wir dann um 1100 in der W.halle der Stiftskirche zu Gandersheim[121] wieder, wo die wulstige Decke der durchlaufenden Volutenverbindung bereits aufgegeben ist und dafür eine Näherrückung und lineare Verschnürung der Voluten eingetreten ist. Die Grundform des Kapitells gleicht hier einem Kegelsegment, das von den Volutenrollen seitlich durchdrungen wird, die so einen Übergang zur quadratischen Deckplatte herstellen. Von der organischen Sinngebung des Volutenkissens weiß dieses Kapitell am Ende des 11ten Jahrh.[122] nichts mehr. Jedoch muß zugegeben werden, daß es eine geistreiche Umformung darstellt. Wie weit Zellers Ableitung dieses Kapitells aus germanischer Ornamentik zu Recht besteht, kann hier nicht mehr verfolgt werden. Er schreibt dazu: „Fälschlich oft als jonische Nachbildung bezeichnet, in Wahrheit aber ein

119 Die Zeller „Gandersheim etc" S. 68/69 als „aus germanischen Holzschnitzereimotiven entstanden" deutet.

120 Datierung beller, Kirchenbauten Heinrichs; „etwa schon 9tes Jahrh. (?) Abb. bei Hase, Bd. II, Tafel 62. — Bei Zeller ebd. Tafel 2. — Bei Kugler, a.O. 1859, S. 366.

121 Abb. bei Zeller, ebd. Tafel 33, Abb. 3 — A entstellt; Abb. bei Seriba: „Justinuskirche Höchst", 1930, Tafel 33, Nr. 110.

122 Datierung, vg. Dehio Handb. 1928, Bd. V, S. 134 u. b. Zeller ebd.

germanisches Holzschnitzereimotiv — aufgerolltes Band — siehe auch Wiperty-Krypta, Quedlinburg"[123]. — Eine ähnliche Form der in der Mitte eingeschnürten Volutenrolle finden wir in der sogenannten Bußkapelle der Burg zu Quedlinburg, doch hier in komplizierter Verknüpfung mit anderen Ornamentmotiven[124]. — Wir stehen hier, bei den beiden letzteren Kapitellen bereits vor einer Wiederbelebung ottonischer antikisierender Motive in der Zeit um 1100, worauf später noch zurückzukommen sein wird. Ein weiteres, in diese Gruppe gehöriges Kapitell findet sich in Maria Laach, (heute an der Galerie des W.turmes, ehemals wohl zu Seiten des Kapitel-Portales) das aus der Zeit der ersten Bautätigkeit um 1095 stammt. Schippers[125] bezeichnet es als „jonisches Polsterkapitell". Da aber die beiden Voluten von unten nach oben und von der Mitte nach außen sich einrollen und auch ganz enge nebeneinander gerückt sind, kann von dem eigentlichen jonischen Polsterkissen hier nicht die Rede sein. Die Ähnlichkeit der Voluten mit Pergamentrollen, die Nahstellung der Voluten, die Umschnürung der Seitenflächen der Volutenrollen in der Mitte, all das findet sich hier wie bei den erwähnten Quedlinburger und Gandersheimer Kapitellen wieder. Die Blockform aber ist hier ganz aufgegeben, dies Kapitell hat einen fast atektonischen Charakter, der durch die Verzierung der Seitenflächen mit einem Flechtwerkmuster noch verstärkt wird. Schippers leitet dieses Kapitell wie auch die Quedlinburger Stücke von lombardischer Ornamentik des 11ten Jahrh. ab. Wieder andere Kapitelle finden sich in der Krypta zu Vreden[126]. Ihr würfelförmiger Kern ist mit Bändern, Köpfen und Spiralen überwoben. Ihre Herkunft ist wohl aus verwandten Ornamentformen der Metallkunst herzuleiten. Sehr verrohte plumpe jonisierende Kapitelle der Frühzeit aus W.türmen des Lincolnshire-Typus in England stellt G. B. Brown[127] zusammen, die er in Beziehung zu einem mir unbekannten (auch bei Zeller nicht abgebildeten) angeblich an der W.seite der Schloßkirche zu Quedlinburg — (die ja weitgehend in der 2ten Hälfte des 19ten Jahrh. erneuert wurde) — befindlichen Kapitell setzt[128]. Diese Block-

[123] Zeller, Kirchenbauten Heinrichs, S. 68.
[124] Abb. bei Zeller, ebd. Taf. 13, Abb. 1, Text dazu S. 24.
[125] Vgl. A. Schippers: „Das erste Jahrzehnt der Bautätigkeit in Maria Laach". in Repertorium f. Kunstw. Bd. 40. 1917. S. 32; dort auch eine zeichnerische Wiedergabe des Kapitells in Abb. 21.
[126] Datierung Abb. Inventar Ahaus, Tafel 52 Krypta, auch Taf. 53 Abb. bei Mithoff, Tafel 16, Fig. 17, 18.
[127] G. B. Brown, Anglo-Saxon Architecture, Fig. 192.
[128] abgebildet bei Brown, S. 30, Fig. 2004, leider ohne Herkunftsnachweis der Zeichnung.

kapitelle, meist in der Grundform einer am oberen und unteren Ende beschnittenen eiförmigen Kalotte, zeigen z. T. an allen vier Seiten ausgebildete, doppelseitige Voluten, die z. T. noch durch eine Deckplatte miteinander eine bandförmige Verbindung aufrechterhalten. Die Art, wie diese Voluten unvermittelt und unorganisch auf dem Kegelsegment aufsitzen, läßt sie unter den mir bekannten Beispielen zuerst mit dem oben erwähnten Gandersheimer Kapitell[129] und den noch zu besprechenden Kapitellen in Kloster Gröningen[130] vergleichbar erscheinen. Z. T. zeigen sie auch einen gestreckteren kelchförmigen Kapitellhals, der durch eine Art Pfeifenornament belebt ist.

Mit entscheidend für die Einordnung jonisierender Kapitellformen muß immer die Richtungsbewegung der Voluten bleiben. Deshalb ist das Osnabrücker jonisierende Kapitell mit keiner dieser Arten gleichzusetzen, obwohl es einzelne Entsprechungen aufweist. Es stellt eine eigentümliche, sonst nicht vorkommende Sonderform dar. Die Grund- und Umrißform des Kapitells freilich weist auf die Urform des jonischen Kapitells hin. Ein nach oben anschwellender, runder Kapitellhals, der einen verkümmerten Eierstab (?) und darüber einen Perlstab aufweist, trägt die an den unteren vier Ecken abgerundete, in der Grundform rechteckige Platte der nahe zusammengerückten Volutenwülste. Doch ist als merkwürdig und sofort auffallend zu vermerken, daß die Volutenwindung im Gegensinne verläuft, nämlich von der Kapitellmitte ausgehend, von oben nach unten ihren Anlauf nimmt. Darüber liegt dann eine zum Kapitell selbst noch gehörige rechteckige Deckplatte, aus deren Masse sich die Voluten nach unten herauszuentwickeln scheinen. Die Seitenwülste der Voluten zeigen eine ganz neue Ausprägung. Auch zie zeigen zur Mitte hin eine leichte Einschnürung, die von einem breiten, traubenartig modellierten, hervorquellenden Wulst umfaßt wird. Die Außenfläche der Volutenwülste selbst ist sehr eigentümlich ausgebildet und zeigt eine Art rhombenförmigen Kerbschnitt oder Diamantmuster. (Die Traubenpolster wären der einzige vegetabile Bestandteil des Kapitells, das sonst rein abstrakte Ornamentformen aufweist; jedoch kann dieser Traubenwulst auch als eine Nebeneinanderreihung von Perlschnüren aufgefaßt werden). So erinnert der Gesamtumriß des Kapitells wohl an den Aufbau des jonischen Kapitells, jedoch ist hier der organische Charakter des

---

129 Abb. bei Zeller, Taf. 33, Abb. 3 — Abb. bei Hase, Bd. III, Blatt 120, entstellt.

130 Abb. im Inventar Kr. Oschersleben, S. 94, Nr. 27 a—h.

lasttragenden Volutenkissens garnicht mehr verstanden und die kleinteiligen Einzelformen sind ganz neu und andersartig und der textilen Schmuckornamentik romanischer Kapitelle des 12ten Jahrh., die von vielseitigen Ornamentformen dicht umwoben sind, sehr verwandt. (Ein ähnlich kerbschnittartiges Diamant-Blumenmuster an einem Kapitell der Stiftskirche von Quedlinburg[131] stammt aus dem gleichen zeitlichen und regionalen Umkreis. O. Gaul[132] bemerkt dazu: „Die Art, wie die Weintrauben (im Kloster Gröningen) rhombenartig geriefelt sind, entspricht ganz der Art des Gefieders der Magdeburger (in St. Liebfrauen) Vögel und der Adler in Quedlinburg; dieselbe ebene, durch das Rhombennetz gegliederte Oberfläche der Trauben kommt ja auch an den Kämpfern der Quedlinburger Oberkirche vor").

Zeitlich darf man wohl annehmen, daß dieses Osnabrücker jonisierende Kapitell von unmittelbaren Erinnerungen an antike Ornamentformen schon sehr entfernt ist und eine reizvolle Sonderrezeption eines vielleicht zufällig gesehenen, aber mißverstandenen, echten jonischen, oder bereits abgeleiteten Kapitells durch einen Meister des 12ten Jahrh. ist.

Dieser ungefähren zeitlichen Bestimmung kommen glücklicherweise einige unabhängig vom Osnabrücker Kapitell bereits zeitlich genauer fixierte, sehr verwandte Kapitellformen zu Hilfe. Deren eine findet sich an der Schloßkirche zu Quedlinburg an der N.außenwand des Mittelschiffes in einem den Dachfries stützenden Säulenkapitell, das allerdings nicht rundplastisch ist[133]. Hamanns Datierung dieses Kapitells „2tes Viertel 12tes Jahrh." verbindet sich wohl mit dem Weihedatum der 1129 wiederhergestellten Stiftskirche. Auch an diesem Kapitell findet sich die Spiralbildung der Voluten im Gegensinne von innen nach außen und von oben nach unten beginnend. Die Volutenwindungen selbst sind zahlreicher, schmaler und gerillter als in Osnabrück. Im oberen Dreieck zwischen beiden Voluten sitzt etwas wie ein zweiteiliges Blattornament, eine neue von Osnabrück abweichende Einzelform. Der Kapitellhals besteht über einem dicken Rundwulst nur aus einem kleineren Rundwulst. Die rechteckige Deckplatte ist im Gegensatz zum Osnabrücker Kapitell von den Voluten getrennt. Doch deucht mich die

---

131 Abb. bei Zeller, Taf. 7, Kapitell 946.
132 O. Gaul: Die romanische Baukunst in Sachsen, S. 17 unten.
133 Abb. in „Deutsches Ornament" hrsg. v. R. Hamann, Marburg 1924, Abb. 8. — Eine entstellte zeichnerische Wiedergabe bei Hase, Bd. II, Fig. 4, S. 205/6. — Falsche Zeichnung bei Kugler 1859, S. 381.

zeitliche Verwandtschaft dieses zwar nicht vollrundplastischen Quedlinburger Kapitells mit der kleinteiligen Zierform des Osnabrücker Kapitells ziemlich nahe, zumal auch hier die Grundform des jonischen Kapitells ziemlich gewahrt erscheint. Zu dieser Quedlinburger Ornamentik sagt Hamann[134], der sie einer zweiten Invasion der Antike, einer Protorenaissance des 12ten Jahrh. zuweist: „Der Weg wird frei zu einem Verständnis für Lasten und Tragen, Schwellen und Sich-Wiegen der Architektur. Es ist eine reproduzierende, nicht mehr kopierende Renaissance, ein Übergang zur Lebendigkeit der Gotik gegenüber dem starren Steinkubus des Romanischen".

Bei den Kapitellen der Quedlinburger Oberkirche unterscheidet O. Gaul[135] zwei Stilphasen, eine frühere etwa um 1110 in der Krypta der Oberkirche und eine spätere etwa um 1130 in der Oberkirche selbst. Für die Beziehungen zu Osnabrück ist diese lokale Differenzierung der Quedlinburger Ornamentik wohl nicht zu entscheiden. Die Beziehung zur Quedlinburger Ornamentik im 1ten Viertel des 12ten Jahrh. besteht generell. Zu dieser Ornamentik äußert sich O. Gaul[136]: „Die meisten Kryptenkapitelle sind antikisierend. Antikisierende Kapitelle kommen zwar fast zu allen Zeiten von der karolingischen bis zur spätromanischen Zeit vor, sie wurden aber zu bestimmten Zeiten besonders bevorzugt, und eine solche „Renaissance" mit antikisierenden Kapitells begann gerade mit dem 2ten Viertel des 12ten Jahrh. (vgl. Huyseburg, Königslutter, Magdeburg: Liebfrauen, Klosterkreuzgang). In diese Richtung läßt sich auch die Ornamentik der Quedlinburger Krypta einordnen, sie steht an ihrem Anfange, wie die noch verhältnismäßig große Ähnlichkeit dieser Quedlinburger Kapitelle mit antikisierenden Kapitellen des 10ten und 11ten Jahrh. beweist. In diesem Zusammenhange muß auch auf die Kapitelle im Kloster-Gröninger Vierungsturm hingewiesen werden". — So kommt Gaul in Verfolgung der sächsischen Ornamentik zu denselben Schlüssen, wie ich sie in Betrachtung speziell des jonisierenden Kapitells in der romanischen Kunst des 10ten — 13ten Jahrh. herausstellte.

Nächste Verwandtschaft mit dem Osnabrücker jonisierenden Kapitell zeigen weiter drei Kapitelle des Vierungsturmes in Kloster-Gröningen[137]. Hier sind gleich drei verschiedene Rollrichtungen der Voluten ausgebildet. Kapitell b zeigt die Voluten von

134 Hamann: Deutsches Ornament, Marburg 1924, Einleitung.
135 O. Gaul, a.O. S. 19.
136 O. Gaul, a.O. S. 19.
137 Abb. im Inventar Kr. Oschersleben, S. 94, Nr. 27 a—h.

der Mitte seitlich und von oben nach unten sich rollend. Das ist die Form der Volute, wie sie auch das korinthisierende Kapitell ausgebildet hat. Bei Kapitell d sind die Voluten im Gegensinne zueinander wie ein Fragezeichen schräg liegend gerollt. Bei Kapitell h endlich haben wir die gleiche Rollrichtung wie beim Osnabrücker Kapitell: von der Mitte nach den Seiten, aber von unten nach oben. (Dieselbe Art der Volutenrichtung ja auch im Quedlinburger Fries und in Verden a. d. Aller). Diese Richtungsverschiedenheiten der Voluten beweisen, daß das jonische Kapitell selbst hier nicht mehr unmittelbar zum Vorbild gedient hat, sondern daß man angesichts der an gleicher Stelle gehäuften Flechtbandmotive eher an eine Herkunft aus nordischer Flechtbandornamentik denken muß. Auch die Form der Kapitelle, sehr ähnlich den oben besprochenen Kapitellen des Lincolnshire-Typus eine oben und unten beschnittene eiförmige Kalotte, (nur Kapitell e bildet den Würfelblock stärker über dem eiförmigen Kelch aus) läßt die Grundstruktur eines jonischen Kapitells völlig vermissen. Hierin unterscheidet sich das Osnabrücker Kapitell entschieden von den Gröninger Beispielen, so nahe Verwandtschaften auch in der übrigen Ausbildung dieser Säule (die noch zu besprechen sein wird) festzustellen sind.

Viel stärker ist die ursprünglich jonische Kapitellform noch in einem Kapitell in der Bibliothek zu Huyseburg[138], deren Ornamentik von Gaul ja auch der Quedlinburger-Magdeburger (St. Liebfrauen) Ornamentikschule zugeschrieben wird, gewahrt geblieben. Hier ist das Zurückgreifen des 12ten Jahrh. unmittelbar auf antikisierende Formen ottonischer Zeit deutlich[139]. Deutlich ist hier noch das Volutenkissen über dem mit einem verrohten Eierstab geschmückten Wulst zu erkennen. Ist auch das Horizontalband der Voluten selbst durchbrochen, so ist die horizontale Verknüpfung doch auf andere Weise noch ausgedrückt. So zeigt dieses Kapitell des späten 12ten Jahrh. noch nähere Verwandtschaft mit den behandelten frühen, noch ottonischen Kapitellen in Essen und den frühen Kapitellresten in Quedlinburg[140].

---

[138] Abb. im Inventar Kr. Oschersleben, Taf. 7, Nr. 91 — ferner Abb. bei Zeller, Klosterbauten nördlich des Harzes, Taf. 16 Fig. 6.

[139] Dehio (Handb.) schreibt diese den Klostergebäuden zugeh. Bibliothek der 2ten Hälfte des 12ten Jh. bereits zu. a. Zeller berichtet in: „Frühroman. Kirchen etc. d. Benediktiner und Augustiner nördl. d. Harzes" 1928 S. 14 daß Abt Reinhard (1107—22) mit der Kirche auch alle anderen Gebäude errichtete.

[140] vgl. Zeller, Taf. 14, Nr. 5 und 6.

In den weiteren Umkreis dieser sächsischen Ornamentik gehört wahrscheinlich auch ein jonisierendes Kapitell des westsüdlichen Ecktreppenturmes der Stiftskirche zu Freckenhorst, das sich im ersten westl. Fenster der oberen Reihe befindet, und der Bauzeit von 1116—1129 als zugehörig erkannt werden muß[141].

Ein weiteres hierher gehöriges vergleichbares Beispiel findet sich im Kreuzgang des Domes zu Verden a. d. Aller[142], der im Aufbau dem 13ten Jahrh. angehört, dessen einzelne Hausteinsäulchen aber[143] noch aus dem 12ten Jahrh. stammen. Auch hier sind die nahe aneinander gerückten Voluten im Gegensinne zueinander gedreht, genau wie in Osnabrück, und anscheinend ebenso großförmig. Die Gesamtform des Kapitells unterscheidet sich allerdings in ihrer eindeutigen kubischen Würfelform von der komplizierteren Osnabrücker Form und ordnet sich deutlich den Beispielen von Kloster-Gröningen zu.

Selbst noch im 13ten Jahrh. finden sich vereinzelt jonisierende Kapitelle, so die eigenartige Form eines Kapitells im Dom zu Drontheim[144], das die wesentliche Grundform eines jonischen Kapitells — nach oben anschwellenden Kapitellhals und aufgelegtes breitrechteckiges Volutenkissen — auf eine neuartige Weise in die entwickelte Blattornamentform des 13ten Jahrh. überträgt und so einen Beweis für die bis in die Gotik auch im hohen Norden fortdauernde, stets neu interpretierte Rezeption antikischer Ornamentformen gibt. Ein weiteres Beispiel dafür sind auch die eigenartigen, ganz antikischen Kompositkapitelle am Dome zu Lund[145]. Als weiteres Beispiel jonisierender Kapitelle des 13ten Jahrh. möge noch ein trapezförmig nach oben ansteigendes Kapitell aus der Burg zu Nürnberg[146] angeführt sein, dessen Volutenrollen seitlich von Adlern getragen werden. In der bandartigen Verbindung der Voluten miteinander ist noch die Erinnerung an das ursprüngliche Deckkissen gewahrt. Diese Verbindung der Voluten untereinander fehlt bei einem Kapitell in Schwäbisch-Hall[147], wo innerhalb eines reich gestuften Aufbaus hypertrophisch ausgebildete, sich von unten

141 Leider existiert noch keine Photographie davon.
142 Abb. im Inventar von Mithoff 1878, Taf. 2; ferner Kunstdenkm. d. Prov. Hannover Bd. V, Verden S. 160.
143 Datierung durch Dehio Handb. d. Kdenkm. Verden a/d Aller.
144 Abb. bei Springer Bd. II, Gesch. der Kunst des Abendlandes, Abb. 226.
145 Abb. bei Seeßelberg, Die skandinavische Baukunst, Berl. 1897, Tafel XIV und Tafel XXV, 1, 2.
146 Abb. bei Heideloff: Ornamentik des Mittelalters, 1838—1852, Heft XVIII, Pl. 3.
147 Abb. bei Heideloff, a.O. Heft V, Pl. 4.

aufrollende Voluten ihre Herkunft aus korinthischen Kapitellformen bekunden.

Glaube ich so bewiesen zu haben, daß die kategorische Verweisung jonisierender Ornamentformen in romanische Frühzeit zu Unrecht besteht, so ergibt sich jetzt die Frage, welche Momente für die zeitliche Einordnung nunmehr maßgebend sein können. Als erstes möchte ich bei den auf antike Grundformen zurückgreifenden Ornamentstücken den Grad ihrer Um- und Neuformung für entscheidend halten, der ihre zeitliche Entfernung von antiken Vorstellungsformen bestimmt. Im übrigen würden die Vergleichsmöglichkeiten mit rein romanischen Stilformen in der Art der Detail- und Materialbehandlung die Datierung und Zuordnung bestimmen. Beim Osnabrücker Kapitell zeigen die mißverstandenen Voluten und die feingliedrige Belebung der Fläche die zeitliche Entferntheit von großförmigen, tektonisch gefühlten antiken Vorbildern; und die detailreiche Schmuckfreudigkeit, wie sie in der flächenbelebenden gedrängten Verwendung von Eierstab, Perlstab, Diamantmuster und Traubenmuster zum Ausdruck kommt, gibt die gemäße Zuordnung zur reichen, unruhig schmuckfrohen Formenwelt der Vegetabiles und Abstraktes lustig mischenden, romanischen Ornamentik des 12ten Jahrh.

Das Kämpfergesims des Kapitells ist sehr robust und massig und besteht aus einem nach oben sich erbreiternden, trapezförmigen Block, darüber einem dicken Wulst, einer schmalen Viertelkreisauskehlung und einer mäßig hohen rechteckigen Deckplatte. Mit der etwas allgemeinen Aussage Dehios über Profilierung der Gesimse[148]: „bis zur Mitte des 11ten Jahrh. mit Neigung zur Feingliedrigkeit; von da ab mit derberem, auf kräftigen Schattenschlag ausgehenden Lineament" würde diese Form des 12ten Jahrh. übereinstimmen. Trapezförmige Blöcke als Deckplatten finden wir beispielsweise im Kreuzgang von St. Moritz zu Hildesheim (Ende 12tes Jahrh.)[149]. Der Fuß der Säule zeigt eine einfache Kehle zwischen zwei dicken Rundwülsten auf einer rechteckigen Fußplatte und ist ohne Eckblatt. — Die nächste und frappierende Verwandtschaft haben Basis, Säulenproportion und trapezförmige Deckplatte aber in den bereits erwähnten gleichfalls mit jonisierenden Kapitellen geschmückten Säulen des Turmes von Kloster-Gröningen[150] die von Gaul ja

[148] Dehio, Gesch. d. dtsch. Kunst, 19, S. 81.
[149] Abb. bei Zeller, Hildesheim, Taf. 46, Abb. 2 a—g.
[150] Abb. im Inventar Kr. Oschersleben, S. 94, Nr. 27 a—h.

1080—1100 datiert wurden[151]. Der Zusammenhang ist hier so offensichtlich und stark, daß man hier wohl fast auf Werkstattzusammenhänge schließen darf. Auch diese Kapitelle haben über der Deckplatte des Kapitells selbst noch eine trapezförmige Blocküberhöhung. Die Form der Säule selbst ist schlank. Die Basis besteht auch hier aus Wulst, Kehle und erbreitertem Wulst auf rechteckiger Fußplatte. Z. T. haben diese Basen Eckblätter. (Bei den gleichzeitigen Osnabrücker Arkaturen des W.werks sind ja z. T. auch Eckblätter vorhanden). Die gleichen Basen aus Wulst, Kehle und erbreitertem Wulst finden wir auch bei diesen Arkaturen.

Das Fazit dieser Betrachtungen zur chronologischen Einordnung dieses Kapitells und ein Rückschluß auf das Alter der entsprechenden Teile des W.werks soll erst nach der Behandlung auch der Arkaturen des W.werks gemeinsam mit deren Ergebnis gezogen werden.

[151] Gaul, a.O. S. 19.

DIE ARKATUREN IM WESTWERK UND IHRE KAPITELLORNAMENTIK.

Der wertvollste Bestand alter Ornamentik, der zur Datierung des W.werkes herangezogen werden kann, hat sich in den Kapitellen der kleinen Arkaturen im W.werk erhalten. Diese Arkaturen befinden sich in der heute das Langhaus abschließenden Westwand innen, je drei Arkaden auf zwei Zwischensäulen, zu beiden Seiten der Mittelachse der W.front, je zwei Meter von ihr entfernt. Sie sitzen über einem Sockel 0,60 m über dem Erdboden und sind heute vom Unterbau der Orgelempore verdeckt innerhalb des Windfangs zu besichtigen. Eigentümlicherweise haben diese Arkaden in der älteren Literatur nie Beachtung gefunden. Erst im Inventar von Osnabrück von 1907 findet man sie zum erstenmal erwähnt[152], und eine Arkadengruppe und ein einzelnes Säulchen zeichnerisch, wiedergegeben. Die nördl. Arkadengruppe ist 2,56 m, die südl. 2,54 m breit; beide sind voneinander 4,18 m entfernt. Zwischen ihnen befindet sich das in gotischer Zeit eingebrochene Westportal. Entweder hat nun schon in romanischer Zeit ein Portal bestanden, zu dessen Seiten die beiden Arkadengruppen gestanden hätten, oder die Westwand war portallos. Dann ergibt sich die Möglichkeit der Rekonstruktion einer durchlaufenden Arkadenreihe. Der Zwischenraum zwischen beiden Arkadengruppen läßt sich gut in 4 ebenso breite Arkaden gleicher Art aufteilen. (Vgl. Tafel 2).

Da nur die Basen I und IX Eckknollen haben, die beiden übrigen erhaltenen Basen II und VIII aber nicht, so ergäbe sich für die durchlaufende Reihe von 10 Arkaden eine alternierende Folge von Basen mit und Basen ohne Eckknollen, eine in ihrer Gesetzmäßigkeit für die sächsisch-westfälisch-romanische Bauschule typische Erscheinung. Für eine solche Rekonstruktion ergeben sich aus dem Baubefund zwar keine direkten Schlüsse; der Erhaltungszustand der Arkaden ist ungleichmäßig, von den begrenzenden Gesimsstücken ist nur VII alt, die Kapitelle VIII und IX verraten Spuren eines gewaltsamen Eingriffs.

---

[152] Die K.denkm. d. Prov. Hannover, Rbz. Osnabr. Bd. I/II, S. 33.

Diese Osnabrücker Aufteilung der unteren W.werkinnenwand in Arkaden (gleichviel, ob die rekonstruierte Folge von zehn Arkaden oder der heutige Zustand zweier dreiteiliger Arkadengruppen) ist ganz ungewöhnlich und ich wüßte keine direkte Analogie dazu zu nennen. Jedoch ließen sich vergleichbare Arkadenreihen an anderen Stellen romanischer Kirchen zu ihrer stilistischen Erklärung und Einordnung herbeiziehen, wobei ganz allgemein die Aufteilung und Belebung einer Wand durch mittelgroße Arkadenstellungen, die auf einem durchlaufenden Mauersockel über dem Erdboden in die Wand eingetieft sind, ins Auge gefaßt sein soll. Doch auch dafür sind die Beispiele nicht zahlreich. Das älteste Beispiel findet sich in der Krypta der Schloßkirche zu Quedlinburg (um 1021), in deren Fußboden vor den Gräbern die vertiefte Confessio mit interessanten Arkaturen in Stuck ausgeschmückt ist[154]. — Das nächst vergleichbare Beispiel findet sich in der nördl., außergewöhnlich langen, nie ganz vollendeten Vorhalle von St. Emmeram zu Regensburg (geweiht etwa 1052)[155], wo in der westl. und östl. Seitenwand vertiefte Wandarkaden mit Säulen ausgebildet sind[156]. — Die Nord- und Südseiten des Chorquadrates der Kirche der Barbarossapfalz zu Nymwegen (Mitte 12tes Jahrh.)[157] zeigen Arkaturen auf freistehenden Säulen[158]. Zeitlich und in der Ausführung sind diese Osnabrück sehr nahe vergleichbar. — Eine Doppelarkade auf einer Mittelsäule finden wir im Ostteil des sogenannten „Atriums" des Domes zu Paderborn, der wohl noch dem Bauabschnitt nach dem Brande 1133, jedenfalls dem 12ten Jahrh. angehört[159]. Wiewohl sich hier nur eine Reihung von zwei Arkaden befindet, so haben wir hier doch auf westfälischem Boden aus der gleichen Zeit ein sehr ähnliches Beispiel in die Wand eingetiefter Arkatur auf freistehender Säule. — Falls die im oberen Geschoß des W.werkes der Kirche zu Lautenbach im Elsaß befindlichen je zu dreien gekuppelten beiden Arkaturen nicht (wie Dehio angibt[160]) zum Mittelschiff hin geöffnet waren, sondern (wie die Photographie bei Kautzsch angibt)[161] zugemauert oder in eine Mauer eingetieft gewesen sind,

154 Abb. bei Kutschmann: Romanische Baukunst und Ornamentik 1904. Serie 1, Tafel 3 g, Tafel 1 b, c. Beschreibung ebd. S. 6.
155 z. Datierung vgl. Ostendorf, a.O.
156 Abb. bei Ostendorf, Abb. 75 a und h.
157 z. Datierung vgl. Vermeulen: Handboek, S. 126, ferner G. Humann in Ztschr. f. christl. Kunst, Bd. V, 1892.
158 Abb. bei Vermeulen a.O. Tafel 26, ferner Org. f. chr. K. Jg. 6, H. 1.
159 Abb. im Inventar, Kr. Paderborn 1899, Taf. 28, 1.
160 Dehio, Handb. d. K.denkm. Bd. IV, 1926, S. 419.
161 Kautzsch, Roman. Kirch. i. Els. 1927, Taf. 55.

so wären sie ein noch vergleichbares Beispiel aus dem 12ten Jahrh. Je drei Arkaden sind dort auf zwei freistehenden Säulen auf einem durchlaufenden Wandsockel etwa ein Meter über dem Fußboden miteinander gekuppelt, beide Arkaturen jedoch, durch ein zweimal so breiten Zwischenraum voneinander getrennt. Überdies bilden sie die aufteilende Wandgliederung in einem kleinen Kapellenraum eines W.werkes, also an ähnlicher Stelle wie in Osnabrück. — Für das 13te Jahrh. haben wir dann — über 100 Jahre später als in Osnabrück — im Dome zu Drontheim ein sehr eigenartiges Beispiel durchlaufender Wandaufteilung[162], wo, wie später in der Gotik häufiger, die Abschlußwände der Seitenschiffe, der Querschiffe, des Chores und sogar der Chorkapellen durch eingetiefte Arkaturen auf freistehenden Säulen auf durchlaufendem Sockel gegliedert sind.

Es ergibt sich die Feststellung, daß diese Art der Arkadengliederung in ihren gesicherten und am nächsten vergleichbaren Beispielen fast nur an Vorhallen, Paradiesen und Atrien sich befindet, und erlaubt einige Rückschlüsse für die Rekonstruktion des Raumes, für den in Osnabrück ehemals diese Arkaturen berechnet und beschaffen waren. Jedenfalls ist diese selten liebevolle Behandlung einer Wand (zumal für das in Gliederung und Ornamentierung so zurückhaltende Westfalen des 11ten und 12ten Jahrh). für eine intime Raumwirkung berechnet gewesen, in der das zierliche Detail auch zur Wirkung kommt. Nur innerhalb eines kleineren Raumabschnittes erhält diese schmückende Arkadengliederung ihren Sinn, zum großen Raum des Langschiffes gezogen würden sich die zierlichen Arkaden auf der Fläche der W.wand verlieren. Die dem grotesken Fabelreich mittelalterlicher Symbolik zugehörigen Darstellungen der Kapitelle — Drachenfabeltier, Teufelsfratze, Blütentraube — haben vielleicht im Verein mit den fünf nicht mehr vorhandenen Kapitellen (meiner Rekonstruktion) der zu ergänzenden Arkadenreihe zusammen eine Beziehung zur sakralen Funktion des kleinen Raumes gehabt und luden zur aufmerksamen Betrachtung in Augenhöhe ein. Wahrscheinlich aber sind sie der Schmuck einer Taufkapelle gewesen. Beim Taufgelöbnis erfolgte die Absage gegen den Teufel nach Westen zu[163]. Die Teufelsfratzen an den Kapitellen hätten dann hier die gleiche Beziehung zur Taufzeremonie der Teufelsaustreibung wie sonst an den Taufsteinen selbst gehabt. Für

[162] Abb. bei Sesseelberg, a.O. Tafel 22—24.

[163] Vgl. O. Gruber: „Das Westwerk: Symbol und Baugestaltung germanischen Christentums". Zeitschr. d. deutsch. Vereins für Kunstgeschichte. Bd. III, Heft 3, 1936 S. 150 und S. 154.

diese Beziehung ist zudem ihre Anbringung an der westl. Wand entscheidend.

Diese Arkadenreihe mit ihrer verhältnismäßig detailreichen Ornamentik vermag einigen Aufschluß auch über das Alter mindestens dieses unteren Abschnittes des W.werkes zu geben. Zur näheren stilistischen Einordnung müssen diese Kapitelle zuvor kurz beschrieben werden.

Die Grundform dieser kleinen Kapitelle[164] ist der einfache Würfel, dessen Seitenschilde sich bis fast zum unteren Kapitellrand erstrecken; von einem eigentlichen Kapitellhals kann nicht gesprochen werden, es folgt sofort der Wulstring, der das Kapitell gegen das Säulchen abtrennt. Gemeinsam ist allen Kapitellen eine — für das 12te Jahrh. charakteristische — beachtliche Einzelheit: über der einfachen Schildform der vier Seiten des Würfelkapitells sitzt noch eine Deckplatte, die den Gesamtblock des Kapitells nach oben abschließt. Der nach unten gespannte Schildbogen des Kapitells wird so oben gleichsam durch ein breites Band umklammert. Erst dann folgen die Gesimsplatten des sehr reich gegliederten Kämpfers, die dann in direktem Verband mit der hinteren Arkadenwand stehen. — Die reicher behandelten südl. Kapitelle I und II zeigen an der Vorderseite, die Schildform ausfüllend, flach skulpierte Tiermasken mit Spitzohren, etwa einen Leoparden — oder Katzenfratze, auch als Teufelsfratze deutbar, deren breiter Mund durch drei vom Kapitellhals emporsprießende, über den Schildscheitel übergreifende Blätter z. T. verdeckt wird. Das Kapitell I zeigt auf seiner südl. Seite im Schild, flach skulpiert, ein kleines Vogelungetüm auf Beinen, gehörnt, ein Drachenfabeltier oder Basilisk, auf der nördl. Seite eine eigentümliche blattreiche Rosette auf einem kurzen Stil und zwei von unten nach innen gerollte Voluten in den oberen Ecken des Schildes, die aus dem fadenartigen Rand des Schildes sich einrollen. Der nördl. und südl. Seitenschild des Kapitells II zeigt je fünf aus einem gemeinsamen Zentrum entsprießende, ausgehöhlte, löffelförmige Blätter, eine verkümmerte und vergröberte Palmette. Die Zwickel der abgeplatteten Würfelecken zwischen den Schilden der beiden südl. Kapitelle zeigen ein eigentümliches Ornament, eine Blütentraube, die an einem kurzen Stil aufrecht aus dem Kapitellring entwächst, in der Art einer Thyrsosknospe. Den unteren Rand des Kapitells umziehen, so weit noch Platz ist, nach oben gerichtete kurze Blättchen. Nur an der südl. Seite des Kapitells I. fehlen

[164] vgl. die Abbildung von Kapitell I auf Tafel 1.

sie völlig. Beim Kapitell II. ist der vordere Schildumriß durch ein Tauornament begrenzt. — Die beiden nördl. Kapitelle VIII und IX sind wesentlich einfacher gehalten. Das südliche ist ein einfaches Würfelkapitell mit eingetieftem Schild und leicht gekantetem Eckgrat. Das nördliche Kapitell IX zeigt an allen drei Seiten einen erhabenen Doppelschild im ausgetieften Schild. Die untere Grenze des Doppelschildes wird noch einmal durch einen erhaben ausgemeißelten Faden begleitet und betont. Die Eckkanten des Kapitells haben einen ausgeprägten Eckfaden.

Der Vergleichspunkte für die Schmuckformen dieser vier Kapitelle mit Verwandtem in der Romanischen Ornamentik sind viele. Ich will mit dem zeitlich am sichersten Fixierten, dem Eckblatt beginnen. — Das Eckblatt kommt nach allgemeiner Annahme nicht vor Ende des 11ten Jahrh. auf[165]. Das würde diese Arkaden und den gesamten Unterbau des W.werkes ziemlich sicher mit dem Wiederaufbau des um 1100 abgebrannten Domes verknüpfen.

Dehios Aussage[166]: Außer den textilen und stark aufs Lineare reduzierten pflanzlichen Motiven „zeigt der Motivenschatz des 12ten Jahrh. als Zuwachs das Tierornament; es ist geradezu ein Liebling des 12ten Jahrh. geworden", findet an den Osnabrücker Kapitellen eine Bestätigung.

Die Gesamtheit der Osnabrücker Kapitelle und die Art ihrer plastischen Behandlung läßt sich am ehesten mit den Kapitellen der Oberkirche der Stiftskirche zu Quedlinburg vergleichen[167], die wohl mit dem Weihedatum 1129 in Verbindung gebracht werden dürfen. Zeller schildert diese Kapitelle folgendermaßen[168]: „Die Grundform aller ist ein Würfelkapitell, dessen Scheiben aber meist (?) durch Flechtbänder markiert sind, innerhalb derer teils figürliche, teils geometrische Motive stehen. Daneben treten freiere Bil-

165 Möllinger, S. 171 ff.: „Diese Verzierung, welche in der 2ten Hälfte des 11ten Jahrh. aufkam. . .". — Die frühesten Eckblätter in Deutschland wohl im Konstanzer Münster um 1060 (siehe Hecht: Der roman. Kirchenbau des Bodenseegebietes 1928, und die Besprechung von Kautzsch im Repertorium 1931, S. 131), ferner in den dem Bau um 1080 zugehörigen Teilen der Krypta des Domes zu Augsburg (siehe Dehio: Handbuch). — Die frühesten Eckknollen in Westf. wohl im Ostteil der dem Ende des 11ten Jahrh. zugehörigen Krypta zu Vreden. (1072—1102 etwa). Der Ostteil (nach Dehio: Handbuch) vielleicht „etwas, aber nicht viel jünger". Ferner Eckblätter im Langhaus der Freckenhorster Stiftskirche (1116—1129) an den Basen der Gewölbevorlagesäulen im Langhaus und an den Fensterschalsäulen d. W.werks.

166 Dehio, Gesch. d. deutschen Kunst, S. 132.

167 Zeller, Kirchenbauten Heinrichs, Taf. 7; Kutschmann, a.O. Taf. 6 b c, Taf. 5 f d; Hamann, Deutsches Ornament, Abb. 7.

168 Zeller, S. 28 b.

dungen auf mit Tierformen, teils Köpfe, teils Vögel, die aber alle mehr oder minder roh, schwerfällig und namentlich im Schuppenkleid rein kerbschnittartig behandelt sind, so daß die Einwirkung der Technik einheimischer Kunst (frühgeschichtliche Holzschnitzereien usw.) hier unverkennbar ist". „Aber alles mehr plattenartig ausgeschnitten, nicht weich, mehr flächig behandelt".

Die Tier- und Figurenformen sind flach, fast wie Lebkuchenformen ausgestanzt, rein flächig behandelt, Auge, Mund, Gesicht und Falten primitiv eingeritzt. Zu dieser Ornamentik der Quedlinburger Oberkirche bezieht Gaul[169] auch die Magdeburger St. Liebfrauenkirche und die Klosterkirche zu Gröningen. Er charakterisiert sie folgendermaßen: „Die Ornamente sind eigentlich Umrißzeichnungen, die nur eine Oberflächenebene besitzen, nämlich die der architektonischen Kämpfer- oder Kapitellform. Ihre Umrißformen entstehen, indem die Zwischenräume in einer etwas tieferen Ebene flach herausgemeißelt werden. Oberflächengliederung wird nur durch flache Striche eingeritzt". Im Umkreis dieser Ornamentik findet man dieselben Motive wie in Osnabrück: ein Vogel (Kapitell 949 b), Schlangen — wie in Osnabrück im Kreuzgang an einem Kämpfer — (Kapitell 945 b), maskenartiger Kopf (Kapitell 945 b). Alle Kapitelle haben die schmale rechteckige Deckplatte wie in Osnabrück. Die Schildform ist rein ausgeprägt. Die Zwickel zeigen eine Füllung mit lanzettförmigen Palmettenblättchen. (Eine ähnliche Füllung der Zwickel auch in Köln St. Gereon, Krypta, Ostteil, 2te Hälfte des 12ten Jahrh.). Am auffälligsten ist die Korresponsion bei Kapitell 945 b, wo genau wie bei Kapitell I. in Osnabrück vom Kapitellhals her kleine Blättchen den unteren Scheitel des Schildes durchbrechen und sozusagen anfressen oder ausfransen.

Dem gleichen Ornamentkreise gehören die Schmuckrahmungen des hl. Grabes zu Gernrode an[170], deren „starre noch ornamentale Teile der W.seite von einer älteren Herstellung aus dem Anfang des 12ten Jahrh. übernommen sind"[171]. Ebendort finden wir dieselben Masken wie in Osnabrück, die drachenartigen Vögel und die den Blütenknollen eines Thyrsos ähnelnden Trauben. — Mit den Kapitellen der Stiftskirche in Quedlinburg sind die ornamentalen Friese außen an der Schloßkirche zu Quedlinburg verwandt[172], die von

169 Gaul, a.O. S. 31, ferner S. 15—23.
170 Abb. bei Zeller Taf. 30. Kutschmann, Taf. 11. Grote, S. 50.
171 Dehio, Handb. Bd. V 1928, ferner dat. bei Grote, etwa 1140 in Die Stiftskirche in Gernrode.
172 Abb. bei Kutschmann Serie 1, Taf. 7 a b d und bei Hamann: Ornamentik S. 8.

Hamann in das 2te Viertel des 12ten Jahrh. verwiesen werden und von mir schon mit dem jonischen Kapitell in Osnabrück in Beziehung gebracht wurden. Auch hier die drachenartigen Vögel mit gepunkteten und gestricheltem Federwerk. Diese Quedlinburger Ornamentik mag sich aus der Friesornamentik der Querhauskonchen der Stiftskirche zu Quedlinburg herleiten, die ihrerseits mit St. Abbondio in Como in eine, wenn auch lose Verbindung gebracht wird[173]. Die bei Zeller[174] abgebildeten Bruchstücke, die in der Unterkirche der Stiftskirche bewahrt werden, gehören auch noch diesem Kreise an.

Diesem Kreis einer sächsischen Ornamentikschule um und nach 1100 möchte ich noch einige Kapitelle des Domes zu Bremen einbeziehen, deren eines sich dort in der Ostkrypta (nordöstlichste Säule) befindet und deren andere nach H. Rosenau im nördlichsten Joch der W.krypta in situ gefunden wurden[175]. Die O.krypta des Bremenser Domes ist wohl der Bauperiode des Bischofs Liemar (1072—1101) zuzuschreiben; auch die in der W.krypta gefundenen Kapitelle, werden von H. Rosenau derselben Bauzeit zugeordnet und mit der Kapitellornamentik der Krypta in Modena (vor 1099 vollendet) eng in Beziehung gesetzt. Das Kapitell der Bremenser O.krypta zeigt die gleichen festumrandeten Schilde, auch in den Zwickeln aufsprießende Palmetten und in der Schildmitte eine Rosette, teils von Blätterzweigen teils von Schlangen in den seitlichen Schildzwickeln begleitet, eine füllende Anordnung im Schild, vergleichbar dem Kapitell I (nördl. Schildseite) in Osnabrück. Die Palmetten des Kapitells II in Osnabrück zeigen die gleiche, weiche plastische Behandlung wie die Rosette des Bremenser Kapitells. Die etwas graphisch zierliche, dichte Füllung der Schilde mit spielerischem Ornament verrät die stilistische Verwandtschaft dieser Kapitelle. Auch die Deckplatte des Kapitellblocks ist in Bremen vorhanden, hier sogar mit gerillten, durchlaufenden Volutenbändern geziert, die im Osnabrücker Kapitell I (nördl. Schildseite mit den kleinen Voluten) wieder etwas Verwandtes finden.

Die Einzelheiten der Schildfüllungen der Osnabrücker Kapitelle finden noch anderweitige Einzelparallelen in der Ornamentik des 12ten Jahrh.

Der im Schild sitzende einzelne Vogel findet sich z. B. sehr ähnlich in Knechtsteden (N.seitenschiff, 3te Säule von W.aus) (1138—

[173] Zeller, S. 40 — Dehio Handb.
[174] Zeller, Taf. 14, Nr. 1—5.
[175] In die Denkmalpflege 1932, Heft 1/2, S. 26.
[176] Abb. bei H. Rosenau, a.O. Ztschr. f. Denkmalpfl.

1181) und im Kreuzgang des Bonner Münsters, (S.seite) (Mitte 12tes Jahrh.) hier zusammen mit einem Fisch. (In Quedlinburg z. B. ein Tier mit Hufen zusammen in einem Schild mit einem Fisch)[177].

Die Palmettenfüllungen des südl. und nördl. Schildes des Kapitells II in Osnabrück finden z. B. parallele Bildungen in der Laurentiuskapelle des Hildesheimer Domes. (vielleicht 1114)[178]. Zu vergleichen ist auch das in der Unterkirche zu Quedlinburg bewahrte Kapitellfragment[179], das die Voluteneckfüllungen des Osnabrücker Kapitells I (nördl. Schildseite) wiederholt. Ein weiteres Beispiel für ein Schildkapitell mit einer Palmette in der Benediktinerkirche Bursfelde, (Hannover) (12tes Jahrh.)[180].

Die Tiermaske mit Spitzohren der Osnabrücker Kapitelle I und II. (östl. Schildseiten), — ob man sie nun als Katzen —[181], Leoparden — oder als Teufelsfratzenkopf deuten will, — hat in der romanischen Ornamentik des 11ten bis 13ten Jahrh. so zahlreiche Entsprechungen, daß ihr Vorhandensein unmittelbar noch keine zeitliche Fixierung erlaubte. Erst ihre flächige Gebundenheit im Schildrahmen, die seitlich platt und roh modellierte Oberfläche erlaubt Vergleiche zu plastischem Tier- und Figurenornament. Man vergleiche etwa Fratzen an Kapitellen zu Gernrode[182], am hl. Grab zu Gernrode[183], und im Kloster Ilsenburg[184] im Refektorium (1120 —1136).

Die detailreichere Ornamentik der beiden (im obigen behandelten) Kapitelle I und II ermöglichte eine ziemlich genaue zeitliche Fixierung in das erste Viertel des 12ten Jahrh. Die einfacher gehaltene Ornamentik der beiden Kapitelle VIII und IX der nördl. Arkadengruppe stützt die bisher gewonnene zeitliche Fixierung dieser Arkaden ziemlich sicher. Der am Kapitell IX. ausgebildete Doppelschild im Schild kann mit zahlreichen Beispielen für das 12te Jahrh. belegt werden. Für das 11te Jahrh. konnte ich bisher die Existenz von Doppelschilden nicht belegt finden. Die mir bekannten frühesten Beispiele finden sich in Paulinzelle (1105—1119)[185] an den

177 Zeller, a.O. Taf. 7, Kapitell 945 c.
178 Zeller, Hildesheim, Taf. 26, Abb. 1 e.
179 Zeller, Kirchenbauten Heinrichs, Taf. 14, 7.
180 Abb. bei Hase Bd. I, Bl. 18.
181 Hamann Protorenaissance S. 84. Über ein Kapitell in Regensburg St. Emmeran, Vorhalle (dieselbe Stelle wie in Osnabrück) Abb. ebd. Bd. I, S. 157.
182 Abb. bei Kutschmann, a.O. Taf. 12 d, Taf. 10 d.
183 Abb. Kutschmann, a.O. Taf. 11, bei Zeller, Kirch. Heinr. Taf. 30 bei Grote, Gernrode, und Grote: Land Anhalt.
184 Abb. bei Kutschmann, a.O. Taf. 17 b, auch Kowalczyk-Köster.
185 Abb. bei Dohme, a.O. S. 47, Fig. 44, bei Möllinger, a.O. Taf. 5, Fig. 3.

Ruinen des Langhauses, ferner in der Laurentiuskapelle des Domes zu Hildesheim[186] (für die als mögliches Datum Dehio 1114 annimmt)[187] und in der Abteikirche zu Quedlinburg[188] (1129). Späte, sehr feingliedrige und schon zierlich ausgeschmückte Ausbildungen des Doppelschildes finden sich z. B. in Hamersleben[189] (2te Hälfte des 12ten Jahrh.) und Hecklingen[190] (2te Hälfte des 12ten Jahrh.). Für Sachsen und Westfalen speziell läßt sich das häufige Vorkommen dieser schlichten Belebung der Kapitellfläche vielfach belegen. Wir finden Doppelschilde im oberen Teil des W.werkes von Corvey[191], (Datierung Effmann 1145), in Paderborn, in dem dem 12ten Jahrh. angehörigen Kreuzgang der Bußdorfkirche[192], ferner in Bremen, Kr. Soest, (frühes 12tes Jahr.)[193] und in Drüggelte, Kr. Soest[194], dessen Ornamentik Dehio dem Charakter nach auch noch dem Anfang des 12ten Jahrh. zuschreiben zu müssen glaubt[195]. Aus den sächsischen Beispielen seien herausgegriffen: Hildesheim St. Godehard[196] (1133—1172), die Klosterkirche zu Ilsenburg um 1100[197] und die Stiftskirche von Gernrode[198], deren Langhauskapitelle wohl den Veränderungen des 12ten Jahrh. zuzuschreiben sind. Auch die Kapitelle der W.krypta derselben Stiftskirche (erste Hälfte des 12ten Jahrh.) zeigen das Doppelschildkapitell. Als Beispiele von Doppelschildkapitellen im Rheinland führe ich nur Schwarzrheindorf, Zwerggalerie (um 1150) und Köln St. Gereon (Krypta Ostteil) an.

Beide nördl. Kapitelle VIII und IX haben Eckgrate. Beim Kapitell VIII verläuft er an den Enden, beim Kapitell IX haben wir einen richtigen, durchgehenden (wenn auch etwas plumpen) Eckfaden. Diese charakteristische Linearunterteilung des Kapitellwürfels an seinen vier Ecken findet sich häufig an Kapitellen des 12ten Jahrh. in Westfalen und Sachsen und fast überall auch da, wo sich Schildkapitelle (und Doppelschildkapitelle) vorfinden. Diese beiden, den flachen Würfelkubus gliedernden Einzelformen gehören

---

186 Abb. bei Zeller, Hildesheim, Taf. 26, Abb. 1 b.
187 vgl. Handb. Bd. V, 1928.
188 Abb. bei Hase, a.O. Bd. II, Bl. 52.
189 Abb. bei Kutschmann, a.O. Serie 1, Taf. 22 c, d. bei Dorner Roman. Bauk. in Sachsen, Abb. 12.
190 Abb. bei Kutschmann, a.O. Serie 1, Taf. 25 b.
191 Effmann „Corvey" 1929. Abb. Taf. 40, 1; Taf. 41, 1 u. 3; 43; 45.
192 Abb. Inventar, Kr. Paderborn.
193 Abb. Inventar, Kr. Soest, Taf. 4.
194 Abb. ebd. Taf. 13, 14, 15.
195 vgl. Handb. Bd. V, 1928.
196 Abb. bei Zeller, Kirch. Heinr. Taf. 38, 1 b.
197 Abb. bei Hase, a.O. Bd. I, Bl. 37, Fig. 13.
198 Abb. bei Kutschmann, a.L. Taf. 10 a und b.

dem gleichen stilistischen schlichten Schmuckkreis an. Manche Kapitelle bringen außer dem Eckfaden noch einen an den Stirnseiten des Kapitells vom Hals bis zum Scheitel des Schildes führenden, wieder unterteilenden, allerdings nur halblangen Faden, den ich Stirnfaden nennen möchte. Die zeitliche Abgrenzung des Eckfadens reicht nach unten bis zur Mitte des 11ten Jahrh. Das früheste mir überhaupt bekannte Beispiel für die Ausbildung eines Eckfadens findet sich wohl in Sachsen in St. Michael in Hildesheim an einigen Säulen des Bernwardschen Baues vor 1031[199]. Die frühesten mir bekannten Beispiele in der rheinischen Architektur finden sich in Köln in St. Maria im Capitol, in Krypta, S.N.querschiffen und den Seitenschiffen, für die die Bauzeit 1049—1065 angenommen wird[200]. Ebenso frühe Kapitelle mit Eckfäden finden sich in den Seitenschiffen der Benediktinerkirche zu Brauweiler, die wohl noch der Bauzeit 1048—1061 zuzuweisen sind und in der 1200 umgebauten Krypta ebendort, die die Kapitelle des 11ten Jahrh. z. T. wieder benutzt[201]. Zahlreich und in allen Varianten findet man sie bereits im Kreuzgang des Bonner Münsters (Mitte des 12ten Jahr.). Im 12ten Jahrh. sind Eck- und Stirnfäden an den Kapitellen in Westfalen etwas durchaus Übliches. Für das 11te Jahrh. fand ich in Westfalen die Ausbildung von Eck- und Stirnfäden nur an der Nebenkrypta von St. Patroklus in Soest, die noch der Bauperiode von 1090 zugeschrieben wird. Von den obengenannten Beispielen mit Doppelschilden sind folgende auch mit Eckfäden versehen: Corvey, Obergeschoß des W.werkes (um 1150), Hildesheim, Dom, Laurentiuskapelle (1114?), Drüggelte, Bremen, (Kr. Soest) (beide Anfang 12tes Jahrh.), Gernrode Stiftskirche, (12tes Jahrh.)[202]. Ferner finden sich Eckfäden im Soester Kreis in Aplerbeck (Kr. Hörde), Eck- und Stirnfaden (1100—1150)[203] und in Sachsen in Idensen[204] (Datierung wohl nach Schmitz: 1120—1129), ferner in Frekkenhorst, Schallöcher im W.werk (1116—1129).

---

199 Und zwar die Säule des Durchgangs zwischen N.seitenschiff und N.O.querschiff mit Eckfaden, zwischen N.seitenschiff und N.W.querschiff mit Eck- und Stirnfaden, ferner die Säulen im S.W.querschiff und die erste südwestl. Säule des Langhauses mit Eckfaden. — Abb. bei Zeller, Hildesheim.

200 siehe Frankl, a.O. Handb. 1926, S. 89—92, ferner Dehio, Handb. 1928, Bd. V, S. 272 ff., ferner Ostendorf, a.O.

201 vgl. Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 71.

202 Abb. bei Kutschmann, a.O. Taf. 10 a b.

203 Dehio, Handb. 1928, Bd. V.

204 vgl. zur Datierung Hase und Ostendorf: Ende 12tes Jahrh., Mithoff: 1120—1140, Schmitz, Die Soester Malerei 1906 S. 7, 1120—1129.

Zeitlich spätere Beispiele ließen sich für die Verwendung des Eckfadens für Westfalen und Sachsen beliebig vermehren. Grundlegendes ist über diese Einzelformen noch nirgends gesagt. Eine endgültig entwicklungsgeschichtlich klare Darstellung des Vorkommens dieser Form kann daher im Rahmen dieser Arbeit noch nicht geleistet werden.

Unter den Basen der vier Säulen lassen sich zwei verschiedene Ausbildungen unterscheiden: die mit Eckknollen versehenen Basen I. und IX bestehen aus einer rechteckigen Fußplatte, darüber einem breiten, Viertelkreis-Wulst, einer kleinen Absetzung und einem kleineren Rundwulst. Die plastisch vortretenden, kantigen, (?) Eckknollen vermitteln zwischen der rechteckigen Fußplatte und dem viertelkreisrunden Wulst, bis zu dessen halber Höhe sie reichen. Die ohne Eckknollen gelassenen Basen II und VIII bestehen aus: einer rechteckigen Fußplatte, einem dicken Rundwulst, einer sich absetzenden Kehle und einem kleineren Rundwulst. Wir haben hier genau dieselbe Form der Basen vor uns wie bei der Säule mit dem jonisierenden Kapitell (an der S.innenwand des N.W.-turmes). Es ergeben sich auch noch weitere Übereinstimmungen zwischen den Kapitellen dieser Arkaden mit dem jonisierenden Kapitell, die für die von mir vorgeschlagene Datierung des letzteren weitere Beweisgründe beibringt. Auch beim jonisierenden Kapitell finden wir die rechteckige Deckschlußplatte, die das Kapitell nach oben abschließt ausgebildet; eine deutliche und zur anderen Zeit unmögliche Form. Zwar ist sie in diesem Falle nicht eine spannungsmäßige Überklammerung des Würfelbogens, sondern hier eine zurückspringende, ganz unorganische Überhöhung der Kapitellformen. Den Volutenzierrat des jonisierenden Kapitells finden wir auch (wenn auch in ganz anderer, mehr graphischer Ausbildung) an der N.seite des Kapitells I der W.arkaden wieder. Auch die seitlichen Traubenpolster des jonisierenden Kapitells finden in den Trauben der Kapitelle I und II ihre Entsprechungen. Überhaupt ist die gesamte, etwas wirre, kleinteilige, weich modellierende, häufende Zierfreude bei den Kapitelltypen gemeinsam. Sie entstammen der gleichen Zeit und der gleichen Werkstatt; auch der Stein ist derselbe.

Im Anschluß an die Kapitelle der Arkaden im W.werk seien noch zwei im Kreuzgang erhaltene Kapitelle, die aus derselben Zeit und derselben Werkstatt stammen, kurz beschrieben. Es besteht sogar die Vermutung, daß diese beiden Kapitelle, die

hier im Kreuzgang des 13ten Jahrh. wieder verwandt und eingefügt wurden, Reste der von mir rekonstruierten Arkadenreihe zwischen den im W.werk zwei erhaltenen Arkadenreihen sind, die nach Fortbruch dieser mittleren Arkadenreihe (gelegentlich eines Portaldurchbruchs) im Kreuzgang neu verwandt wurden. Doch können sie ebenso gut auch von einem älteren Kreuzgang, von dessen Eixstenz noch die zwei einfachen Schmiegegesimse der ersten nördl. vermauerten Arkade des O.kreuzgangflügels Zeugnis ablegen, stammen. (von diesen älteren romanischen Kapitellen im Kreuzgang spricht bereits W. Abeken[205]. Seitdem ist allerdings der Kreuzgang in den Restaurierungen des 19ten Jahrh. grundlegend umgestaltet worden).

Es handelt sich um die beiden Kapitelle der zweiten nördl. offenen Kreuzgangarkade des O.kreuzgangflügels. Sie sind beide in sehr schlechtem Erhaltungszustand. Risse und Bruchstellen sind z. T. verkittet. Besonders die der offenen Seite des Innenhofes zugewandten Kapitellseiten sind fast gänzlich verwaschen, verwittert und geborsten.

Die Breite der Kapitelle (gemessen an der oben abschließenden rechteckigen Deckplatte) ist dieselbe, wie bei den Kapitellen im W.werk, 0,22—0,23 m. Der Aufbau des Kapitells ist auch der gleiche. Über einem nach unten abschließenden Rundwulst liegt der umgekehrte Würfelblock. Die Schildform ist bei den Kapitellen des Kreuzgangs nur beim nördlicheren deutlicher ausgeprägt. Nach oben wird das Kapitell durch die charakteristische Deckplatte rechteckig abgeschlossen.

Das nördliche Kapitell[206] zeigt im leicht ausgehöhlten Rundschild 5—7 lappig ausgehöhlte Blätter einer Art Palmette. Es ist die gleiche Palmette wie beim Kapitell II im W.werk. Außerdem hat das Kapitell einen deutlich ausgeprägten Eck- und Stirnfaden. Die Kehle des ausladenden Gesimses zeigt in der Mitte den Kopf eines Menschen plastisch ausgemeißelt. Die Gesimsprofilierung ist jedoch eine gänzlich von den Gesimsen der W.arkaden verschiedene. Eine steil ansteigende, nach oben ausladende Kehle wird von einem Rundwulst abgeschlossen. Waren die Gesimse der W.akarden nach allen drei freien Seiten gleichmäßig ausgebildet, so zeigt diese Gesimsplatte die bei Turmfenstersäulchen und Kreuzgangfenstersäulen typische ausladende Ausbildung nach nur zwei Seiten. Diese

[205] Die St. Marienk. Osnabr. S. 16 ff., Anm.
[206] vgl. Tafel 4 Abb. 6.

Tatsache könnte dafür sprechen, daß die Kapitelle auch ursprünglich aus dem Kreuzgang stammen. Jedoch ist nicht sicher, ob diese Gesimsstücke nicht dem 13ten Jahrh. entstammen. Die Gesimse wenigstens der übrigen Arkadensäulen zeigen dieselbe Ausbildung; und besonders auch das Gesims der ersten (vermauerten) nördl. Kreuzgangarkade zeigt über einem Laubkapitell des 13ten Jahrh. ein ganz ähnliches Gesims mit einem in der Mitte der Kehle plastisch vorgewölbten dicken Wulst.

Das südl. Kapitell zeigt eine etwas unklare Grundform. Die ausgewölbte Form des Würfelblocks ist ziemlich verschliffen. Doch ist eine Untergliederung durch deutlich durchgezogene Eck- und Stirnfäden gegeben. Auch die Stirnfäden sind ganz durchgezogen. Die Ornamentik des Kapitells, die sehr schlecht erhalten ist, besteht aus flachen, fast graphischen Ritzungen. Man erkennt steil ansteigende Stiele, Fäden und Fasern, die die Mitte jeder Seite füllen. Doch sind zu Seiten der Mitte noch sich umbiegende ausgehöhlte Blätter einer Palmette zu erkennen. In den oberen Ecken des Kapitellwürfels sitzen gedrehte Spiralvoluten, die an das Kapitell I (nördl. Seite) W.werk erinnern. Die Gesimsplatte hat in der Kehle statt des Kopfes (des nördl. Kapitells) einen mit Ritzungen gestreiften dicken Wulst.

Die im obigen durchgeführten Vergleiche der Einzelornamentik der Kapitelle der Osnabrücker W.arkaturen, mit der sächsischen, westfälischen und rheinischen Ornamentik des 12ten Jahrh., vorzüglich des frühen 12ten Jahrh., hat die Datierung dieser Kapitelle in das erste Viertel des 12ten Jahrh. wahrscheinlich gemacht. Jedenfalls ließe sich ein Vergleich mit der Ornamentik früherer oder späterer romanischer Perioden nicht in entsprechender Weise durchführen. Eine Datierung der Kapitelle vor 1100 scheint nicht gut möglich. Gerade ihre detailreiche Zierlichkeit verweist sie in das erste Viertel des 12ten Jahrh. Obwohl die Datierung der Ornamentformen der romanischen Baukunst streckenweise noch ganz ungesichert erscheint, glaube ich doch auf dem beschrittenen Wege exakter Vergleichung der irgendwie datierbaren Ornamentstücke N.W.deutschlands zu ziemlich haltbaren Ergebnissen und zu einer erstmaligen Zusammenstellung und Charakterisierung einer bestimmten lokalisierbaren Form der plastischen Kapitellbehandlung gekommen zu sein. Diese konzentriert sich etwa um die Ornamentik des Langhauses der Quedlinburger Stiftskirche. Entscheidend für diese nur in dieser Periode der hochromanischen Kunst vorkommenden

Kapitellform ist die flächige Bindung des Würfelblocks trotz ornamentaler Aufteilung, die klar umrissene Umgrenzung der mit plastischem Füllornament gefüllten Seitenschilde und die Aufhöhung und Zusammenfassung der Würfelform durch eine klar abgesetzte rechteckige Deckplatte. Diese Kapitellform stellt eine Übergangsform zwischen dem schmucklosen, nur tektonisch gegliederten, strengen Würfelkapitell und dem zu freiplastischer, die Urform des Würfels mehr oder minder verunklärender Ornamentik übergehenden Block- oder Kelchblockkapitell des späten 12ten Jahrh. dar. Die obige Beweisführung ermöglicht die stilistisch gesicherte feste Zuordnung der W.arkaturen des Osnabrücker W.werkes zu der Bauperiode der nach dem Brande von 1100 wieder erbauten Domkirche. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß diese Arkaturen einem älteren, schon bestehenden W.werk in einer späteren Bauperiode eingefügt wären. Ebenso unwahrscheinlich, daß sie von einem älteren Bau stammend im Neubau um 1100 wieder verwandt worden wären. Sie sind sicher gleichzeitig mit seinem Gesamtaufbau entstanden. Sicher gleichzeitig auch mit dem (im vorigen Kapitel erörterten) jonisierenden Kapitell im oberen Teile des N.W.-turmes innen, das hier gleichfalls an seiner ursprünglichen Stelle sitzt. (Eine kleine Beschädigung dieses Kapitells kann wohl später beim Umbau des W.werkes oder einer der zahlreichen Restaurierungen entstanden sein). Also ist das gesamte W.werk, zumindest bis zu seiner Erstreckung in die freie Turmregion, einheitlich und einer durch die Ornamentik näher fixierten Bauzeit zu Beginn des 12ten Jahrh. zuzuschreiben. Somit darf dieses uns zu großen Teilen noch erhaltene W.werk des romanischen Domes wohl mit der urkundlich überlieferten Nachricht des Neubaues der Jahre 1100—1106 in Beziehung gesetzt werden. Daß die urkundlich überlieferte Bauzeit von 1137—1142 nicht mit dem Unterbau des W.werkes noch in Beziehung gebracht werden darf, werden die folgenden Kapitel zu beweisen suchen.

DAS WESTWERK UM 1100 BIS 1106.

A. Baubefund.

1. Das Äußere der Westfassade und des N.W.turmes.

Um zu einer Rekonstruktion des ehemaligen W.werkes in der Ausgestaltung der Jahre 1100—1106 zu gelangen, ist zuvor eine sorgfältige Schilderung und Analyse des augenblicklichen Baubefundes und der aus jener Zeit erhaltenen Reste vorzunehmen. Diese Reste sind im N.W.turm, in nördl. Bestandteilen des gotischen S.W.turmes und in der westl. Verbindungsmauer zwischen beiden, der heutigen W.fassade, zu erblicken.

Diese W.fassade, die aus gleichmäßig behauenen Quadersteinen aufgeführt ist, bildet mit Ausnahme zweier ausgebuchteter Kreissegmente, die als in die Fassade eingegliederte Treppentürmchen zu gelten haben, eine gerade Fluchtlinie. Diese Treppentürmchen können unmöglich später eingebaut sein, wie Nordhoff[207] ganz grundlos behauptet, da sie fest im Mauerverband der Fassade stehen und die einzelnen Steinlagen ganz einheitlich meist die ganze Breite der Fassade durchlaufen. Die Breite der ehemaligen romanischen Zweiturmfassade läßt sich noch genau feststellen. Von der nördl. Ecke des N.W.turmes bis zum nördl. Treppenturmsegment beträgt die Entfernung 4,45 m. Dasselbe Stück läßt sich am Süd-Turm vom südl. Treppenturmsegment aus in der untersten Steinlage noch genau bis zur ehemaligen S.ecke des S.W.turmes verfolgen. Es beträgt hier 4,30 m. Die Fassade war also ganz regelmäßig aufgeteilt. Das südl. Reststück des ehemaligen S.turmes läßt sich in einer Breite (vom südl. Treppenturm aus gerechnet) von 4,30 m in seiner untersten Steinlage noch bis zur ehemaligen S.ecke des S.-turmes verfolgen. Als man den gotischen Turm anbaute, verwandte man die ehemaligen Mauerteile so weit man konnte. In ihrer untersten Lage benutzte man die ehem. W.mauer in ihrer vollen Erstreckung. Aufwärts dann bis etwa zum ersten (nördl.) gotischen Fenster geht die Baufuge in unregelmäßigem Zickzack und tritt

[207] vgl. Nordhoff, a.O.

immer mehr nach Norden zurück, bis etwa zum Treppenturmsegment und seiner oberen Grenze. Die Gesamtlänge der ehemaligen W.front betrug etwa 25,30 m. Die Breite eines jeden Turmes etwa 7,40 m. Die Breite des Mittelstücks zwischen den Türmen etwa 10,50 m.

Der Aufbau der W.fassade ist bis zur ersten Fensterreihe, die über der oberen Grenze der Treppenturmsegmente einsetzt, völlig ungegliedert. Ob der Mittelteil, der jetzt durch die große Fensterrose des 13ten Jahrh. mit dem Maßwerk des 19ten Jahrh. ausgefüllt wird, ehemals eine Gliederung durch Fenster erfahren hat, ist nicht mehr festzustellen. Burmeister will am oberen südl. Bogensegment der Rose (zwischen der 30ten und 31ten Quaderschicht über dem Sockel) noch den Rest eines Fensterbogens erkennen. Doch ist dieser Befund zu fragwürdig, als daß man ihn für eine These auswerten könnte. Doch lassen sich in der Schichtung der Quadersteine deutlich mehrere Bauschichten feststellen und auseinanderhalten. Diese Schichten würden etwa aussagen, daß nacheinander verschiedene Steinbrüche benutzt wären, jedoch bedingt die Trennung der einzelnen Schichten und Abschnitte nicht notwendig auch eine zeitliche Trennung dieser Bauabschnitte.

Die einzelnen Gesteinsschichten seien genauestens beschrieben. Der Sockel der gesamten W.fassade (zwei Steinlagen) ist neu, d. h. 19tes Jahrh. Darüber beginnen rötlich-grau-braun-lila Steinlagen, die horizontal fast einheitlich durchlaufen und bis eine Steinlage über den in den Treppentürmchen vermauerten Gesimsstücken reichen. (Nördl. vom Portal insgesamt neun Steinlagen, die unterste und oberste höher als die übrigen; südlich vom Portal zehn Steinlagen, die unterste und die drei oberen höher als die übrigen, die mittleren besonders schmal). Darüber (die Absetzung der Farbschichten ist beim S.turm deutlicher als beim W.turm) folgen Steinlagen, die einen mehr graugelben, teils fast schwarzen Ton haben. Besonders die Segmente der Treppentürmchen sind stärker geschwärzt, da sie durch ihr Hervorragen über die Fluchtlinie den Einflüssen der Witterung wohl stärker ausgesetzt sind. Diese Steinlagen reichen beim Nordturm etwa 21 Lagen hoch (fast bis zum oberen Gesimsrand der gleich hohen Fensterrose) und setzen sich dort deutlich gegen die darüber befindlichen Steinlagen ab, die aus sehr viel kleineren Steinquadern zusammengesetzt sind. Auch beim südl. Treppentürmchen und den angrenzenden Flächen setzen sich in der gleichen Höhe (etwa 22 Lagen über dem im Treppen-

türmchen vermauerten Gesimsstück) Reihen schmalerer und aus kleineren Quadern gefügter Steinlagen nach oben fort, obwohl sie im Zwischenw.werk und den selbständigen Turmteilen mählich wieder größer werden. Jedoch läßt sich in der Höhe des oberen inneren Gesimsabschlusses der Fensterrose wohl eine durchgehende Fuge in der ganzen W.fassade feststellen, die sich auch farbig durch eine dunklere Tönung der darüberliegenden Steinlagen gegenüber den hellgraueren unteren Steinlagen deutlich absetzt. Diese Fuge läßt sich auch deutlich innerhalb der in gleicher Höhe liegenden nördlichen Turmkapelle feststellen. In der oberen Hälfte dieser Turmkapelle (etwa 5,00 m über ihrem Fußboden) zieht sich diese Mauerfuge deutlich an allen vier Turmwänden in gleicher Höhe hin. Die oberhalb und unterhalb dieser Fuge befindlichen Gesteinsschichten lassen deutlich einen Wechsel im Steinmaterial hervortreten. Doch sehe ich diese Fuge in dieser Höhe des W.werks nicht als einen irgendwie einschneidenden Bauabschnitt an. Das W.werk ist zumindest einschließlich des zweiten Fenstergeschosses des N.W.-turmes als einheitlich der Bauperiode 1100—1106 zugehörig zu betrachten.

Das mittlere W.werk ist größtenteils noch aus dem gleichen Steinmaterial (hellgrau-gelb) aufgebaut. Die Baufuge zieht sich etwa vom nördlichen Fenster des W.zwischenwerks herab bis zum Beginn der neuen Gesteinsschicht (dunkelgrau-rot-gelb) im Treppenturmsegment. Es ist erklärlich, daß man erst innerhalb der Bauzeit 1100—1106 den Aufbau des W.zwischenwerks mit seiner Emporenanlage vollendet hat und dann erst zur weiteren Vollendung des Turmpaares geschritten ist. An der N.W.ecke des S.turmes führt die romanische Steinschicht noch etwa neun Steinlagen (von der Ecke des im spitzen Winkel zum S.turm anstoßenden Mittelgiebels an gerechnet) hoch. Erst von da an beginnt der gänzliche Neubau des gotischen Turmes. Ob dieser südliche Turm jedoch ehemals wirklich zur gleichen Höhe wie der N.W.turm emporgeführt gewesen ist, das ist nicht auszumachen. Die Tatsachen, daß er womöglich dem gotischen Erweiterungsbau Veranlassung gegeben hat und ihm weichen mußte und daß von seinen oberen Turmregionen im gotischen Neubau nichts mehr erhalten geblieben ist, könnten dafür sprechen, daß er tatsächlich von geringerer Höhenmaßausdehnung als sein nördlicher Gegenspieler oder eben unvollendet gewesen ist.

Innerhalb des N.W.turmes macht sich dann etwa eine Steinlage unterhalb des dritten Fenstergeschosses ein neuer Gesteinswechsel bemerkbar. Statt des schwarz-gelben Gesteins der zwei unteren Geschosse ist ein weniger verwitterter hellerer gelber Stein verwandt. Die gesamte S.seite des N.W.turmes jedoch ist aus eben diesem helleren Stein aufgeführt, so daß der Gedanke nahe liegt, daß wir es hier nicht nur mit einem Gesteinswechsel der Bauhütte in den Jahren 1100—1106 zu tun haben, sondern hier ein Wechsel des Bauplanes vorliegt, der meiner Ansicht nach folgendermaßen zu skizzieren wäre: Bei der W.werkanlage 1100—1106 war das Mittelstück des W.werkes zwischen den Türmen höher als heute hochgeführt (ob ein ganzes Stockwerk höher oder aber unterhalb des zweiten N.W.turmfenstergeschosses horizontal abschließend ist nicht mehr auszumachen) und stärker mit dem Turmpaar verkoppelt. Die Türme selbst waren wahrscheinlich nur bis zur Höhe des zweiten Fensterstockwerkes gelangt und erst im zweiten Fensterstockwerk selbständig als Rechtecktürme hochgeführt. Sie ragten höchstens also nur ein Stockwerk höher empor als das W.zwischenwerk. Überdeckt war das W.zwischenwerk mit einem von N. nach S. quer verlaufenden Sattel- oder Pultdach, das zwischen die Türme gespannt war, oder aber, wenn das W.zwischenwerk noch um ein ganzes Stockwerk höher war, war das gesamte W.werk von einem einheitlichen, von N. nach S. verlaufenden Satteldach eingedeckt und zusammengefaßt. Beim Umbau des W.werkes zum W.chor in den Jahren 1136—1147 wurde der Zwischenbau, der zum Teil die Glocken aufgenommen hatte, etwa um ein Geschoß abgetragen und sein von N. nach S. verlaufendes Satteldach (oder Pultdach?) in ein von O. nach W. verlaufendes Satteldach umgeformt. Die Türme jedoch wurden selbständig bis zum vierten Fensterstockwerk hochgeführt. Daß das W.zwischenwerk früher stärker und höher hinauf mit dem N.W.turm verbunden gewesen sein muß, wird durch die Zugehörigkeit der S.mauer des N.W.turmes ihrem Gestein nach zu dem Bauabschnitt der oberen Turmgeschosse bewiesen. Nach Abbruch eines Teils des W.zwischenwerks mußte eben die Südwand des N.W.turmes neu mit aufgeführt werden. Auch das heute die Spitze des W.mittelgiebels ausfüllende Mauerwerk zeigt sich in seiner kleinen Gesteinsschichtung als nicht zum unteren regelmäßigen Quaderwerk ursprünglich gehörig und erweist, daß die Formung dieses heutigen Giebels eine spätere Errungenschaft (wahrscheinlich des 13ten Jahrh., die das W.zwischenwerk einheitlich mit dem Langhaus einwölbte) ist.

Einige innerhalb der W.fassade selbst zu beobachtende Einzelheiten sind noch zu vermerken. Südl. vom südl. Treppenturmsegment ist, (etwa in Höhe der Tympanonspitze des gotischen Portals) ein Mauerschlitz zu beobachten, der darauf schließen läßt, daß hier ehemals in Inneren eine Treppe führte, zu deren Beleuchtung er diente. Diese Treppe führte, was beachtlich ist, über den inneren Wendelkreis der im oberen Teil des Treppentürmchens emporführenden Wendeltreppe, deren Schlitzlöcher im Kreissegment selbst angebracht sind, hinaus. Eine Tatsache, die bei der Rekonstruktion des Inneren des S.W.turmes Beachtung finden wird. Dieses erwähnte Schlitzfenster hat im nördl. Turm keine Entsprechung. Jedoch befinden sich in der W.wand des N.turmes in der Höhe der gleichen Steinlage zwei frisch verputzte Mauerstellen, bei denen es ungewiß ist, welchen Zwecken sie ehemals gedient haben können. — Als weitere Einzelheit verdient hervorgehoben zu werden, daß die Fuge der nördl. Leibung des mittleren Fensters der untersten Fensterreihe an der Westwand des ehemaligen S.turmes noch im Mauerwerk zu erkennen ist. Genau in der Höhe der ersten Fensterreihe des N.turmes und des Zwischenwerkes, unterhalb des ersten nördl. gotischen Fensters, oberhalb und südlich vom oberen Abschluß des südlichen Treppenturmsegmentes, ist diese senkrechte Mauerfuge noch deutlich zu erkennen. Sie ist der Beweis, daß der S.turm im ersten Fenstergeschoß die gleiche Ausbildung erfahren hat wie der N.turm und gleichfalls im ersten Fenstergeschoß nur mit zwei Fenstern versehen war, da der Platz für das dritte nördlichste durch die bis in diese Höhe reichende Ausbuchtung des Treppentürmchens beansprucht wird.

In den Segmenten der Treppentürmchen sitzen in etwa 3,00 m Höhe vom Fußboden zwei alte Gesimsstücke eingemauert. Es ist unklar, welchem Zwecke diese Gesimsstücke gedient haben, wenn sie überhaupt einem Zwecke gedient haben. Sie könnten die Ansatzpunkte für die Archivolten eines Atrium-Umganges gebildet haben, der sich hier im W. analog vieler verwandter Beispiele vor das W.werk gelegt haben könnte[208]. Die Anlage eines Atriums würde das Vorhandensein eines W.hauptportals wohl voraussetzen. Ebenso würde die Annahme einer Paradiesvorhalle an dieser Stelle ein W.portal bedingen. Vielleicht aber sind diese Gesimsstücke nur der

[208] Bzl. der Anlage von Atrien vgl. die umfangreichen Zusammenstellungen bei Effmann-Fuchs: Hildesheim, S. 46/47 — ferner Ostendorff: S. 39, 81, 23 und Abb. 31, 32, 133, ferner S. 144/45, ferner ebd. die Anm. 30 zu Kap. 1 und Anm. 53 zu S. 39 — ferner Effmann, Werden, 1, S. 312.

Zierde halber eingemauert, nachdem sie an einer anderen Stelle überflüssig geworden waren, etwa nach dem Abbruch der westl. Innenempore, der sie sehr wahrscheinlich entstammen, hier vor dem Verfall gerettet wurden. Das südliche der allerdings ziemlich stark verwitterten Gesimsstücke, deren Gliederung aber doch noch festgelegt werden kann, ist außerordentlich reich gegliedert. Eine dreifach unterstellte Deckplatte springt über einer tiefen Kehlung vor. Die Reichhaltigkeit dieses Gesimses würde es den Gesimsen der inneren Arkaden der W.wand zuordnen. Das Profil des nördl., besonders stark verwitterten Gesimses zeigt eine noch erkennbare regelrechte Karniesform. Unter einer rechteckigen Deckplatte tritt die S.form des Karnies deutlich zurück. Zur Datierung ist durch dieses Profil nichts Sicheres angegeben. Das Karniesprofil findet sich vom 11ten Jahrh. bis in das 13te Jahrh. hinein. Beide Gesimsstücke jedoch sind durchaus in der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. möglich. Als eigentümlich ist noch zu bemerken, daß beide Gesimse in ihrem Sitz von der nordsüdl. Fluchtlinie der W.fassade abweichen und leicht nach innen zurücktretend zueinander divergieren.

Das ganze W.werk ist aus regelmäßig behauenen Quadern aufgeführt. Diese Tatsache verdient besondere Beachtung, hebt sie sich doch von der sonst vorherrschenden Verwendung eines rohen Bruchsteinmaterials durch den Willen zu erhöhter Dauer und Monumentalität ab. Der bearbeitete Quader darf als das einem reiferen hochromanischen Kunstwollen entsprechende Baumaterial angesprochen werden und von hier aus dürfen auch Rückschlüsse auf die zeitliche Entstehung dieses W.werkes gezogen werden. Entgegen Dehios[209] und Ostendorfs[210] Annahme, daß die Verwendung von Quadern bei Monumentalbauten im allgemeinen erst mit dem 12ten Jahrh. einsetze, muß allerdings auf die durch H. Rosenau veröffentlichte Notiz[211] über den durch Bischof Bezelin (1035—1043) in Haustein ausgeführten Hamburger Dombau „lapide quadro" hingewiesen werden, die eindeutig in einer doch steinarmen Gegend einen Monumentalbau in Quadergestein für die erste Hälfte des 11ten Jahrh. bereits belegt. Zudem gehört dies erwähnte Beispiel dem sächsisch-westfälischen Umkreis der romanischen Baukunst an, dem ja auch noch Osnabrück regional zugehörig ist. Daß allerdings ein besonderes Verdienst an der allgemeinen Einführung der sorgfältigen

209 Dehio, Gesch. d. dtsch. Kunst, S. 127.
210 Ostendorff, a.O. S. 139 und 201.
211 Rosenau, Z. Baugesch. d. Metropol.kirche Hamb.-Bremen, Zeitschr. f. Denkm.-pflege 1932, Heft 1/2, S. 27.

und dauerhaften Quaderbauten, wie Ostendorf[212] ausführt, den Benediktinern der Hirsauer Reform zukommt, sei nicht geleugnet, so daß zum mindesten im Einflußgebiet der Hirsauer Reform der Quaderbau im Beginn des 12ten Jahrh. als das fast selbstverständliche Material angesehen werden darf. Dem gegenüber muß befremden, wenn H. Kunze[213] über St. Godehard in Hildesheim und seine Bauzeit 1133—1136 schreibt: „Der Chronist rühmt das saubere Quaderwerk: totum sectis quadratisque lapidibus cum turribus fortissimis duabus collocatum. Es war bis dahin in Sachsen völlig unbekannt". Vergleiche dagegen nur das vollendet schön behandelte Großquaderwerk an der Benediktinerklosterkirche des Petersbergs bei Erfurt[214].

Das Osnabrücker W.werk wird zwar durch die Verwendung der Quader zeitlich nicht eindeutig festgelegt, doch darf seine Entstehungszeit in der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. als gut beglaubigt und wahrscheinlich angenommen werden. Die Verwendung der Quader könnte hier beim Bau des 12ten Jahrh. wieder, wie auch bei einigen anderen Stilmomenten, an eine Beteiligung von Benediktinermönchen beim Neubau 1100—1106 denken lassen.

Anschließend an die Beschreibung der W.fassade sei hier noch der Baubefund des Äußeren des N. W.turmes nachgetragen. Und zwar seien die zwei oberen und die zwei unteren Turmgeschosse gleichzeitig behandelt, obwohl erstere m. E. der Bauzeit 1137—1142 angehören. Jedoch haben alle vier Geschosse eine in Nichts voneinander abweichende Ausbildung erfahren.

Die regelmäßigste Ausbildung hat die N.seite des Turmes erfahren: vier Reihen von je drei Fenstern sind übereinander geordnet; in der untersten Fensterreihe der O.seite und W.seite fehlt je das südliche der drei Fenster; an der O.seite um dem Dach des Hochschiffes Platz zu machen, an der W.seite, weil es von der Halbkugel des Treppentürmchens verdrängt wurde. Eine genaue Untersuchung der O.seite des Turmes (von der nahen Dachluke des Hochschiffes aus) ergibt, daß das unterste südl. Fenster seit jeher gefehlt haben muß, und nicht etwa später vermauert worden ist. Daraus ließe sich der Schluß ziehen, daß schon das romanische Hochschiffdach mindestens bis in diese Höhe gereicht haben müsse. Hierauf wird bei dem Versuch einer Aufrißrekonstruktion zurück-

[212] Ostendorff, a.O. S. 139 und 201.
[213] Kunze, Die kirchl. Reformbeweg. etc., S. 434/35.
[214] Nach Dehio, Handb. Bd. I, S. 295 „eine Errungenschaft der Hirsauer Schule aus ihren burgundischen Beziehungen".

zukommen sein. Die S.seite des Turmes hat nur die oberste der vier Fensterreihen ausgebildet. Die übrigen fehlen völlig. Jedoch wäre der Schluß: das W.zwischenwerk habe ehemals bis an das dritte Geschoß des Turmes heraufgereicht, übertrieben. Die Schmucklosigkeit dieser S.wand erklärt sich wohl daraus, daß sie weniger als die drei übrigen Schauseiten einer Sicht ausgesetzt war und z. B. in weiterer Entfernung vom ehemaligen S.turm verdeckt wurde. Befremdlich muß gegenüber dieser Schmucklosigkeit der S.seite des N.turmes die Tatsache auffallen, daß an der entsprechenden gegenüber liegenden N.seite des ehemaligen romanischen S.turmes das westl. Fenster der zweiten Fensterreihe (von unten) noch im Rest des romanischen Mauerwerks nachweisbar ist, daß also diese N.seite des S.turmes nicht die schmucklose Ausbildung wie die ihr entsprechende S.seite des N.turmes erhalten hat.

Die Fensteröffnungen dieses N.turmes sind rundbogig geschlossen. Sie werden im Inneren von einem Säulchen unterteilt, das eine Doppelarkade trägt. Ein Teil der Fenster ist vermauert. Die Anordnung der vermauerten Fenster ist auf den vier Seiten des Turmes eine völlig verschiedene. Auf der W.seite sind sämtliche Fenster mit Ausnahme des mittleren Fensters der viertobersten Reihe vermauert. Auf der N.seite sind nur die beiden Eckfenster der zwei unteren Reihen vermauert. Die gleiche Anordnung findet sich auf der O.seite des Turmes, die Eckfenster der zweituntersten Reihe und das nördl. Eckfenster der untersten Reihe sind vermauert. An der S.seite sind alle drei Fenster der einzigen obersten Fensterreihe unvermauert. Wie weit die Vermauerung der Fenster alt ist oder ob sie z. T. später vorgenommen worden ist, konnte am Bau leider nicht untersucht werden.

Auch die Beschaffenheit der einzelnen Säulchen, Basen und Kapitelle konnte im einzelnen nicht untersucht werden, da die vermauerten Fenster überhaupt nicht erreichbar und die offenen Fenster durch Bretterverschläge unzugänglich gemacht worden sind. So weit die Säulchen etc. von außen, von unten beurteilbar sind, ließ sich Folgendes feststellen: bei den vermauerten Fenstern überragt der Gesimsbalken über dem Kapitell der Säulchen die Ansatzplatte der Doppelarkade. Bei den offenen Fenstern liegt der nach zwei Seiten ausgebildete Gesimsdeckbalken in gleicher Fluchtlinie mit dem Fußansatz der Doppelarkade. (Diese verschiedene Ausbildung der Gesimsstücke bei vermauerten und unvermauerten Fenstern spricht auch dafür, daß die Vermauerung der Fenster bereits ursprünglich

ist). Das Gesims dieser Deckplatte besteht aus einer ausschwingenden Kehle, die je oben und unten von einem kleinen Wulst begrenzt wird. Darüber ruht noch eine rechteckige Deckplatte. Kapitelle und Basen der Säulchen sind meistenteils stark verwittert. So weit sich noch erkennen läßt, sind es sämtlich schlichte Würfelkapitelle gewesen. Beim Kapitell des östl. Fensters der unteren Fensterreihe der N.seite des N. W.turmes erkennt man am Kapitell bestimmt noch eine Ausbildung von Ecknasen, wie sie z. T. ja auch die Kapitelle der Arkaturen im inneren W.werkerdgeschoß aufweisen. Die Basen der Fenstersäulchen waren besonders stark der Verwitterung ausgesetzt. Doch glaubt man beim westl. vermauerten Fenster der untersten Fensterreihe der N.turmseite sowie an der Base des ersten nördl. Fensters der unteren Fensterreihe der W.seite noch Eckblätter feststellen zu können.

Die Fenstersäulchen der vier Fenster des W.zwischenwerkes sind von innen zu besichtigen. Die Doppelarkaden und Schildkapitelle sind neu. Die drei nördl. Säulen selbst sind alt, ebenso ihre vollkommen verwitterten Basen. Jedoch ist stilistisch nichts Charakteristisches mehr zu entnehmen.

Damit wäre die Beschreibung der alten, romanischen Teile der W.fassade und des Äußeren des N. W.turmes erschöpft. Die sichtbaren Veränderungen des 13ten Jahrh. (Fries und Gesimsabschluß des N. W.turmes und Leibung der westl. Fensterrose), gotischer Zeit (das W.portal, der S. W.turm), barocker Zeit (die Bedachung beider Türme, Renovierung des S. W.turmes 1769) und des 19ten Jahrh. (Maßwerk der Fensterrose, Renovierung des N. W.turmes 1823, Fenstereinbau im Erdgeschoß des S. W.turmes, Fensterschlitze im Erdgeschoß des W.werkes zur Erhellung der inneren Windfangtüranlage unter der Sängerempore etc.) können in diesem Rahmen keine weitere Würdigung finden.

2. Das Innere des N. W.turmes.

Der Zugang zum Inneren des N. W.turmes erfolgt jetzt von der S.seite im Erdgeschoß und zu ebener Erde mit dem Boden des Langhauses. Haben wir den kurzen Vorraum vor dem breiten Treppenaufgang betreten, so stellen wir in der Ostwand des Turminnern eine alte vermauerte, rundbogige Öffnung in der Mauer fest, deren aus regelmäßigen Steinen bestehende Archivolte noch ihre ursprünglichen Ausmaße feststellen läßt. Sie war etwa 1,00 m breit und ihr

Bogenscheitel etwa 3,00 m hoch über dem heutigen Fußboden des Langhauses. Von der west-östl. Fluchtlinie des Langhauses, die sich im W.werk fortsetzt, ist diese ehemalige Öffnung etwa 2,20 m entfernt. Wir haben es hier mit dem ehemaligen Türzugang zur Turm-Treppe zu tun, der ursprünglich vom N.seitenschiff aus erfolgte. Der jetzige Zugang zum Turminnern von S. her ist ein späterer Einbruch, dessen gewaltsame, unorganische Einführung noch jetzt in den unregelmäßig fortgehauenen Fußboden und in der ungeschickten groben Überwölbung zu erkennen ist. Auch im Innern der jetzigen Taufkapelle ist in der W.wand an ganz entsprechender Stelle selbst noch im Verputz die Umrißlinie einer 1,00 m breiten rundbogigen Tür zu erkennen, gleichfalls ihr Bogenscheitel ca. 3,00 m über dem Boden des Langhauses und ca. 2,00 m von der west-östl. Mauerflucht des Langhausinnern entfernt. Der Zugang von der Taufkapelle aus, (d. h. vom N.seitenschiff) erfolgte in etwa 1,00 m Höhe, also wohl mittels eines kleinen Treppenvorbaues.

Der Zugang zum Turminnern und zur Turmtreppe vom N.seitenschiff aus ist bei Anlagen mit zwei rechteckigen W.türmen nichts Außergewöhnliches. Wir finden diese Art des Zuganges vom Seitenschiff aus z. B. in der Stiftskirche von Quedlinburg[215], in Königslutter[216], in St. Materniani zu Bücken[217] und zwar ebenfalls zu Turmtreppen. In Bursfelde[218] und im Dom zu Goslar[219] führen Türen vom Seitenschiff in Kammern der W.türme. Beachtlich ist, daß die N.türme für den Einbau von Treppen bevorzugt werden und das sich dagegen im S.turm oft Kapellen und andere Räume befinden. So z. B. in Königslutter. Daß das Verhältnis in Osnabrück ursprünglich ebenso gewesen ist, werde ich an späterer Stelle noch nachzuweisen versuchen. — Der Zugang zum N. W.turm vom N.seitenschiff aus ist beim Osnabrücker Dom zuerst von Hase[220] im Plan eingezeichnet worden, aber sonst unerwähnt geblieben.

Die im unteren Geschosse des N. W.turmes emporführende Treppe ist von außergewöhnlicher bequemer Breite, (1,65 m breit) die die normalen Bedürfnisse eines vornehmlich dem Läuteküster dienenden Aufganges bei weitem übertrifft. Es ergibt sich die Vermutung daß diese sehr breite Treppe noch einem anderen Zweck gedient

---

215 Hase, Bd. II, Blatt 49.
216 Hase, Bd. I, Blatt 9.
217 Hase, Bd. II, Blatt 82.
218 Hase, Bd. I, Blatt 18.
219 Hase, Bd. III, Blatt 150.
220 Hase, Bd. III, Blatt 106, 1883.

haben muß, etwa als Zugang zu einer Empore. Diese Vermutung erweist sich als sehr berechtigt. Diese, in einer dreiviertel Umdrehung emporgeführte Treppe läuft sich heute in der S.wand des N. W.turmmes tot. Westlich schließt sich an sie dann die eigentliche N.W.turmtreppe an, die sehr viel schmaler nur ausgefallen ist und so sich als nur für die Bedürfnisse des Läuteküsters berechnet erweist. Sie findet in einer segmentförmigen Ausbuchtung in der W.außenwand des Turmes z. T. Platz und schraubt sich in entgegengesetzter Drehung als die untere Turmtreppe empor. Der Fortbruch des letzten Endes der unteren Treppe (die wir kurz als Emporentreppe bezeichnen wollen) vor ihrer Mündung in eine im W.werk sich ehemals befindliche Empore ist noch im heutigen Mauerbefund deutlich. Der Zugang zur heutigen (viel höher befindlichen) Orgelempore geschieht teils durch den gotischen S.turm, doch ist auch von der oberen Treppe des N.turmes ein schmaler neuer Zugang zu ihr hin gebrochen, der in ihrer Fußbödenhöhe mündet. Folgender bisher noch nicht vermerkter Befund beweist jedoch eindeutig, daß die Emporentreppe ehemals auf eine (tiefer als die heutige gelegene) Empore geführt hat: in der S.wand des N. W.turmes (von der heutigen Empore aus sichtbar) ist noch ein altes rundbogiges Bogensegment sichtbar, etwa ein Viertelkreis, eben über dem Fußboden der heutigen Empore. Dieses Segment würde der notwendigen Höhe der Archivolte des von der Emporentreppe durch die S.wand des N. W.turmes führenden Zuganges zu dieser Empore entsprechen. Der ursprüngliche Zugang zur ehemaligen Empore hat etwa 1,20 m tiefer gelegen als der heutige schmale Zugang von der oberen Wendeltreppe aus. Diese Türmündung der Turmtreppe beweist also eindeutig die ehemalige Existenz eines Emporeneinbaues im W.werk des Domes.

Westl. an die Emporentreppe schließt sich dann die schmalere obere Turmtreppe an, die nur einen schmalen westl. Teil des Turminneren einnimmt, da sie z. T. sich in einer kreissegmentartigen Ausbuchtung über die westliche Mauergrenze des Turmes hinaus erstreckt. Sie schraubt sich in zwei regelmäßigen Kreiswindungen um eine schmale Spindel als Wendeltreppe hoch und führt im Turm bis in eine über das heutige Gewölbe des Langhauses reichende Höhe. Nachdem sie von ihrem Ausgangspunkt von der Emporentreppe etwa eine Dreivierteldrehung gemacht hat, mündet sie östlich in einen schmalen Zugang zur oberen Turmkapelle. Da die Wendeltreppe nur einen so schmalen westl. Teil des Turmes einnahm, blieb der größte Teil des Turmes für diese Kapelle ausgespart.

Wir empfinden diese Aufteilung des Turmgrundrisses als eine innerhalb zweitürmiger romanischer W.anlagen beachtliche Lösung, die vor allem durch die hier ganz einmalig vorkommende Vorbuchtung der Treppe in der W.außenwand ermöglicht wurde.

Die im zweiten Stock des N.turmes (ein Stockwerk über der W.werkempore) befindliche Kapelle zeigt einen querrechteckigen Grundriß. Ihr schönes Quader-Mauerwerk, ihre Wölbung und ihre klare Schlichtheit lassen in ihr eine Turmkapelle vermuten. Ihr Maßverhältnis ist etwa 3,50 m (west-östl. Breite) zu 4,25 m (nord-östl. Breite). Sie ist mit einem schlichten, gleichmäßigen, schönen, romanischen Kreuzgratgewölbe überwölbt. Sie wird durch ein kleines Fenster in der N.wand beleuchtet, das in der N.außenwand des N.turmes in vertikaler Richtung die Mitte einnimmt, infolgedessen innerhalb der Kapelle leicht nach Westen verschoben ist. In der O.-wand der Kapelle befindet sich in einer Fußhöhe von ca. 1,50 m über dem Boden der Kapelle der Zugang zum Seitenschiffdach. Dieser Zugang entstammt ebenfalls noch romanischer Zeit, da das Seitenschiffdach romanischer Zeit in fast derselben Höhe gelegen hat wie das heutige.

In der S.wand der Turmkapelle führt ein 1,20 m breites und 1,60 m tiefes Fenster in den Hochraum des jetzigen W.chors. Ehemals führte dieses Fenster auf die ehemalige Westempore. Dieses rundbog. Fenster ist durch eine Doppelarkade unterteilt. Den oberen Abschluß dieser Mittelsäule bildet das in einem Sonderkapitel behandelte sogenannte „jonische" Kapitell. — Welchem liturgischen Zweck diese Kapelle gedient hat, wird nicht ganz auszumachen sein. Vielleicht ist sie einem der Erzengel geweiht gewesen[221]. Eine Kapelle St. Michaelis war schon vor 1342[222] vorhanden, doch war sie, wie heute noch an der westl. Seite des Kreuzganges befindlich und kommt also hierfür nicht in Frage.

Die Wendeltreppe in einer eindreiviertel Windung weiter zum eigentlichen Turminnenraum der vier oberen Turmfenstergeschosse, in den sie östlich unvermittelt einmündet. Dieser Turminnenraum ist nur durch Holztreppen und Holzböden unterteilt. Der über den Gewölben des Mittelschiffes liegende Dachraum ist von hier aus in gleicher Höhe erreichbar.

Kurz möge noch Form, Anordnung und Funktion der Doppelarkade mit dem „jonisierenden" Kapitell durch verwandte Beispiele

221 Über Erzengelaltäre im W.werk vgl. Ostendorff, Anm. 71, S. 217.
222 Berlage, a.a.O. S. 304.

der romanischen Architektur erläutert werden. Diese Arkade öffnete sich als Fenster von der Kapelle des N.turmes in einen Emporenraum.

Schon in der W.empore unter dem W.oktogon des Münsters zu Essen (971—1101)[223] öffnet sich nördl. und südlich je eine dreiteilige Arkade (auch mit jonisierenden Kapitellen) zur Empore hin.

In der westfälischen Baukunst des 12ten Jahrh. lassen sich mehrere Beispiele für ähnliche Fensterarkaden zum Inneren hin anführen. In der Nonnenstiftskirche Fischbeck (Rzb. Kassel, Kr. Schaumburg) die der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. angehört[224], öffnet sich vom N.turm zur Empore hin ein aus einer Doppelarkade auf einem Säulchen bestehendes Fenster[225]. — Mehr die heutige Einordnung des Osnabrücker Fensters in eine Chorraumwand wird in der Stiftskirche zu Geseke (Kr. Lippstadt) (erste Hälfte 12tes Jahrh.)[226] gespiegelt, wo im O.chor aus den neben dem Chor befindlichen O.türmen Fenster mit Doppelarkaden in den Chor geöffnet sind[227].

Ähnlich öffnet sich im 13ten Jahrh. in Lippstadt in St. Marien vom N. O.turm neben dem O.chor eine (heute zugemauerte) Fensterarkatur in das (noch dem 13ten Jahrh. angehörige) Chorvorjoch. — Wiederum abhängig vom Beispiel der Osnabrücker Arkade, die heute in das W.chor hinabsieht, möchte das Beispiel einer dreibogigen, pyramidal gestuften, von einer gemeinsamen runden Blende umfaßten Arkatur sein, die sich im W.werk der Stiftskirche St. Alexander zu Wildeshausen (Mitte 13tes Jahrh.) vom S.turm in den Mittelraum öffnet. — Aus der gleichen Zeit etwa auch die Fensterarkaden im alten W.werk des Domes zu Bremen, die von den Turmgeschossen in den Emporenraum führen.

Wie aus diesen Beispielen ersichtlich, hat gerade das 12te Jahrh. reichere Möglichkeiten der Untergliederung und eigenwilligerer Sonderbildungen hervorgebracht, die verschiedene Räume miteinander in Beziehung setzten. Kleinere Turmräume erhielten Licht vom Chorraum aus. Andererseits ermöglichten diese Fenster den oft auch liturgisch notwendigen Einblick vom Turmraum aus (Läutestube?) in Langhaus, Chorraum oder Empore. In der Reihe solcher Einzelbildungen steht auch die Osnabrücker Arkade.

---

223 Abb. bei Wilhelm-Kästner, a.O. Taf. VII, VIII.
224 Dehio Handb. Bd. 5, 1928, S. 126.
225 Abb. im Inventar Kr. Schaumburg, Tafel 52.
226 Dehio, Handb. Bd. 5, 1928, S. 141.
227 Abb. im Inventar Tafel 40, 2.

3. Die Reste des S. W.turmes.

Vom ehem. rom. S. W.turm ist heute nur wenig mehr erhalten. Die in der W.mauer erhaltenen Reste mit dem Treppenturmsegment wurden z. T. schon untersucht. Anschließend an die N. W.ecke des Turmes haben sich darüber hinaus noch in den westl. Teilen der N.wand des Turmes romanische Reste im Fundament und Aufbau des got. Turmes erhalten, die in ihrer höchsten Erstreckung noch bis in die ehem. 2te Fensterregion des rom. Turmes sich erstrecken, also bis über die 1te Fensterregion des got. Turmes hinaus. Aus diesen, zu beschreibenden und in einer Zeichnung[228] festgelegten Resten muß eine Rekonstruktion des Turminnern, sowie seiner Verbindungen zum W.zwischenwerk versucht werden. Von der N. W.ecke des Turmes ab ist die N.wand im Innern als Pfeiler, der die einheitliche Öffnung vom W.chor zu Erdgeschoßkapelle und Orgelraum westl. begrenzt, vorgezogen. In dieser Pfeilermasse mündete ehemals im jetzigen Orgelraumgeschoß die vom Erdgeschoß emporführende Treppe. Dieser Treppengang ist bei den Sicherungsarbeiten im Jahre 1928 zur statischen Sicherung des schweren got. Turmes völlig auszementiert worden. Seine Führung ist also nicht mehr eindeutig zu bestimmen. Jedoch ist aus den bei dieser Gelegenheit aufgenommenen statischen Zeichnungen[230] noch Folgendes zu entnehmen: Diese alte Treppe muß schon in der Zeit vor den Sicherungsarbeiten im Jahre 1928 nicht mehr benutzbar gewesen sein, da ihre Mündung im Erdgeschoß bereits nicht mehr vorhanden war. Spätestens bei den Restaurierungsarbeiten des 19ten Jahrh. im Dom, die den modernen Ausbau der unteren Turmkapelle sowie den Ausbau der oberen Kreuzganggeschosse vornahmen, ist die ehemals hier im Turm selbst emporführende Treppe aufgegeben worden und der Aufgang zur oberen Turmkapelle außerhalb des Turmes in die westl. Kreuzgangräumlichkeiten verlegt worden, von wo er in bequemer Weise ja heute auch noch geschieht. Bei Ausgestaltung der unteren Turmkapelle des S.turmes im 19ten Jahrh. ist dann auch der ehem. Zugang zu dieser Treppe vermauert. Daß dieser Zugang in der W.mauer gelegen haben muß und die Treppe sich von dort in süd-nördl. sich drehender Aufwärtsbewegung, z. T. die Ausbuchtung des Treppenturmsegmentes ausnutzend, emporgewunden hat,

---

228 vgl. die Tafel 3 der Arbeit.

230 Vom Baubüro des mit den Sicherungsmaßnahmen beauftragten Prof. Dr. Rüth (Wiesbaden-Mainz) aufgenommen und im Regierungsbauamt zu Osnabrück aufbewahrt.

ist den statischen Zeichnungen nach sicher zu entnehmen, da diese (im Schnitt b—b der Zeichnung R. 9) die Zementausfüllung des ehemaligen Treppenraumes von der Treppenmündung im Orgelraumgeschoß abwärts noch bis in die sich dem Treppenturmsegment angleichende Drehung der Treppe aufzeichnen. Diese in der N.wand des Turmes, also vom Orgelraum abwärts führende Treppe war bis in die Biegung des Treppentürmchens vor den Sicherungsarbeitten noch absteigbar. Dieser nutzlose Hohlraum ist dann mit Zement aufgefüllt worden. Beachtlich ist, daß diese Treppe die Ausbiegung des Treppentürmchns auch in ihrer unteren Hälfte benutzte. Das steht im Gegensatz zur Treppe des nördlichen Turmes, die in ihrem unteren Geschoß die Ausbuchtung des Treppentürmchens nicht ausnutzt. Die Treppe im S.turm jedoch nutzte die W.wand sogar noch weiter über die Grenze des Treppenturmsegmentes nach S. hin aus, das beweist ein in der W.wand des S.turmes außen sichtbarer Mauerschlitz südl. vom Treppenturmsegment, der nach innen vermauert ist. (Im Schnitt c—c der Zeichnung R. 9 im Regierungsbauamt ist der vermutliche Lauf dieser Treppe vom Erdgeschoß aufwärts andeutungsweise eingezeichnet worden. Seine ungenaue Einzeichnung, die das Treppenturmsegment nicht ausnutzt, widerspricht jedoch der maßgenauen Einzeichnung des oberen auszementierten Treppenabschnitts im Schnitt b—b der Zeichnung R. 9, die bis in die Drehung des Treppenturmsegmentes deutlich hinabführt). Die Ausbildung der Treppe im S.turm zeigt im Erdgeschoß also eine von der Treppenführung im N.turm völlig abweichende Ausgestaltung. Dort ist der ganze Turm für den Treppenaufgang beansprucht. Hier ist ein Kapellenraum im Erdgeschoß ausgespart und die Treppe selbst in möglichst sparsamer Breite in der W.wand unter Ausnutzung des Treppenturmsegmentes hochgeführt und mündet im ersten Stockwerk in der N.mauer des Turmes. Über dem Rundbogen dieser vermauerten Mündung ist noch eine Überhöhung der Öffnung eingezeichnet, die gleichfalls rundbogig schließt. Der Sinn dieser zweiten übergeordneten Bogenführung ist nicht mehr deutlich. In der heutigen Wand ist noch das Segment eines gemauerten Rundbogens in dieser Höhe festzustellen, dessen Kreisradius aber viel größer ist und mit den Einzeichnungen auf den statischen Zeichnungen des Bauamtes nicht zu identifizieren ist. Es läßt sich also Folgendes sagen: F a l l s diese Treppenanlage und ihre Mündung in der N.wand der Orgelkapelle noch zur romanischen Anlage gehörig gewesen wäre, dann hätte über einem Erdgeschoß-Kapellenraum im ersten Geschoß wiederum ein Kapellenraum gelegen, dessen

Fußboden aber über der rekonstruierbaren Fußbodenhöhe der ehemaligen Empore im Zwischenwerk gelegen haben müßte, (etwa 1,60—1,80 m). Ich nehme aber trotz der (zweifelhaft) überlieferten Rundbogigkeit dieser Treppenmündung in der N.wand der Orgelkapelle nicht an, daß diese Mündung noch ursprünglich romanisch ist, aus folgenden Gründen: Die Treppe, die keine ganze Drehung sondern nur eine Dreivierteldrehung um ihre Achse vollzieht, ist im Anstieg als ziemlich steil vorzustellen, um diese Höhen zu erreichen. Vornehmlich aber in ihrem letzten oberen Ende, das innerhalb der N.mauer des S. W.turmes in der W. O.richtung geradeaus hochgeführt ist, um dann im Absatz in einem rechtwinkligen Knick nach S. in die Kapelle einzumünden, erreicht sie ihre besondere Höhe. Sicherlich aber muß die Windung der Treppe im unteren Teile des Treppenturmsegmentes noch als alt und romanisch angesehen werden. Ihre gerade Führung in der N.wand des S.W.turmes jedoch könnte der Erbauungszeit des gotischen S.turmes ihre Entstehung verdanken. Sie mündet in der gotischen Kapelle, deren Fußboden höher liegt als der der wahrscheinlich vormals existierenden romanischen Kapelle. Wegen der Höherlegung der gotischen Kapelle mußte auch die Treppe innerhalb der N.wand zu einer größeren Höhe geführt werden. Die alte romanische Treppe mündete wahrscheinlich in einer gleichmäßig gerundeten Führung in der W.wand ehemals tiefer.

Eindeutig aber läßt sich feststellen: die ehemalige romanische, im romanischen S.turm vom Erdgeschoß zum ersten Geschoß emporführende Treppe benutzte die W.wand unter Ausnutzung der Ausbuchtung des Treppenturmsegments. Ihre Anlage spart also den ganzen Turminnenraum aus. Damit steht sie im Gegensatz zur Treppenanlage des N.turmes. Sie ist auch sehr viel schmaler gehalten als die breite zur ehemaligen Empore aufführende Treppe im N.turm. Im Erdgeschoß des S.turmes befand sich also in romanischer Zeit bereits ein Kapellenraum. Wahrscheinlich befand sich über ihm gleichfalls ein Kapellenraum im ersten Stock, der dann etwa die gleiche Fußbodenhöhe wie die ehemalige Emporenanlage des W.-zwischenwerks besessen hätte. Es ist also zu bemerken, daß die Kapelle des ersten S.turmgeschosses tiefer als die im N.turm befindliche Kapelle gelegen hätte.

Im Verfolg der Reste des romanischen S.turmes begeben wir uns ein Stockwerk höher. Die zu diesem höheren Stockwerk führende Treppe ist glücklicherweise noch die alte aus romanischer Zeit er-

haltene Anlage. Sie führt in der W.wand unter Ausnutzung des Treppenturmsegmentes in gleichmäßigen Kreiswindungen um eine Spindel, empor. Sie ist von der Orgelkapelle über eine in der Orgelkapelle befindliche freie Kapelle zugänglich. Ihre Mündung liegt 1,75 m über dem Fußboden der Orgelkapelle. Das ist mir ein Beweis, daß diese Mündung nicht die ursprüngliche ist, sondern daß die weitere Abwärtsführung dieser Wendeltreppe in einer gleichmäßigen Drehung abgebrochen ist, um einen größeren Orgelkapellenraum zu gewinnen. Ehemals beanspruchte ihre Führung noch einen schmalen westl. Teil der heutigen gotischen Orgelkapelle und sie mündete viel tiefer in der östl. Hälfte ihrer Drehung in der gleichfalls tiefer liegenden ehemaligen romanischen Kapelle und hätte dann passend Anschluß erhalten in dem noch im unteren Treppenturmsegment erhaltenen (heute vermauerten) Rest der Erdgeschoßwendeltreppe. So ergab sich für den S.turm meiner Ansicht nach eine in gleichmäßigen Kreiswindungen emporführende Wendeltreppe vom Erdgeschoß bis in die oberste Turmregion. Sie nutzte vom Erdgeschoß ab die Ausbuchtung des Treppenturmsegmentes aus und schraubte sich in insgesamt drei Kreiswindungen empor. Nach Vollendung ihrer ersten Kreiswindung mündete sie östlich in der ehemaligen romanischen Turmkapelle des ersten Geschosses. Diese östliche Windung der Treppe ist beim Ausbau des gotischen Turmes weggebrochen, um Raum für die gotische Orgelkapelle zu gewinnen. Über die Zugangstreppe der Orgelkapelle betreten wir ihre westl. Kreiswindung wieder und folgen dann ihrem Lauf in einer Eindreiviertelwindung bis zu ihrer Einmündung in das freie Turminnere der vier oberen Turm-Fenstergeschosse. Das letzte obere Ende des außen sichtbaren Treppenturmsegmentes wird von ihr nicht mehr ausgenutzt. Denn sie mündet tiefer als ihr nördliches Gegenstück im N.turm in den freien Turminnenraum ein. (Das wird noch im einzelnen nachzuweisen sein). Das Fehlen von Fensterschlitzen im obersten Teil des südlichen Treppenturmsegmentes läßt diese Tatsache schon nach außen hin in Erscheinung treten, während am nördl. Treppenturmsegment hier noch Fensterschlitze vorhanden sind. Lediglich also um die beiden Treppenturmsegmente nach außen hin in gleicher Höhe zu halten, also aus ästhetischer Rücksichtnahme, um so der Fassade eine einheitliche Gestaltung zu geben, hat man auch das südliche Treppenturmsegment bis zur Höhe des nördlichen Treppenturmsegmentes hoch gezogen. Eigentümlich ist, daß beide Turmtreppen, trotz ihrer verschiedenen Anlage und Ausbildung und

trotz der äußeren Ausbildung des Turmpaares im Gegensinne (z. B. die Zuordnung der Treppenturmsegmente zur Mitte hin), sich in der gleichen Kreisrichtung, nämlich im Sinne des Uhrzeigers emporschrauben. —

Der westl. östl. Querschnitt des S. W.turmes ergibt, daß die W.mauer im Erdgeschoß und Orgelkapellengeschoß von geringerer Breite ist als in den darüberliegenden Geschossen. Diese eigentümliche Tatsache erklärt sich daraus, daß zur Raumgewinnung im Erdgeschoß und Orgelraumgeschoß in gotischer oder nachgotischer Zeit etwa ein Drittel der W.mauer fortgebrochen ist und ihre breitere Erstreckung in den Obergeschossen durch eine Unterfangung durch Bögen abgestützt ist. Daß die ursprüngliche Breite der W.mauer aber die breitere der Obergeschosse gewesen ist, ergibt sich schon aus der einfachen Überlegung, daß die unteren Geschosse ja die breiteren oberen zu tragen hatten, ferner belehrt ein Vergleich mit der Dicke der W.mauer im W.zwischenwerk (wo die ursprüngliche Dicke der W.mauer noch im W.portal zu messen ist), daß ihre Breite von 2,30 m für die gesamte Erstreckung der W.wand maßgeblich gewesen sein muß. Daß die größere Breite der W.mauer in den oberen Geschossen des S.turmes ursprünglich und alt ist, wird durch die Tatsache bewiesen, daß dieser obere Treppenturmabschnitt die volle Breite der W.mauer ausnutzt. Daß sich im Jahre 1928 weitgehende Stützungsmaßnahmen für diesen S. W.turm, der bedenkliche Risse zeigte, notwendig machten, ist angesichts dieser leichtsinnigen Verdünnung und Aushöhlung der unteren Teile der W.wand in gotischer Zeit und im 19ten Jahrh. nur zu verständlich! Innerhalb der 2,30 m breiten Mauer und der durch die Ausbuchtung der Treppenturmsegmente ihr hinzugefügten Breite von 0,55 m, insgesamt also einer Mauerdicke von 2,80 m Windungen empor.

Unmittelbar neben ihrer Mündung im Oberstock liegt in der N.wand des S. W.turmes eine rundbogige vermauerte breite Öffnung, die in einen heute nicht mehr vorhandenen Raum des W.zwischenwerks geführt haben muß. Der Fußboden des heutigen Raumes über den Gewölben des Westchores liegt etwa über dem Scheitel des Rundbogens dieser Öffnung. Schräg östlich über dieser Öffnung liegt eine weitere rundbogige vermauerte Türöffnung, deren Fußansatzpunkt jedoch bereits über dem Scheitel der erwähnten ersteren Türöffnung liegt. Der Umriß dieser oberen Tür ist auch vom Raum über dem Gewölbe im W.werk zu beobachten. Eine in einigen Stufen noch erkennbare Treppe führt vom Gewölberaum zu ihr hinab.

Die Tür ist heute vermauert. Sie liegt etwas tiefer als die Tür, die vom N. W.turm den Zugang zu diesem Gewölberaum bildet und viel tiefer als die auch außen im W.werk sichtbare Fensterreihe des W.zwischenwerks. Sie bildete einen Zugang zum Gewölberaum vom S.turm her. Die Wendeltreppe des N. W.turmes mündet etwa in Höhe dieser südl. Zugangstür zum Gewölberaum. Sie mündet also etwa 2,00 m höher als die Treppe im S. W.turm.

Auch am Vergleich dieser verschiedenen Türöffnungen zum W.-zwischenwerk erhellt die zuvor schon festgestellte verschiedene Mündungshöhe der Treppen im N. W.turm und S. W.turm. Daraus erhellt wieder, daß die beiden Treppen im N. W.turm und S. W.turm ganz verschiedene Funktionen hatten und zu verschieden hohen Zwischenstockwerken jeweils Zugang verschafften. Darauf deutet ja auch ihre übrige voneinander abweichende Ausbildung hin. Wie nun dieses W.zwischenwerk, zu dem, neben den Zugängen zu den einzelnen Turmkapellen, diese Treppe den Zugang ermöglichten, in seiner Aufteilung gestuft gewesen ist, ist ohne eine ganz genaue Maßeinzeichnung der verschiedenen Reste des W.werks nicht einwandfrei zu sagen. — Von den romanischen Resten des freien S.-W.turmes ist als letztes sichtbares Zeichen noch das erste offene, rundbogige Turmfenster der N.seite des Turmes erhalten und im Innern des offenen gotischen Turmraumes der oberen Turmgeschosse noch in der N.wand festzustellen Nach außen hin aber ist es vermauert. Es liegt in der zweiten romanischen Fenstergeschoßreihe.

DER WESTRIEGEL. (DAS SOGENANNTE „SÄCHSISCHE WESTWERK"). EXCURS.

Forschungen über das sogenannte „sächsische" Westwerk und über seine Entstehungsgeschichte gehören zwar nicht in den engeren Rahmen dieser Arbeit. Doch muß zur Erläuterung der Osnabrücker Anlage und zur Erhärtung meiner Rekonstruktion nach stilistisch verwandten Beispielen einer ähnlichen Ausbildung des W.werkes Umschau gehalten werden. Auf dieser Suche gerät man vornehmlich in das benachbarte Sachsen, das diesen Typ eines zweitürmigen W.-werks mit Zwischenempore am reinsten und häufigsten ausgebildet hat, weshalb man dieser Form auch den Namen „sächsisches" W.werk gegeben hat. In der Tat ist die Anordnung zweier rechteckiger Flankentürme um eine westl. Emporenanlage in dieser einfachen Form fast ganz (mit Ausnahme des Oberrheingebietes) auf Sachsen beschränkt. Haben wir es hier mit einer deutlich lokal begrenzten Form der Grundrißbildung und Aufrißbildung zu tun, so muß es umso mehr verwundern, daß diese Form des „sächsischen" W.werkes noch nirgends eine zusammenfassende, entwicklungsgeschichtliche Behandlung erfahren hat. Nicht einmal der Frage, wann und wo diese W.werkbildung zum ersten Mal auftaucht, ist man bisher nachgegangen. Daß diese für sächsische und allgemein deutsche, romanische Baukunst nicht unbedeutenden Fragestellungen nicht im Rahmen dieser Arbeit gelöst werden können, muß vorausgesetzt werden, da sich diese Arbeit ja mit ganz anderen Problemen zu befassen hat. Doch muß der erste Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Zusammenfassung und Ordnung dieser sächsischen W.riegel gewagt werden, um das Osnabrücker Beispiel einordnen und belegen zu können. Dabei kann leider den sich ergebenden Fragen der Einzelausbildung bei den einzelnen Beispielen nicht immer nachgegangen werden. Auch infolge der Unmöglichkeit zu reisen und einzelne der Beispiele durch Autopsie an Ort und Stelle überprüfen zu können, muß manche Frage offen bleiben. Man hat dabei manchmal das Gefühl, als ob man bei Verfolgung der frühen Typen der W.riegel in Sachsen auf Moorboden wandele; doch muß ein erster, schmaler, tragfähiger Pfad entdeckt werden, und mag

schon der Hinweis auf die sich ergebende Problematik ein erster Schritt zu ihrer Lösung sein.

Etwa 40 Beispiele einer ähnlichen W.werkausbildung seien in diesem Zusammenhang kurz zusammengestellt und erstmalig in einer historischen Entwicklungsreihe geordnet. Geographisch[231] wird das Vorkommen dieser W.riegel — wie ich sie benennen will — ungefähr durch folgende Grenzorte umschrieben: als wesentlichster in westfälisches Gebiet vorgeschobener Punkt präsentiert sich Osnabrück, im Süden grenzen Fritzlar, Breitenau, Mühlhausen, Erfurt und Bosau den Umkreis gegen die hessische Bauschule ab, als äußerste nach Osten verstreute Beispiele lassen sich Merseburg, Burg bei Magdeburg, Zerbst und Aken ansehen, nach Norden zeigt sich das Gebiet durch eine wagerechte Linie: Osnabrück, Minden, Königslutter, Burg b. M. abgeschlossen. Die stärkste Dichte der vorkommenden Beispiele konzentriert sich in einem Kreis um Quedlinburg.

Für die Zugehörigkeit zu diesem W.riegeltypus erachte ich bei den einzelnen Beispielen vor allem die Grundrißbildung maßgebend, da in ihr die Funktion des W.riegels im Rahmen des Gesamtgrundrisses entscheidend zum Ausdruck kommt. Das dreiteilige W.werk ist als ein einheitlicher W.riegel vor das dreischiffige Langhaus gelegt, dessen Seitenschiffe er gleichsam als Riegel fest umklammert und die ganze Anlage mit einer einheitlichen Front gegen W. hin abschließt. Die Aufrißbildung ist bei den einzelnen Beispielen eine verschiedene und auch im ästhetischen Eindruck nach außen eine verschiedenartige gewesen. Entweder erhoben sich auch in der Turmregion zwei getrennte Flankentürme über einem niedrigeren Zwischenwerk, oder Türme und Zwischenwerk waren für einen einheitlichen Block auch im oberen Aufbau zusammengeschweißt, oder der Zwischenbau erhob sich über die verkümmerten Flankentürme. Für die Zugehörigkeit zu diesem W.riegeltyp darf aber die Grundrißbildung und die Ausbildung einer W.empore wesentlich entscheidend sein. (Doch sind auch einige emporenlose Anlagen in die Untersuchung einbezogen). Daß im weiteren Aufbau sich Zwischenlösungen und Verwandtschaften mit anderen W.werktypen ergeben, darf in diesem Zusammenhang als sekundär angesehen werden. Die Reichhaltigkeit der Variationen im Aufbau und anderen Einzelheiten dürfen als gerade charakteristisch für die romanische Baukunst gelten, die, trotz aller konservativ-traditionellen Typik im We-

[231] vgl. Tafel 4.

sentlichen, doch immer den jeweiligen Forderungen angepaßte Lösungen fand. Kaum ein Formtyp dominiert ausschließlich in einem Zeitabschnitt. In der Regel überschneiden sich in zeitlichem und regionalen Nebeneinander verschiedene, oft entgegengesetzte Stiltendenzen, die sich durchdringen und beeinflussen. Beweis dafür sind die dem W.riegeltyp gleichzeitigen anderen W.werktypen des W.chors (Gernrode), des apsidialen W.schlusses (St. Godehard, Hildesheim, Drübeck) oder des eintürmigen (Wunstorf) oder mit runden Flankentürmen (Freckenhorst) versehenen W.werks, wie sie in Sachsen und Westfalen zu gleicher Zeit ausgebildet sind. — Auch die entscheidende Frage, ob der Typ dieses W.riegels ursprünglich mit oder ohne W.portal ausgebildet gewesen ist, kann in diesem Zusammenhang nur gestreift werden. Selten ist heute noch ersichtlich, ob es sich um ursprüngliche oder später hinzugefügte Portale handelt. Sowohl im 11ten wie im 12ten Jahrh. gibt es portallose wie auch mit Portalen versehene Beispiele des W.riegelwerks. Offensichtlich durchkreuzen sich hier zwei verschiedene funktionelle Auffassungen des W.riegelwerks, deren eine den unter der Empore befindlichen Raum als Durchgangsraum, und deren andere diesen Raum als geschlossenen, nur zum Langhaus geöffneten Innenraum empfindet. Doch gibt es gerade hier auch die verschiedensten Variationen und Zwischenlösungen.

Eine zunächst lediglich auf die Grundrißbildung beschränkte Entwicklungsdarstellung des W.riegeltyps ist bei der unsicheren Fundamentierung unseres Wissens über romanische Baukunst des 11ten und 12ten Jahrh. in Sachsen und Westfalen eine notwendige, von wissenschaftlicher Ökonomie geforderte Beschränkung und Vereinfachung des Problems, die aber sicher manches neue Licht auf die Gesamtentwicklung der W.werktypen romanischer Baukunst zu werfen vermag. Selbst wenn sich nicht eine kontinuierliche Reihe und herausschälbare Eigenart und Eigenwertigkeit dieses Typs ergeben sollte (was aber nicht der Fall ist), müßte ihre morphologische Betrachtung nur nach diesem (doch sicher nicht wesensfremden) Gesichtspunkt der Grundrißbildung von ersprießlichem Wert für die Forschung sein.

Die Ausbildung eines W.riegels ist mit wenigen Ausnahmen (Merseburg, Dom; Hildesheim, St. Andreas; Minden, Dom; Braunschweig, Dom, ursprünglich Stiftskirche; Osnabrück, Dom;) nur bei Klosterkirchen vornehmlich der Benediktiner- und Augustinerchorherren und Stiftskirchen anzutreffen. Hier war die Empore von

vornherein als Bauaufgabe gegeben und hatte einen kultisch zweckbestimmten Sinn. Welche Aufgabe sie bei Dom- oder Pfarrkirchen zu erfüllen hatte, (etwa eine Sängerbühne?, in Merseburg: Kaiserempore?) ist nicht unbedingt deutlich.

Bevor ich eine chronologisch geordnete Reihe der sächsischen W.riegelwerke eröffne, sei noch eine kurze Betrachtung über die Rolle der Zweiturmfassade in der romanischen deutschen Baukunst und die bisherige Bewertung des „sächsischen W.werks" in diesem Rahmen zur Charakteristik der Situation eingefügt.

Die Wurzel des zweitürmigen W.werks in Deutschland wird bisher allgemein als am Oberrhein liegend angenommen[232]. Ob eine zweitürmige W.fassade nicht aber auch autochthon in Sachsen entstanden sein kann, muß angesichts der frühen Beispiele des 11ten Jahrh. von U. L. Frauen in Halberstadt, dem Dom in Merseburg und St. Moritz in Hildesheim gefragt werden.

Um die Wende zum 12ten Jahrh. beginnt die allgemeine Verbreitung der doppeltürmigen Fassaden, besonders jetzt auch in Sachsen[233]. Daß diese massenhafte Verbreitung des Zweiturmsystems in Sachsen einen entschiedenen Auftrieb durch die Hirsauer Reformbewegung erhielt, läßt sich wohl nicht bezweifeln[234]. Die Einflüsse Clunys und des Oberrheins (bzw. des Elsaß) auf die kirchliche Reformbewegung des 12ten Jahrh. im Gebiet der mittleren Elbe sind

---

232 Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst, S. 76: „Am Oberrhein liegt die Wurzel der zweitürmigen W.fassade im Sinne des hohen Mittelalters. Durch sie wurde in einfacher und folgerichtigerer Weise, als es den sinnreich verzwickten W.werken des Niederrheins und Westfalens möglich war, die Bedeutung der Stirnseite als Eingangsseite nicht nur gerettet sondern kraftvoll erhöht. Beispiele: Straßburg (1015), Limburg a.d.H. (1025)". Zu ergänzen: Speyer, Dom (1030—60), Koblenz, St. Kastor (Ende 10ten Jahrh.).

233 Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst, S. 77: „Die allgemeine Verbreitung der doppeltürmigen Fassade beginnt um die Wende zum 12ten Jahrh." — Dorner: „Die roman. Bauk. in Sachs. u. Westf." S. 7/8: „In Sachsen wird im Laufe des 12ten Jahrh. die Zweiturmfassade mit Vorliebe zu einer mächtigen tür- und fensterlosen querrechteckigen Masse, dem sogen. Westblock verschmolzen. Die fanatische Einseitigkeit dieses Gebildes ist wohl aus dem künstlerischen Zeitgeist erklärbar; seine überschießende Kraft aber gefährdete die fein abgewogene Einheit des Ganzen. Es ist die letzte Äußerung einer eigenen, lebenskräftigen, sächsischen Bauschule. Bis ins 13te Jahrh. hält Sachsen konservativ an der flachgedeckten Hirsauer Basilika fest.

234 vgl. bei Kunze den Nachweis für Groß-Ammensleben und Königslutter in: Die kirchl. Reformbeweg. d. 12ten Jahrh. etc. 1925, S. 421 ff. Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst, S. 125: „In Süddeutschland wurde man mit der Fassung eines westl. Zweiturmpaares durch die kleineren Hirsauer Kirchen vertraut; in Sachsen behielt sie durch den hohen Zwischenbau etwas Unreines.

kürzlich von H. Kunze erneut untersucht und bestätigt worden[235]. In Westfalen hat sich diese Form der rechteckigen Zweiturmfassade viel weniger eingebürgert[236].

Für den Zusammenschluß zweier westl. Flankentürme durch ein gleich tiefes, querrechteckiges Zwischenwerk, das weder östlich noch westlich über die Fluchtlinie der Türme hinausgreift, ist bisher der Ausdruck „sächsisches Westwerk" gebräuchlich gewesen. Ich möchte statt dessen den Ausdruck Westriegel benutzen, da er mir das Wesentliche dieser Grundrißform besser auszudrücken scheint. Wie ein Abschlußriegel ist dieses querrechteckige, einheitliche W.-werk vor das Langhaus gelegt und umklammert gewissermaßen die Seitenschiffe und schließt sie wie ein breites Band fest mit dem Mittelschiff und miteinander zusammen. Charakteristisch und bestimmend für diesen W.riegel ist erstens die deutliche Absonderung gegen das Langhaus und zweitens die Aufteilung in drei gleichgeschaltete Räume (deren mittelster breiter ist), die die Aufteilung des Langhauses in Mittelschiff und Seitenschiffe und seine Proportionen wiederholt.

In den Eckräumen des W.riegels eine Art verkümmerter Querschiffe sehen zu wollen, wie Dehio dies einmal tut[237], halte ich für völlig verfehlt. Ich glaube auch nicht, daß die Genesis des W.-riegels[238] entfernt daher abzuleiten ist.

Zum ersten Mat tritt uns die Grundrißbildung dieses W.riegels von Sachsen im W.werk von U. L. Frauen in Halberstadt entgegen. Der heute noch erhaltene Unterbau des W.türme stammt noch vom Bau des Jahres 1005[239]. Die Eckräume sind querrecht-

---

235 vgl. H. Kunze, a.a.O. S. 471 ff. — Gegensätzlich noch Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst, S. 106.

236 vgl. Ostendorff, a.a.O. S. 158: „Zweiturmfassaden sind in Westfalen selten. Corvey; Höxter, St. Kilian; Paderborn, Abdinghof, cluniacensisch; Kappel, Prämonstratenserinnen; — Dortmund, St. Marien; Metelen, Frauenstiftskirche". Zu ergänzen: Marienmünster, Benediktinerkloster, Kreis Höxter, abgerissen; Obernkirchen, Stiftskirche; nach Witte: „Der St. Patroklidom zu Soest" Münster 1905 soll auch St. Patroklius in Soest ursprünglich zwei Türme gehabt haben.

237 vgl. Handb. Bd. I, 1924, S. 123 über Gangloffsömmern: „Zwei O.türme, die sich in derselben Weise, wie es an den W.türmen Niedersachsens gewöhnlich ist, aus querhausartigem Unterbau erheben und eine Galerie mit Satteldach zwischen sich haben". Vgl. übrigens dazu die Busdorfkirche in Paderborn.

238 vgl. etwa Nienburg a.d. Saale nach der Rekonstruktion von K. Jäger Diss. Hannover 1923) in seinem Zustand 1050—1060. vgl. dazu auch Grote: Das Land Anhalt, S. 36.

239 vgl. Dehio, Handbuch, Bd. V, 1928, und H. Kunze, a.a.O. S. 423. — Grundriß bei Hase, Bd. II, Blatt 58, ferner Inventar Halberstadt, S. 312 und Fig. 108.

eckig und beinahe quadratisch, der Mittelraum gestreckt querrechteckig. Die Gesamtumrißform dieses W.riegels ist sehr gestreckt. Diese Streckung, insbesondere die querrechteckige Streckung der Eckräume ist charakteristisch für alle frühen Beispiele. Wie ich im Laufe der Untersuchung nachzuweisen versuche, entwickelt sich der Grundriß der Eckräume der eigentlichen Turmräume, aus einem querrechteckigen zu einem quadratischen Grundriß und dann weiter zu einem längsrechteckigen Grundriß.

Die allgemeine Streckung des W.riegels in seinem frühen Stadium wird besonders bei dem zweiten frühen nachweisbaren Beispiel deutlich, bei dem W.werk des Domes zu Merseburg. Die Grundsteinlegung erfolgte 1015 durch Bischof Thietmar[240]. Das Grundmauerwerk der quadratischen W.türme wird noch als zum ersten Bau gehörig angesehen. Zwischen den Flankentürmen befand sich im Erdgeschoß wahrscheinlich das Sanktuarium St. Johannis Baptistae (also eine Taufkapelle) und darüber die Kaiserempore. Der Grundriß der Flankentürme war quadratisch. Die Gesamtproportion dieses W.riegels wäre aber sehr gestreckt gewesen.

Es wäre möglich, daß auch der untere Teil des W.werkes der Kollegiatsstiftskirche St. Sebastian in Magdeburg[241] noch auf die ursprüngliche Anlage von 1012—1023, die 1188 durch Brand zerstört wurde, zurückgeht. Es wäre dann ein weiteres Beispiel für die frühe Verbreitung des W.riegeltyps in Sachsen. Die Anlage wäre portallos gewesen.

Das zeitlich wohl nächstfolgende Beispiel eines W.riegeltyps wäre St. Moritz in Hildesheim, eine Stiftskirche, die, eine der wenigen Säulenbasiliken in Sachsen, vom Bischof Hezilo mit Hilfe des Domprobstes Benno (aus Schwaben, dem nachmaligen Bischof von Osnabrück) in den Jahren 1059—1068 erbaut wurde[242]. Der Grundriß des W.riegels ist gestreckt, auch die Eckräume zeigen einen leicht querrechteckigen Grundriß. Im Erdgeschoß des Mittelraumes befindet sich das Grab des Bischofs Hezilo, der 1079 hier bestattet wurde. Darüber befindet sich die Empore. Der untere Raum ist gleichhoch wie die Seitenschiffe und vom Mittelschiff durch zwei Säulen getrennt, die die gleiche Größe und Ausbildung wie

---

240 vgl. dazu F. Poser, Die W.türme des Domes zu Merseburg, S. 7, S. 12 ff., S. 85 ff. 1919 — ferner Zeller: Die Kirchenb. Heinr. S. 10/11. Grundriß im Inventar 1882, S. 96.

241 vgl. Ztschr. f. christl. Arch. u. Kunst, Bd. I, 1856, S. 250, Taf. 16.

242 Zeller, Hildesheim, S. 56 ff., Grundrißtaf. 45, Hase, a.O. Bd. I, S. 109 und Taf. 25. Dehio Handb. S. 209.

die Säulen des Mittelschiffes erhalten haben. Nach außen hin hebt sich der W.riegel wohl deutlich gegen das Langhaus ab, jedoch sind die Türme nicht hochgeführt sondern bleiben an Höhe sogar neben dem Zwischenbau zurück. Das Beispiel von St. Moritz gewinnt dadurch besondere Bedeutung, daß es heute noch völlig erhalten ist. Es ist möglich, daß Anregungen zu seiner Ausbildung vom W.werk des Hildesheimer Domes ausgegangen sind. Dieses, das in seiner Form, die es durch Bischof Godehard[243] 1035 erhalten hatte, von Bischof Hezilo 1061 wieder zum W.werk erhoben wurde (nachdem Bischof Azelin 1044—1054 es bei seinem Dombau als O.turmanlage behandelt hatte), hatte die für den W.riegel typische Gleichschaltung dreier gegen das Langhaus abgesonderter Räume zumindest in den zwei oberen Geschossen rein ausgebildet, während das Erdgeschoß durch eine nach W. sich öffnende Portalnische einen etwas anderen Charakter erhalten hatte. Die Eckräume sind bis in das dritte Geschoß völlig von Wendeltreppen eingenommen und haben so eine neue Aufgabe erhalten, die bei späteren W.riegeln wieder anzutreffen ist. Im Grundriß sind diese Eckräume quadratisch.

In der Nachfolge des Hildesheimer Dombaues (W.werk von 1035) steht die Pfarrkirche St. Andreas in Hildesheim[244]. Baudaten sind nicht vorhanden. Lediglich wird gelegentlich der Beisetzung des Bischof Godehard († 1038) erwähnt, daß er einen Tag in St. Andreas aufgebahrt gewesen sei. Es könnte sein, daß das W.werk von St. Andreas, das ja noch in der Nachfolge des von Bischof Godehard errichteten W.werk des Domes steht, noch in die erste Hälfte des 11ten Jahrh. datiert. Panofsky datiert es in das frühe 12te Jahr. und Dehio, der in der zwischen den Türmen liegenden Vorhalle und der über ihr liegenden Empore Hirsauer Einflüsse erblicken will, datiert sie nach dem Detail in die Mitte des 12ten Jahrh. Ich vermute in diesem W.werk Umbauten, die diese Zugehörigkeit zu zwei Jahrhunderten erklären, konnte dies aber noch nicht am Bau selbst überprüfen. Gegenüber Dehio, dessen Datierung doch wohl zu vage ist, möchte ich eine noch dem 11ten Jahrh. angehörende Grundanlage vermuten, und eine Abhängigkeit von Hirsau ablehnen. Für keinen der typischen der Hirsauer Bauten ist die Öffnung einer Vorhalle nach W. durch eine offene Reihe von drei Arkaden und nach O. nur durch ein schmales Portal überliefert.

[243] vgl. Effmann-Fuchs, Der Dom zu Hildesheim, 1933, S. 36 ff.
[244] vgl. Zeller, Hildesheim, Taf. 19, Text S. 36 — Ritter, Dom zu Minden, Anm. 83. Panofsky, W.werk des Doms zu Minden, ferner Dehio, Handb. 1928, S. 211.

Wohl werteten die Hirsauer Bauten die Vorhalle als Durchgangshalle, doch prägten sie sie nicht so als wesentlich nach außen geöffnete Vorhalle eines Portals. Diese Prägung entstammt vielmehr der dafür typischen Anlage des W.werks des Hildesheimer Doms. Im Grundriß aller Stockwerke ist die Dreiteiligkeit eines W.riegels klar durchgeführt, ein querrechteckiger Mittelraum war zwischen zwei quadratische Turmräume zwischengeschaltet. Auch eine zum Langhaus hin geöffnete Empore war vorhanden. Die Flankentürme waren ehemals wahrscheinlich noch höher hochgeführt. An die Vorhalle des W.riegels schloß sich ehemals wohl noch eine atriumähnliche Vorhalle nach W. hin an.

Anzuschließen wäre hier das W.werk das Domes zu Minden[245], das von Ritter in seiner Gesamtanlage in nahe Beziehung zum ungefähr gleichzeitigen W.werk des Domes zu Hildesheim gesetzt wird. Die von Ritter neuerdings rekonstruierte Ausgestaltung des W.werkes 1062—1071 durch Bischof Eilbert erscheint als deutliche Ausprägung eines W.riegels. Wie in U. L. Frauen in Halberstadt, dem Dom zu Merseburg und dem Dom zu Hildesheim würde wohl mit einem W.portal zu rechnen sein. Die Eckräume zeigen quadratischen Grundriß. Im Gegensatz zum W.werk des Hildesheimer Domes würde hier wohl nur der S.turm eine Wendeltreppe aufgenommen haben. Über die Ausgestaltung im einzelnen ist wohl nichts Genaueres mehr zu sagen[246]. Es wäre der erste Nachweis für die Ausbildung eines W.riegeltyps in westfälischem Bereich.

Als ein frühes Beispiel, an dem der Hirsauer Einfluß noch nicht sichtbar wird, hat die Benediktinerklosterkirche Abdinghof in Paderborn zu gelten, die nach Brand 1058 unter Bischof Poppo (1078—1083) neu errichtet wurde[247]. Die Eckräume ihres W.riegels sind quadratisch und scheinen zum Mittelraum hin geöffnet gewesen zu sein. Dieser W.riegel hat die Eigenart ausgebildet, daß der Zugang zu den oberen Geschossen durch eine Wendeltreppe aus den Eckräumen verlegt wurde und zwar nach außen in einem kleinen Treppenturmanbau. Hierin könnte dieser W.riegel oberrheinischen Vorbildern (Limburg a.d.H.) gefolgt sein. Aus der Tatsache, daß der W.bau von geringerer Breite als das Langhaus sei, glaubt Dehio schließen zu müssen, daß der W.bau noch einer frühe-

245 vgl. Ritter, Der Dom zu Minden, Taf. 2, Text S. 38 ff.
246 Höchstens, daß sie 3geschossig gewesen ist.
247 Grundriß im Inventar Paderborn S. 105, vgl. Dehio Handb. 1928 Bd. V, S. 413: „Das breitbrüstige Raumbild bezeichnend für die altniedersächs. Art vor dem Eindringen der Hirsauer Schule.

ren kleineren Anlage im Grundriß angehöre, etwa noch der Zeit Bischofs Meinwerks, also 1009—1036. In diesem Falle würde diesem Beispiel eines frühen W.riegels noch eine größere Bedeutung zukommen, da es dann für Westfalen das erste belegbare Beispiel und auch für Sachsen eines der frühesten Beispiele sein würde. Ohne genauere Nachforschungen am Ort kann aber dieses höhere Alter des W.teils nicht nachgewiesen werden. Allein die Tatsache der verschiedenen Breite von W.riegel und Langhaus scheint mir nicht genügend ausschlaggebend, um eine Trennung der Bauperioden vorzunehmen. Wie es später zahlreiche W.riegel gibt, die breiter als das Langhaus sind, könnte auch die Ausbildung eines W.riegels schmaler als das Langhaus als möglich angenommen werden, obwohl diese Verhältnisform nicht die von mir als wesentlich hingestellte Funktion eines W.riegels: die Seitenschiffe zu umklammern und die Dreiteilung des Langhauses zu wiederholen, erfüllen würde. Das Beispiel der Abdinghofkirche in Paderborn steht in der Tat ganz vereinzelt da.

Wohl bereits in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrh. setzt dann schon der Einfluß der Hirsauischen Reformbewegung in der sächsischen Bauschule ein. Durch sie erhält die Idee der doppeltürmigen W.fassade einen neuen Aufstieg. Bei der älteren St. Aureliuskirche in Hirsau[248], die 1059—1071 errichtet wurde, ist wie Mettler und Kunze nachgewiesen haben, die Doppeltürmigkeit der Fassade von linksrheinischen (fränkisch) Vorbildern entlehnt. Auch die Idee der Empore ist von dort übernommen. Gegenüber den linksrheinischen Vorbildern wie Limburg a.d.H[249] ist der Mittelraum bei St. Aurelius in Hirsau von auffallend geringer Breite gegenüber den Eckräumen. Auch sind alle drei Räume längsrechteckig. Die Wendeltreppe zur Empore befand sich wohl im S.turm, der N.turm bot hingegen Platz für einen Erdgeschoßraum.

Bei dem eigentlichen Schulbau der Hirsauer Bauschule, bei der Kirche St. Peter und Paul in Hirsau, die 1082—1091 erbaut wurde, ist die Ausbildung einer doppeltürmigen W.fassade auf die Vorkirche beschränkt[250]. Der Entwurf dieser Kirche ist von burgundischen (Cluny) Einflüssen getragen. Die Ausbildung der W.türme ist nur noch im Grundriß überliefert, wie ihr Aufriß beschaffen ge-

---

248 vgl. Frankl, Handb. S. 95, Abb. 130, ferner A. Mettler, Zum Ursprung der doppeltürmigen W.fassade der mittelalterl. Basilika, (Ztschr. f. d. Gesch. d. Arch. Jahrg. VI, 1913) u. Kunze, a.O. S. 389 ff., Abb. 1.

249 vgl. Mettler, a.a.O. S. 145, Abb. 1 und Frankel, Handb. Abb. 102.

250 vgl. Frankl, Handb. Abb. 131 u. Kunze a.O. Abb. 2, Text, S. 389 ff.

wesen ist, ließe sich höchstens aus späteren Schulbeispielen rekonstruieren (z. B. Paulinzelle 1112). Doch steht hier nicht die Rekonstruktion der Hirsauer Peter-Paulskirche in Frage, sondern die historische Reihung noch erhaltener Beispiele des W.riegeltyps. Der Grundriß zeigt eine außergewöhnliche Streckung. Die Eckräume sind jedoch quadratisch gehalten gewesen.

Es ließe sich denken, daß bei der Neuaufnahme eines zweitürmigen dreiteiligen W.werks bei den Bauten der Hirsauer Kongregation auch neben oberrheinischen Bauten ein Grundriß, wie er uns in der Benediktinerkirche zu Susteren (südl. von Roermond) erhalten ist, maßgeblich gewesen wäre, der ja allgemein noch dem 11ten Jahrh. zugeschrieben wird[251]. Flankentürme mit quadratischen Innenräumen rahmen einen querrechteckigen Mittelraum.

Ein zeitlich nicht ganz fest einzuordnendes Beispiel einer z. T. in der Nachfolge der Hirsauer Bauschule stehenden Anlage, die auch einen W.riegel ausbildet, ist die Benediktinerklosterkirche zu Ilsenburg i. Harz[252]. Ihr Erbauer soll Bischof Burchard II. von Halberstadt sein und die Bauzeit 1078—1087. Hase gibt eine Weihenachricht für das Jahr 1077[253]. Dehio hält die Hirsauer Anlage (nachweisbar in Fundamenten der Nebenapsiden etc.) für unvereinbar mit dieser frühen Datierung und verweist den Bau in das 12te Jahrh. (Baunachrichten für die anschließenden Klosterbaulichkeiten sind[254] für die Jahre 1140— 1161, Refektorium und 1161— 1171 Kapitelsaal, überliefert). Die Ornamentik des Langhauses jedoch würde für die Spätzeit des 11ten Jahrh. sprechen[255]. Gaul datiert den Langhausbau in die Jahre 1078—1087 und läßt die dem Hirsauer Schema folgenden O.teile etwa 1105—1125 erbaut sein. Sollte sich trotz Dehios Bedenken diese Anlage doch für die Jahre 1078—1087 in Anspruch nehmen lassen, (was an Hand der dürftigen Beschreibungen und ohne Ortsbesichtigung nicht endgültig möglich ist), so wäre diese Anlage das früheste Beispiel Hirsauischen Einflusses in Sachsen und einer von Hirsau her bedingten W.riegelausbildung. Dieser W.riegel hat in der Grundrißproportion überdies die größte Verwandtschaft mit dem ältesten Hirsauer Bau St. Aurelius[256]. Die

[251] vgl. Grundriß bei Vermeulen, Handboek, S. 183 nach v. Fisenne, u. bei Dehio, Abendland, Taf. 47 nach Cuypers.
[252] vgl. Zeller, Frührom. Baut. nördl. d. Harz. Taf. 30, Fig. 3 — Hase, a.O. Bd. I, Bl. 35, Grundriß Bl. 36/37. — Dehio, Handb. 1928, S. 229 u. Gaul, Die roman. Baukunst etc. in Sachsen 1932, S. 32/33.
[253] Hase, a.O. S. 151.
[254] Hase, ebd. S. 151.
[255] vgl. Hase, a.O. Bd. I, Blatt 37, Fig. 12 im Gegensatz z. Übrigen.
[256] vgl. Grundriß bei Frankl, S. 95, Fig. 13.

Umrißproportion der Flankentürme ist bei beiden Bauten eigentümlicherweise längsrechteckig und ebenso ist der Grundriß des Zwischenraumes zwischen den Türmen längsrechteckig. Der S.turm nimmt in beiden Fällen eine runde Wendeltreppe auf. Wahrscheinlich befand sich auch im nicht erhaltenen N.turm in Ilsenburg eine Wendeltreppe, wie der runde Segmentansatz vermuten läßt. Die Ausbildung des N.turmes in St. Aurelius in Hirsau ist nicht ganz sicher zu rekonstruieren. Ein großer Rundbogen in der W.-fassade deutet in Ilsenburg auf die ehemalige Existenz einer W.-vorhalle. Bei beiden Anlagen ist ein W.portal anzunehmen, das die liturgische Forderung einer Prozessionskirche erfüllte.

Als der erste, sicher datierbare und noch erhaltene Bau aus dem letzten Viertel des 11ten Jahrh., in dessen Grundrißbildung sichtbar der Einfluß Hirsaus nachzuweisen ist, muß die St. Servatiusstiftskirche zu Quedlinburg gelten. 1070—1129 wurde der Bau errichtet. Frankl setzt den Beginn des Baues schon 1070 an, Gaul erst um 1090[257]. Von ihrem W.riegel, einem ganz reinen und vorbildlichen Vertreter dieses Typs, ist nur noch der N.turm und das Zwischenwerk erhalten, doch kann der Gesamtgrundriß der zweitürmigen Fassade rekonstruiert werden. Die Eckräume waren quadratisch, im N.turm befindet sich die Treppe. Der Raum unter der Empore im Erdgeschoß ist sehr schmal querrechteckig und durch zwei quadratische Gewölbe unterteilt. Zum Langhaus ist er durch vier Bögen über einem Mittelpfeiler und zwei unterteilenden Säulen geöffnet. So wurde das Mittelschiff nach W. durch gleich hohe Arkaden wie gegen die Seitenschiffe hin abgeschlossen. Ein Portal im W. ist nicht anzunehmen. Die beiden Flankentürme erhoben sich selbständig über dem Zwischenbau.

An dieser Stelle etwa wäre der beim Dom zu Osnabrück (nach meiner Rekonstruktion) ausgebildete W.riegel einzugliedern. Das ihm zeitlich sehr nahestehende Beispiel der Stiftskirche zu Quedlinburg darf wohl als sein unmittelbares Vorbild gelten, zeigte sich doch schon bei einem Vergleich der Ornamentik bei den Kirchen eine sehr bestimmt vermutbare Abhängigkeit Osnabrücks von Quedlinburg. Der Grundriß des Osnabrücker W.riegels bringt eine geistreiche Variierung oder Komplizierung des W.riegelgrundrisses, zu dem Analoga weder vorher noch nachher zu finden sind. Durch die segmentartig in der W.fassade vorspringenden

257 Grundriß bei Frankl. S. 97, Text, S. 96 — bei Kutschmann, Serie 1, Taf. 1 u. 2, Text S. 21 ff. — Hase, Bd. II, Blatt 49, Text S. 193 ff.

Treppentürmchen wird die gerade Flucht der W.fassade durchbrochen und der Grundriß bereichert. Auch innerhalb des Aufrisses der W.fassade bedeuten die Treppenturmsegmente eine Akzentuierung, die man ebenso gut als Gliederung wie auch als Verunklärung betrachten kann. Durch die Verlegung der Treppen aus den Eckräumen in die kreisförmigen Treppentürmchen werden die Eckräume als Freiräume gewonnen, die zur Anlage von Kapellen benutzt werden können. Diese in Osnabrück einmalig ausgebildete Grundrißform des W.riegels bedeutet eigentlich eine Durchdringung zweier W.werktypen, nämlich der des W.riegels mit dem Typ eines von zwei runden Treppentürmchen flankierten W.werks. Letzterer Typ, den wir etwa in Gernrode, Freckenhorst, Neuenheerse, Maastricht, St. Liebfrauen, Magdeburg, St. Liebfrauen, Möllenbeck a.d.W. etc. (allerdings in verschiedenartigster Form) ausgebildet haben, ist hier in Osnabrück fast völlig von der Grundform des W.riegels aufgesogen worden. Sichtbar sind nur noch die Segmente der Treppentürmchen in der W.fassade. Als eine in etwa verwandte Vorform könnte der Grundriß der St. Salvatorkirche in Frankfurt a.M. angesehen werden[258], deren 852 geweihtes und in den Fundamenten wieder ausgegrabenes W.werk einen Grundriß zeigt, der die sonst (bei Limburg a.d.H. z. B.) außerhalb der Flankentürme angebrachten runden Treppentürmchen in den Zwischenraum zwischen den beiden (leicht längsrechteckigen) Flankentürmen verlegt zeigt. — Auf eine mit Osnabrück in etwa verwandte spätere Form einer Grundrißlösung sei bei der ca. 1137—1172 erbauten Augustinerklosterkirche zu Fredelsloh hingewiesen[259], deren Grundriß ein einzelnes rundes Treppentürmchen in der Mitte der W.fassade in einem Halbkreissegment vortreten läßt, im übrigen aber dem Schema eines regelrechten W.riegels folgt. — Die Proportionierung des Grundrisses ist in Osnabrück ungefähr dieselbe wie in Quedlinburg. Die Eckräume sind quadratisch, der Mittelraum sehr gestreckt längsrechteckig, mehr als ein Doppelquadrat. Die Haupttreppe ist wie in Quedlinburg im N.turm. Wie auch in Quedlinburg führt die Zugangstür zur Treppe im N.turm vom N.seitenschiff aus und zwar in einiger Höhe über dem Fußboden des Langhauses, so daß man einen kurzen Treppenzugang bereits im letzten Joch des Seitenschiffes annehmen muß. Wie der Abschluß des unter der Empore gelegenen Raumes gegen das Mittelschiff ausgebildet gewesen ist, läßt sich ohne Grabungen nicht rekonstruieren.

[258] Grundriß bei Mettler, Ztschr. f. Gesch. d. Archit. 1013, Jahrg. 6, S. 149.
[259] vgl. Hase, a.O. Bd. I, Bl. 8.

Vermutungsweise darf man sagen, daß zwei Bögen etwa von der gleichen Breite wie die erhaltene Arkade zum N.seitenschiff auf einem Mittelpfeiler den Abschluß des Mittelschiffes zum Emporenunterraum hin gebildet haben. Eine Mittelsäule darf wohl nicht rekonstruiert werden, da nach meiner Rekonstruktion der ganze Dom des 12ten Jahrh. eine Pfeilerbasilika gewesen sein muß. (Ausgrabungen könnten an dieser Stelle wahrscheinlich noch den ehemaligen Zustand erkennen lassen). Ob der Osnabrücker W.riegel ein Portal besaß oder nicht, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Der Typ eines gestreckten W.riegels, wie wir ihn in der Quedlinburger Stiftskirche ausgebildet fanden, findet nun im ersten Drittel des 12ten Jahrh. in Sachsen eine außergewöhnlich starke Verbreitung. Typisch für seine Grundrißproportion ist die quadratische Ausbildung der Eckräume und die querrechteckige Streckung des Zwischenraumes, die die Aufteilung des Langhauses im Mittelschiff und im Seitenschiff und ihre breiten, geräumigen und ruhigen Proportionen wiederholen. Im weiteren Verlauf des 12ten Jahrh. setzt dann ein morphologischer Wandel des W.riegeltyps ein, der die Grundrißproportionen wesentlich verändert und gemäß der engeren und schmaleren Ausgestaltung der Schiffe auch einen gedrungeneren Grundriß des W.riegels mit längsrechteckigen Eckräumen und z. T. sogar quadratischem oder längsrechteckigem Mittelraum erstrebt. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß im allgemeinen W.riegel in stark längsgestreckter Proportion und mit quadratischen Eckräumen noch in das erste Drittel des 12ten Jahrh. zu datieren sind. Dadurch erfahren Dehios oft noch vage Datierungen mancher Bauten ganz allgemein ins 12te Jahrh. oder auch in die zweite Hälfte des 12ten Jahrh. z. T. eine Präzisierung und auch eine Richtigstellung. (Hingegen gibt es W.riegel mit längsrechteckig gestrecktem Eckraum und Mittelraum bereits vereinzelt am Ende des 12ten Jahrh., so z. B. in St. Aurelius in Hirsau und in Ilsenburg). Ganz zwanglos ergibt sich so eine bisher noch unbeachtet gebliebene entwicklungsmäßige Gliederung dieser W.riegel lediglich aus ihrer Grundrißbildung. Die Zugehörigkeit zu diesem Typ ermöglicht ihrerseits dann wieder Rückschlüsse auf die zeitliche und einflußmäßige Einordnung der übrigen Bauteile der einzelnen Anlagen.

Im Folgenden seien nun die erhaltenen Beispiele von W.riegelbauten des Quedlinburger Typs in Sachsen im ersten Drittel des 12ten Jahrh. nur kurz und ohne Einzelbetrachtung zusammengefaßt. Lediglich ihre Datierung sei im einzelnen sichergestellt und nach-

weisbare sonstige Einflüsse flüchtig gestreift. Über die spezielle Ausbildung des W.riegels bei den einzelnen Beispielen sei nur zum Abschluß einiges (über W.portal, Zugang zum Langhaus, Einordnung von Treppen etc.) zusammengefaßt.

Der Grundriß des ehemaligen W.abschlusses der Benediktinerklosterkirche Gröningen, Kr. Oschersleben, ist wohl nicht sicher zu rekonstruieren[260]. Das Langhaus, das von Dehio in das Ende des 11ten Jahrh. und von Gaul in die Jahre 1080 bis 1100 datiert wird, hatte an der W.seite, wie Dehio annimmt, keine Türme. Nach den Grundrißzeichnungen Ostendorfs und des Inventarbandes wäre im ehemaligen rekonstruierten Grundriß doch eine Art W.-riegel ausgebildet gewesen.

Die Stiftskirche zu Fritzlar bildet einen Quedlinburg sehr verwandten Grundriß aus[261]. Die vier unteren Turmgeschosse gehören nach Dehio noch dem Grundriß einer um 1100 errichteten Basilika an.

Die Peterskirche des Benediktinerklosters auf dem Petersberge bei Erfurt hat, in stärkster Abhängigkeit von Hirsau, zwischen zwei (nicht hochgeführten) W.türmen eine Vorhalle ausgebildet[262]. Die Anlage entstammt den Jahren 1103—1147. Der W.-riegel ist etwas breiter als die Langhausbreite. Das trifft auch für eine Reihe übriger Beispiele des W.riegeltyps bei Bauten der Benediktinerkongregation zu. (vgl. Susteren, Ilsenburg, Breitenau). Jedoch wird sie hier besonders augenscheinlich.

Die Kirche des Benediktinerklosters Breitenau (Rbz. Kassel, Kr. Melsungen) gehört zu den Bauten der Hirsauer Schule. Sie wurde 1113—1119 begonnen[263]. 1142 war sie vollendet. Der vor die Pfeilerbasilika gelegte W.riegel hat zwischen den beiden quadratischen Türmen eine (mit zwei Pfeilern zum Langhaus sich öffnende) Vorhalle und darüber eine Empore. Die Türme sind, wie so oft, nicht hochgeführt.

Ganz verwandt der Anlage von Kloster Breitenau war das 1114 gegründete Benediktinerkloster Bosau ausgebildet[264].

---

260 vgl. Ostendorff, a.O. Abb. 117, Gaul, a.O. S. 18, Dehio, Handb. S. 155, Invent. Oschersleben, S. 95 ff.

261 Invent. Kassel, Bd. II, 1909 Taf. 23/24, Grundr., Taf. 27, 28 Abb. — Dehio, Handb. Bd. I, 1924, S. 117.

262 Invent. Erfurt, S. 386, Nr. 64. — Dehio, Handb. Bd. I, 1924, S. 294 ff.

263 Grundr. bei Hase, Bd. I, Taf. 27—29, Text S. 117. — Zur Datierung vgl. Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst, S. 109, ferner Handb. Bd. I, 1924, S. 54.

264 vgl. Inventar, Kr. Zeitz, S. 20 ff. — Dehio, Handb.

In dieselbe Zeit gehört das Augustinerkloster Riechenberg, Kr. Goslar, das in den Jahren 1117 bis 1122 erbaut wurde[265]. Als Säulenbasilika ist die Kirche abhängig von Hamersleben (1112), das seinerseits wieder von Paulinzelle (1105—1119) abhängig ist. Sein W.riegel aber hat eine von Hamersleben und Paulinzelle unabhängige Ausbildung erfahren. Von den W.türmen ist nur noch der Unterbau erhalten.

In der Benediktinerklosterkirche Marienmünster Kr. Höxter[266], 1128 erbaut, scheint die ältere Idee des W.riegels bereits in die Idee eines dem Langhaus einbezogenen W.chors umgeformt. Dieses Beispiel gehört nicht mehr in die eigentliche Reihe der W.riegel, so sehr auch sonst noch bei der Stellung der quadratischen Ecktürme die Urform des W.riegels erkennbar bleibt.

In die Jahre 1129—1149 datiert der Bau der Kirche des Klosters in Groß-Ammensleben, Kr. Wolmirstedt, das 1120 als Augustinerstift gegründet war und 1129 zum Benediktinerkloster umgeformt wurde[267]. Nach Kunze sollen die W.türme durch eine Baunaht vom Langhaus getrennt sein und eine spätere Zutat sein. Vielleicht können sie aber auch früher als das Langhaus sein. Die Türme des W.riegels sind unvollendet.

Ein der Quedlinburger Stiftskirche besonders nahestehendes Beispiel eines W.riegels ist an der Benediktinerklosterkirche zu Königslutter ausgebildet[268]. Die Grundsteinlegung erfolgte 1135 dur Kaiser Lothar, der bereits 1137 im Langhaus beigesetzt wurde. Also darf das W.werk wohl in die Jahre 1135—1137 datiert werden, da die O.teile erst in den Jahren 1150—1170 vollendet wurden, der Bauvorgang also von W. nach O. seinen Fortgang nahm.

Abhängig von der Ornamentik Königslutters ist die Stiftskirche zu Frose (Anhalt, Kr. Ballenstedt), die in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk des ausgehenden 12ten Jahrh. ist[269]. Grote sagt[270]: „Wie weit bei der W.seite ältere Fundamente benutzt worden sind, ist nicht festzustellen". Er deutet an, daß das Querschiff noch wohl aus der Gründungszeit stamme (959—961). Zeller datiert die Kirche vage

---

265 vgl. Hase, a.O. Bd. I, Bl. 15; Zeller, Frührom. Baut. nördl. d. Harzes, Taf. 1, Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 431 u. Dehio, Bauk. d. Abendl.

266 vgl. Invent. Höxter, S. 165, Dehio, Handb. Bd. V.

267 vgl. Kunze, a.O. S. 420—23 und Abb. 11; Invent. Kr. Wolmirstedt, S. 10, Fig. 1; Dehio, Handb. Bd. V, 1928 S. 22.

268 vgl. Hase, Bd. I, Bl. 9, Kunze, a.O. S. 421, Abb. 12, Text, S. 422, Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 292.

269 Zeller, Kirchenb. Heinr. S. 63, Abb. 58, ferner Grote: Das Land Anhalt, S. 11, Abb. 7, Text S. 20, ferner Dehio Handb. Bd. V, 1928 S. 132.

ins 11te bis 12te Jahrh. Es wäre zu erwägen, ob bei der Formung des W.riegels mit seinen quadratischen Eckräumen nicht ein älterer Grundriß berücksichtigt worden ist oder ob die Ausbildung des W.-riegels nicht überhaupt bereits in die erste Hälfte des 12ten Jahrh. zu verlegen ist. 1138 wurde die Kirche zerstört und soll erst in den späteren Jahrzehnten des 12ten Jahrh. wieder hergestellt sein[271]. Der Grundriß des W.riegels ähnelt sehr dem 1123 entstandenen W.riegel der Stiftskirche zu Ballenstedt.

Die Stiftskirche zu Ballenstedt, von der nur noch W.bau und Krypta in Teilen erhalten sind, ist wohl im Jahre 1123 entstanden, als die ehemalige Probstei in eine Benediktinerabtei der reformierten Hirsauischen Kongregation umgeformt wurde. Die Ausgestaltung der Chorapsiden zeigt deutlich hirsauische Einflüsse[272]. Dehio datiert fälschlich diesen Bau in die zweite Hälfte des 12ten Jahrh. Schon die Form des W.riegels spricht für eine frühere Entstehungszeit. Die nunmehr bekanntgewordene Jahreszahl 1123, in der die Abtei reformiert wurde, gibt die entsprechende Bestätigung. Die Würfelkapitelle (eines erhalten) ähneln denen zu Frose. Das läßt vermuten, daß Frose teilweise gleichfalls noch der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. angehört. Königslutter, Frose und Ballenstedt hängen eng zusammen. Wenn Königslutter (1135) auch im Grundriß maßgeblich für die beiden kleineren Bauten gewesen sein sollte, so würde das für Ballenstedt überlieferte Jahr 1123 der Reformierung des Klosters in seiner Auswirkung auf einen Bauvorgang in etwa an das Königslutterer Gründungsdatum 1135 hinaufzurücken sein. Doch ist eine Vorbildlichkeit Königslutters im Grundriß nicht unbedingt anzunehmen.

Über diese erwähnten Beispiele von W.riegeln in der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. sind noch einige zusammenfassende Bemerkungen zu machen. Bei den drei letzten Beispielen, (Königslutter, Frose, Ballenstedt) wird der nördl. Turmraum von einer Wendeltreppe eingenommen. Der südl. Turmraum bleibt frei für eine Kapelle. Die gleiche Aufteilung haben wir ja auch beim Dom zu Osnabrück. In Breitenau und Frose ist der Raum unter der Empore durch zwei längsrechteckige Gewölbe unterteilt. — Groß-Ammensleben, Frose, Ballenstedt, Riechenberg (vielleicht auch Königslutter) scheinen — nach den vorhandenen Grundrissen zu urteilen — im

270 Grote, a.O. S. 20.
271 Zeller, Kirchenb. Heinr. S. 62.
272 vgl. Grote, a.O. S. 35, Text S. 27, ferner Kunze a.O. S. 420; Ztschr. f. Bauwesen 1889. Dehio, Handb. Bd. V. 1928. S. 32.

W. ohne Portal gewesen zu sein. Da alle fünf der Hirsauer Tradition folgen, wäre die Feststellung dieser Gemeinsamkeit von Bedeutung. Der Raum zwischen den W.türmen diente nicht mehr als Durchgangsraum für liturgische Prozessionen und nicht als Vorraum, sondern war zum Langhaus einbezogen. Dies kommt am klarsten in Riechenberg zum Ausdruck, wo unter Wegfall der Empore der ganze Zwischenraum zwischen den Flankentürmen (von einer Tonne überdeckt) dem Hochschiff des Langhauses einbezogen war. — Die Mittelräume der W.riegel von Breitenau, Fritzlar und Ballenstedt sind vom Langhaus durch je zwei Pfeiler getrennt.

Wie sehr die Lage des W.riegels maßgeblich war im ersten Drittel des 12ten Jahrh. in Sachsen, beweist der Umbau einer halbrunden W.apsis in der Benediktinerklosterkirche zu Huysburg, Kr. Oschersleben in einen W.riegel. (?)[273]. Dieser Umbau muß in den Jahren 1107—1121 vorgenommen sein.

Im Verlauf des zweiten und dritten Drittels des 12ten Jahrh. geht in der Proportionierung der W.riegel bei den sächsischen Bauten eine Veränderung vor sich, die durchgängig bei allen Beispielen dieser Zeit zu verfolgen ist. Die Gesamtproportion des W.riegels wird gedrungener und bekommt manchmal festungsartigen Charakter. Das Aussehen dieser weniger breiten W.riegel nähert sich im Eindruck fast den breiten, niedersächsischen, eintürmigen W.werken. Besonders bei diesen in ihrer Gesamtheit kleinen Klosterbauten, deren Mittelschiffe und Seitenschiffe enger und schmaler werden, ist diese Schrumpfung des W.riegels charakteristisch zu beobachten. Die Bautätigkeit an den Großbauten läßt in Sachsen ziemlich nach, da alle größeren Baubedürfnisse weitgehend befriedigt waren. Dagegen fallen zahlreiche kleinere Klostergründungen in dieser Zeit auf.

Ganz allgemein aber geht in der Proportionierung der einzelnen Räume des W.riegels ein Wandel vor sich. Die Eckräume werden längsrechteckig gestreckt und der Mittelraum wird weniger breit ausgestaltet. Bei einigen Bauten ist sogar auch der Mittelraum in längsrechteckiger Streckung ausgebildet.

Einer der frühesten dieser kleineren Klosterbauten des 12ten Jahrh. scheint das Nonnenkloster Fischbeck (Kr. Grafschaft Schaumburg) zu sein, dessen Ornamentik noch in die erste Hälfte des 12ten Jahrh. verweist[274]. Gegründet wurde es 1099. Ein Brand

---

[273] vgl. Zeller, Frühroman. Bauten nördl. d. Harzes, Taf. 12.
[274] Hase, Bd. III, Bl. 137—139, Invent. Text S. 43, Taf. 47 etc.; Dehio, Handb. Bd. V, 1923, S. 126.

von 1234 hat wohl kaum etwas zerstört. In den Räumen des W.riegels sind spätromanische Gewölbe eingezogen. Der W.riegel scheint durch eine Baunaht vom Langhaus getrennt. Dieser W.riegel hat die drei Raumteile fast in einen Raum zusammengezogen und den Zugang zum Mittelschiff verengert, so daß die Grundform des W.-riegels verwischt wird und fast ein einheitliches W.werk entstanden ist. Über dem Mittelraum befindet sich aber auch hier noch die Empore.

Der einzige Großbau aus dieser Zeit, an dem die Proportionänderungen des W.riegels auch zu beobachten sind, ist der Dom zu Braunschweig. Er ist im wesentlichen durch Heinrich den Löwen in den Jahren 1173—1195 in einem Zuge erbaut worden[275]. Der Gesamtumriß hat die Streckung zwar noch beibehalten, auch der Mittelraum ist noch gestreckt querrechteckig, jedoch die Eckräume zeigen die für diese Zeit übliche längsrechteckige Streckung. Die Wendeltreppe befindet sich, wie zumeist, im N.turm. Über die W.fassade äußert sich Dehio: „Die W.fassade hat nicht mehr die traditionell niedersächsische hohe Rechteckform, sie läßt schon in Höhe der Seitenschiffe die Türme ins Achteck übergehen. Beibehalten ist der Zwischenbau". Über die Einbeziehung des Mittelraumes zum Langhause äußert sich Dehio: „Das Mittelschiff ist zwischen den Türmen bis an die W.wand fortgesetzt. Mit der gleichen Anordnung in der französischen Gotik hat dies jedoch nichts zu tun, es ist vielmehr eine Entwicklung aus der in Niederdeutschland verbreiteten Form der W.chöre. Bezeichnend dafür ist die Abwesenheit eines W.portals". Dem gegenüber muß gesagt werden, daß ich die Bezeichnung W.chor in diesem Falle wie in den früheren Fällen für falsch erachte, da dieser für ein W.chor viel zu schmale, den W.türmen gleichgeschaltete Raum nicht genügend ausgesondert ist, um als W.chor gelten zu können. Außerdem ist er vom Mittelschiff doch in der östl. Fluchtlinie der Türme durch eine leichte Absetzung sichtbar getrennt, so daß von einer geraden Durchführung des Mittelschiffes bis an die W.wand auch nicht die Rede sein kann, zumal ja auch die Pfeilergliederung des Mittelschiffs keineswegs durchgeführt ist. Wir haben es hier vielmehr mit der deutlichen Ausprägung der Form des W.riegels zu tun, der den Mittelraum zum Langhaus hin öffnet und so einbezieht, doch keineswegs ihn in ihm aufgehen läßt. Als Taufkapelle oder ähnliches ist dieser Raum ausgesondert gewesen.

[275] Hase, a.O. Bd. III, Bl. 140. Dehio, deutsch. Kunst, Abb. 75, Handb. Bd. V, 1928, S. 58.

(Eine ähnliche Lösung war wohl in Osnabrück). Dieser W.riegel ist ein beachtliches Beispiel für die portallose Form des W.riegels, die für Kathedral- oder Pfarrkirchen das Gegebene war. Dem entgegengesetzt ist die frühe Hirsauer Formulierung des W.riegels mit Portal, die durch liturgisch bedingte Prozessionen gefordert war, bei den späteren Bauten der Benediktiner aber bereits wieder aufgegeben wurde. Der W.riegel am Dom zu Braunschweig ist noch einmal ein beachtliches Beispiel für die Gültigkeit und Vorbildlichkeit des klar durchdachten und durchgeformten W.riegeltyps in Sachsen zu Ende des 12ten Jahrh.

Die Benediktinerklosterkirche zu Bursfelde, ein kleinerer Bau des 12ten Jahrh., der auch Hirsauisch beeinflußt ist und eine Verwandtschaft mit Hamersleben aufweist, ist wohl im zweiten Drittel des 12ten Jahrh. entstanden. Dehio verweist ihn allgemein ins 12te Jahrh.[276], doch darf aus der längsrechteckigen Ausbildung der Eckräume wohl auf eine Entstehungszeit frühestens im zweiten Drittel des 12ten Jahrh. geschlossen werden. Der Mittelraum ist noch querrechteckig gestreckt und vom Langhaus durch eine doppelte Arkadenstellung getrennt.

Der von Dehio in die zweite Hälfte des 12ten Jahrh. verwiesene Bau der Benediktinerklosterkirche zu Hecklingen (Anhalt, Kr. Bernburg)[277] zeigt bereits neben einer längsrechteckigen Grundrißbildung der Eckräume eine Aufteilung des Mittelraumes in zwei längsrechteckige Gewölbefelder.

Die Stiftskirche zu Obernkirchen, (Rzb. Kassel, Kr. Schaumburg) ist eine Neugründung des Jahres 1167. Bei ihr sind die Eckräume des W.riegels zu kapellenartigen, längsrechteckig gedehnten Räumen geworden, die sogar einen östlichen Abschluß durch das Halbrund einer Apside erhalten haben und mit dem Mittelraum nur durch eine schmale Tür korrespondieren. Der Mittelraum selbst hat eine ganz quadratische Ausbildung erhalten und ist zum Mittelschiff in einem einzigen Bogen geöffnet. Der W.riegel hat hier einen ganz schweren, gedrungenen, festungsartig verstärkten Charakter angenommen.

Das Gleiche kann von der Kirche St. Nikolai in Aken (Sachsen, Kr. Kalbe), einem schon sehr späten Vertreter des W.riegeltypus in Sachsen gesagt werden. Dehio datiert den bescheidenen Bau in das Ende des 12ten Jahrh[278].

---

276 Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 89, Hase, a.O. Bd. I, Bl. 18.
277 Grundr. bei Grote, Das Land Anhalt, S. 35 — Dehio, Handb.
278 Abb. Invent. Kr. Kalbe, S.

Als einer der spätesten Ausläufer des W.riegeltypus bei einem bedeutenderen Bau darf die Kirche auf dem Frankenberge in Goslar angesehen werden[279], deren Datierung nach ihrer von Königslutter abhängigen Ornamentik von Hase in die Jahre 1130—1140 verlegt wird. Einen Anhalt für die Datierung des W.riegels bietet aber wohl die bei Dehio überlieferte Jahreszahl 1236, in welchem Jahre die Nonnen des Magdalenenklosters einen Anteil an der Kirche erhielten, worauf für sie die W.empore eingeschoben wurde. Vielleicht aber steht dieser W.riegel bereits auf einem älteren Grundriß.

Wie sehr der in Osnabrück ausgebildete W.riegel, auch noch nach seiner Umformung 1136—1147 in ein W.chor, schulbildend im näheren Umkreis seines Einflußgebietes auch noch im 13ten Jahrh. sich auswirkte, beweisen etwa Anlagen wie die Klosterkirche zu Wildeshausen in Oldenburg[280] und die Stiftskirche St. Materniani zu Bücken[281].

Als mehr oder minder charakteristische Beispiele des W.riegeltypus in Sachsen im späten 12ten und beginnenden 13ten Jahrh. mögen noch folgende Kirchen kurze Erwähnung finden: Die Benediktinerklosterkirche Wimmelburg (Prov. Sachsen, Mansfelder Seekreis), St. Laurentius in Pegau (Sachsen, A. H. Borna), St. Marien in Mühlhausen (Sachsen, Kr. Mühlh.), Zerbst St. Nicolai (Anhalt), Gangloffsömmern (Kr. Weißensee), Memleben Benediktinerklosterk. (Sachsen, Kr. Eckartsberga), St. Blasius in Mühlhausen (Sachsen, Kr. Mühlh.), St. Marien in Aken (Sachsen, Kr. Kalbe), St. Sylvester und die Frauenkirche in Wernigerode. Für die morphologische Entwicklung des W.riegels besitzen sie keine entscheidende Bedeutung. Sie beweisen aber die zahlenmäßig große Verbreitung und Gültigkeit dieses Typs in Sachsen.

---

279 vgl. Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 147, ferner Hase, a.O. Bd. III, S. 100 unten, Bl. 150.

280 vgl. Hase, a.O. Bd. II, S. 90—92 und Bd. III, S. 116, ferner Dehio, Bd. V, 1928, S. 508, ferner Invent. d. Herzogt. Oldenburg, Heft I, Wildeshausen, (Oldenburg, 1896).

281 vgl. Hase, Bd. II, S. 90—92, ferner Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 85.

ZUR REKONSTRUKTION DES WESTWERKES.

In den vorangehenden Kapiteln ist bereits wiederholt bei den aus dem Baubefund des W.werkes gewonnenen Ergebnissen auf die Notwendigkeit der Rekonstruktion eines Emporenzwischenwerks zwischen den beiden W.türmen hingewiesen worden. Auf zwei weitere aus dem Baubefund sich ergebende Argumente sei noch kurz hingewiesen.

Im W.zwischenwerk ist auf dem Dachboden des heutigen W.-joches des Langhauses noch an der S. O.ecke der S.wand des N. W.-turmes ein 1,40 m—1,50 m breiter Maueransatz zu bemerken, der als der Rest einer ehemaligen, östlichen Verbindung der beiden W.türme angesehen werden muß. Wir haben ein unregelmäßiges fortgebrochenes Mauerwerk vor uns, das auf eine ehemalige östliche Abschlußmauer des W.zwischenwerkes schließen läßt, die genau in der gleichen Fluchtlinie mit dem östl. Abschluß der W.türme lag. Bei der Umgestaltung des W.werkes in ein W.chor und Einziehung eines Gewölbes über dem quadratischen W.joch mußte diese östliche Abschlußmauer zwischen den Türmen weggebrochen werden, da das Gewölbe diese nicht mehr hätte tragen können und überhaupt erst zur Errichtung des östl. über sie hinausgreifenden Gewölbes ihr Fortbruch bautechnisch notwendig war. Aus der hier im Turmgeschoß nachweisbaren ehemaligen Existenz dieser östlichen Verbindungsmauer zwischen den W.türmen ist zu folgern, daß diese östliche Abschlußmauer bis in die untersten W.werkgeschosse einen Unterbau gehabt haben muß. Dieser Unterbau war die Abschlußmauer der W.empore zum Langhaus hin, die zwar durch große Bögen zum Langhaus hin geöffnet gewesen sein mag, aber doch ein durch alle Stockwerke durch abgestütztes Mauergefüge gewesen sein muß, das die Last der oberen Abschlußmauer tragen konnte. Neben dieser Bruchstelle an der S.wand des N. W.turmes befinden sich noch in den Zwickeln über dem Gewölbe des heutigen W.joches Rudimente dieser ehemaligen östl. Abschlußmauer. Hier sind die Reste der Mauer noch bei Errichtung des Gewölbes bis zu einer gewissen Höhe stehen gelassen und heute noch auf dem Dachboden des W.werkes zu beobachten. — Aus diesem Befund geht ferner noch hervor, daß das W.zwischenwerk mit diesem östl. Maueranschluß zwischen den

W.türmen wahrscheinlich das Langhaus an Höhe noch überragte und so als ein einheitlicher W.block auch nach außen sichtbar sich heraushob, wie dies bei ähnlichen W.riegelwerken z. T. noch zu beobachten ist.

Eine weitere Argumentation für die Rekonstruktion einer W.-empore in einem einheitlichen W.werk, das mit den Türmen in gleicher Fluchtlinie östl. abschloß, ist aus der Rekonstruktion des Gesamtgrundrisses der romanischen Basilika hier schon vorwegzunehmen. Der von mir rekonstruierte Grundriß des Domes des 12ten Jahrh. huldigt dem quadratischen System, dessen Spuren uns ja heute noch in der Ausbildung des N.O.querschiffes und der Vierung entgegen treten. Bei einer Aufteilung des durch das N. O.querschiff überlieferten Grundquadrates der ehemaligen Anlage auf die Längsausdehnung des Langhauses von der Vierung aus ergibt sich, daß eine Reihung von vier Grundquadraten mit schmalen Quergurten genau bis zur östl. Fluchtlinie der W.türme reichen würde. Eine gleichmäßige Aufteilung nach einem quadratischen System, die das heutige quadratische W.chor noch einbezöge, ist aber nicht möglich. So ergibt sich auch aus meiner (im Kapitel 10 näher begründeten) Rekonstruktion des Gesamtgrundrisses die Aussonderung eines geschlossenen W.werkes, das von den W.türmen beiderseits eingefaßt wird und vom Langhaus sich deutlich absondert.

Im Folgenden seien nun kurz noch einmal die Gründe, die für die Rekonstruktion einer Empore zwischen den beiden Flankentürmen und eines einheitlichen West-Riegels sprechen, zusammengefaßt.

1. Die Säulenarkaturen in der W.innenwand des Domes müssen in ihrer zierlichen Detailausbildung für die intime Wirkung eines kleinen Innenraumes berechnet gewesen sein. Ebenso läßt das jonisierende Kapitell in seiner zierlichen Qualität auf eine ehemalige bessere Sichtmöglichkeit von einer Empore aus schließen.

2. Die breite Emporentreppe im N. W.turm führte offensichtlich auf eine W.empore und mündete in der S.wand des N. W.turmes.

3. Im Dachbodengeschoß muß bereits zu romanischer Zeit ein Raum bestanden haben, zu dem Zugangstüren von beiden Türmen aus führten und der durch die Fenstergalerie der W.fassade beleuchtet wurde.

4. Der auf dem Dachboden des Langhauses noch sichtbare Maueransatz an der S. O.ecke des N. W.turmes und die Mauerreste in den Gewölbezwickeln des W.joches.

5. Die verschiedenartige Ausbildung des Inneren der beiden westl. Flankentürme, deren verschieden hohe Treppengeschosse neben dem Zugang zu Turmkapellen auch den Zugang zu in anderer Höhenlage liegenden Emporengeschossen ermöglichen mußten.

6. Das quadratische gebundene System der ursprünglichen Anlage nach meiner Rekonstruktion, das genau an der östl. Mauerflucht der W.türme sein Ende findet.

7. Die zahlreichen Analogien ähnlicher W.riegelwerke, einem der verbreitetsten Typen romanischer Zeit, vorzüglich des 12ten Jahrh. in Sachsen und Westfalen. Die Einzelheiten des Grundrisses und der Aufriß dieser Empore sind nur vermutungsweise zu rekonstruieren. Das in allen Stockwerken gleiche Grundrißmaß der Emporenräume dürfte etwa 4,00 m zu 10,00 m gewesen sein. Es waren Räume von sehr geringer Tiefe und großer Breite in querrechteckiger Erstreckung. Im Erdgeschoß dürfte die Taufkapelle untergebracht gewesen sein, die keine weitere Beleuchtung vom W. her besaß, sondern nur vom Langhaus aus erhellt wurde. Zum Langhaus hin war sie wahrscheinlich in zwei oder mehr großen Bögen geöffnet, ähnlich wie wir es in Bursfelde (mit zwei Bögen) oder in Quedlinburg (mit vier Bögen) oder in Breitenau, Fritzlar, Minden, Dom, Hildesheim, St. Moritz, (mit 3 Bögen) überliefert oder rekonstruiert finden.

Wie Aufriß und Geschoßaufteilung dieses Zwischenwerkes zwischen den W.türmen gestuft gewesen sein mögen, ist ohne eine ganz genaue Aufmessung[282] der verschiedenen Reste des W.werkes und der einzelnen W.türme in ihrem Höhenmaß zueinander nicht einwandfrei und nur vermutungsweise, zu rekonstruieren. Bei Beobachtung der Führung der Treppe im N. W.turm und der Treppenreste im S. W.-turm darf man aber von der Stockwerkteilung der Emporen etwa Folgendes sagen: Die am meisten Wahrscheinlichkeit beanspruchende Stockwerkgliederung rechnet mit einer Staffelung von insgesamt vier niedrigen Geschossen, dem Erdgeschoß, zwei Emporengeschossen, und einem Dachgeschoß (das durch die Fenstergalerie der W.fassade beleuchtet wurde). Die Niedrigkeit des wohl überwölbten Erdgeschosses geht einwandfrei aus der verhältnismäßig tiefen Einmündung der Emporentreppe des N. W.turmes in der S.wand hervor. Die ehemalige romanische Empore lag tiefer als die heutige Sängerempore des 19ten Jahrh. Zur zweiten Empore wäre der Zugang von der Treppe im S.turm erfolgt. Denn bei einer Rekonstruktion dieser Wendeltreppe würde die östl., heute fortgebrochene Hälfte ihrer Win-

dung (im heutigen Orgelraumgeschoß) etwa in der Höhe dieser zweiten Empore eingemündet haben. Die zum heutigen W.chor hin geöffnete Doppelarkade von der Turmkapelle des N. W.turmes aus würde als Fenster in einen Emporenraum geöffnet gewesen sein. Als Durchgang kommt sie nicht in Frage, da ihre Doppelbögen zum Durchgang viel zu schmal sind. Ob einer dieser Emporenräume von W. aus durch Fenster beleuchtet gewesen ist, bleibt fraglich, weil der Einbruch der großen Fensterrose hier alle Spuren verwischt hat. Die neben dem oberen Mündungsende der S. W.turmtreppe liegende rundbog. Öffnung würde als Fenster in einen Emporenraum zu deuten sein. Um als Türzugang gewertet zu werden, lag sie zu hoch. Sofort über ihrem Scheitel liegt seitwärts schon die (heute noch durch die vom W.gewölbe hinabführenden Stufen als Tür gekennzeichnete) rundbogige Öffnung, die den Zugang zu einem dritten bzw. vierten Emporengeschoß vom S.turm bildete. Dieses oberste Geschoß befand sich bereits über dem Dachboden des Langhauses. Es empfing seine Beleuchtung durch vier rundbogige romanische Fenster, die heute noch in der W.fassade mit ihrer Leibung erhalten sind. Es war wohl der Glockenraum des W.werkes. Auch nach O. war dieser Raum durch eine mit den Türen in gleicher Fluchtlinie liegende Abschlußmauer begrenzt, die wahrscheinlich auch mit Schallfenstern wie die westl. Mauer versehen war. Dieser Raum ragte über das übrige Langhaus hinaus. Der Zugang zu diesem Geschoß führte sowohl durch den N. W.turm (wie noch heute) als auch durch (eine heute vermauerte) Tür vom S. W.turm aus.

Ob und wie weit die im S.W.turm ehemals befindlichen Kapelle mit dem Emporenzwischenbau korrespondierten, kann gleichfalls aus den bisherigen Ermittlungen heraus nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Sicher ist nur, daß infolge der Verschiedenheit der Treppen die Turmkapellen des S.turms nicht in gleicher Höhe mit der Turmkapelle und dem obersten Turmraum des N. W.turmes lagen, sondern sich jeweils überschnitten. Auch die Turmkapelle des N. W.turmes korrespondierte nicht mit der Empore. Die gesamte Aufteilung des W.werkes war eine überaus komplizierte. In ihrer Planung war sie aber wahrscheinlich sehr sinnreich angeordnet. Eine

---

282 Eine genaue Aufmessung konnte mangels von Mitteln leider nicht durchgeführt werden.

283 Am oberen südl. Bogensegment glaubt man (zwischen der 30ten unnd 31ten Quaderschicht über dem Sockel) den Rest eines Fensterbogens evtl. noch zu erkennen, doch würde seine Achse nicht mit dem Fenster der oberen Reihe übereinstimmen.

wie reichhaltige Geschoßteilung in dieser Zeit im Aufriß eines W.-werkes möglich war, beweist das fünfstöckige W.werk von St. Andreas in Hildesheim[284] oder das siebenstöckige des Domes zu Minden[285].

[284] Zeller, Hildesheim, Taf. 19.
[285] Ritter, a.O. Abb. 12.

DAS WESTLICHSTE JOCH DES NORDSEITENSCHIFFES.

Der einzige Raum (mit Ausnahme des oberen Turmraumes des N. W.turmes), der als solcher und auch im Detail noch vom romanischen Dom des 12ten Jahrh. uns erhalten ist, ist der heute als „Taufkapelle" fungierende kleine Raum, der an den W.turm sich östl. anschließt und sich durch je eine breite Arkade zum Mittelschiff und zum östl. sich fortsetzenden nördl. Seitenschiff hin öffnet. Im Folgenden sei untersucht, als welches Glied des romanischen Domes dieses für uns wertvolle Residuum anzusprechen ist. Es bestehen innerhalb einer Rekonstruktion des romanischen Domes drei Möglichkeiten, diesen Raum funktionell einzuordnen; einmal als einem W.werkkomplex zugehörigen Kapellenraum; zweitens als nördl. Ende eines verkümmerten W.querschiffes, wie das ganz unvorstellbar und abstrus Nordhoff[286] annimmt; drittens als erstes westl. Joch des nördl. Seitenschiffes. Ich glaube, daß die letzte Version die größte Wahrscheinlichkeit besitzt und werde dies im Folgenden zu erhärten suchen.

Ich ging von der Überlegung aus: Sollte dieses westl. Joch des N.seitenschiffes seine Fortsetzung durch ein östl. anschließendes zweites Joch (und weitere folgende) der gleichen Ausbildung erhalten haben, so müßten von diesem letzteren möglicherweise noch Reste oder Ansatzstücke an der Grenze zwischen beiden Jochen erkennbar sein. Als ich diesem Gedanken nachging, machte ich folgenden glücklichen Fund: in der N. W.ecke des heutigen z w e i t e n Joches (von W. aus) des N.seitenschiffes (das bereits durch den Neubau des 13ten Jahrh. verändert und verbreitert wurde) sitzt in etwa ½ Meter Höhe vom Fußboden aus der Rest eines Eckpilasters, der, analog zu der Existenz des Eckpilasters in der entsprechenden N.O.ecke des e r s t e n Seitenschiffjoches, hier gesucht werden mußte[287]. Dieser von mir an dieser Stelle gesuchte und gefundene Eckpilaster, dessen obere Hälfte beim Umbau des 13ten Jahrh. fortgeschlagen, dessen unteres Fragment aber sorglos stehen gelassen wurde, ist bisher von der baugeschichtlichen Forschung gänzlich unentdeckt und unbe-

[286] Nordhoff, Der Dom zu Osnabr. 1889, S. 208 oben.
[287] vgl. die Photo 407, 6 der Staatl. Bildstelle.

achtet geblieben. Er ist der eindeutige Beweis, daß hier das westl. Joch des N.seitenschiffes seine Fortsetzung (und wahrscheinlich in analoger Ausbildung) erhalten sollte und daß wir in der „Taufkapelle" wirklich den westl. Rest des durchgehenden N.seitenschiffes des 12ten Jahrh. vor uns haben. Es darf allerdings an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, daß dieser Eckpilaster des zweiten Seitenschiffjoches eine maßstäblich etwas größere Ausbildung erfahren hat als die vier Pilaster des ersten Joches, die allerdings untereinander auch sämtlich in ihrem Maße sich unterscheiden[288]. Das entspricht der Aussage von Kautzsch[289]: „Es ist doch eine längst bekannte Tatsache, daß mittelalterliche Grundrisse nie absolut regelmäßig sind". Diese Feststellung wird auch im Folgenden im Auge zu behalten sein. — Das Schmiegegesims der Base dieses Pilasters ist gleichfalls als alt anzusehen, das ergibt sofort schon der Vergleich mit den benachbarten Basen des 13ten Jahrh.

Vorerst sei das Gefüge dieses kleinen romanischen Raumes des 12ten Jahrh. beschrieben, da es in seiner Unregelmäßigkeit und doch organischen Gliederung und Einfachheit als Beispiel romanischer Bauweise gegenüber der reichen Form des Domes des 13ten Jahrh. gelten darf.

Der längsrechteckige Raum hat eine Länge von 5,78 m (südl.) bis 5,77 m (nördl.) und eine Breite von 4,48 m (östl.) bis 4,53 m (westl.). In den vier Ecken des Raumes stehen Eckpilaster, deren Maße gleichfalls leicht variieren[290]. Sie enden bei durchschnittlich 5,26 m Kämpferhöhe in einem Gesims, das zwischen Deckplatte und Schmiege eine beachtliche Einzelheit, eine kleine Einkerbung zeigt. Dieses Gesims, auf dessen stilistische Würdigung zurückzukommen ist, ist als alt anzusprechen. Über den westl. Pilastern eine der W.-mauer vorgelegte rundbogige Blende, deren Kämpferansatz jedoch nicht die ganze Plattform des Gesimskämpfers beansprucht, so daß noch Platz für den Aufsatz einer der nördl. oder der südl. Wand vorgelegten Blende oder auch für den Aufsatz eines Gewölbes gewesen wäre. Es besteht kein Grund, die Blende der W.wand nicht als romanisch anzusehen. Die Scheitelhöhe dieser Blende beträgt ca. 7,20 m. Eine ihr entsprechende Verblendung der östl. Oberwand fehlt. Sie wird ersetzt durch die der Scheitelhöhe dieser Blende ganz entsprechende O.arkade (Scheitelhöhe: ca. 7,00 m, Kämpferhöhe: ca.

288 vgl. die maßstäbl. Zeichnung auf Tafel 5.
289 Repertorium f. Kunstw. 1931, Heft, III, S. 133 in einer Besprechung von Zeller.
290 vgl. den Grundriß auf Tafel 5.

5,28 m). Auch die N.- und S.seite des Raumes entbehren der Blendengliederung. Die Eckpilaster der O.ecken haben keinerlei tragende Funktion. Man darf aus der Existenz dieser Pilaster, deren Kämpfer ohne funktionellen Sinn geblieben sind, wohl auf eine ursprünglich beabsichtigte Wölbung schließen, die dann aber wahrscheinlich durch eine Flachdecke ersetzt wurde.

Das heute durch einen flachbogigen, von N. nach S. führenden, eigentümlichen Gurtbogen (im Profil flachrechteckig mit abgefaßten Eckkanten) nicht ganz in der Mitte unterteilte, ganz plump, unorganisch und ungleichmäßig geformte Doppelgewölbe des Raumes, dessen westlicheres Joch breiter ausgebildet ist und bis zur Mitte etwa der S.arkade reicht, ist neueren, wenn auch nicht genauer bestimmbaren Datums. Es ist ein Kreuzgewölbe mit verlaufenden Graten und in nordsüdl. Richtung gebusten Stichkappen. Gerade die Primitivität der Wölbung könnte zwar für ihr Alter sprechen, sicherlich neu ist aber der die beiden Joche voneinander trennende segmentförmige Gurtbogen. Die fünfeckige bandartige Rippe trägt den Charakter einer späteren Restaurierung, vielleicht des Barocks, vielleicht des 19ten Jahrh. (vgl. dazu die große Rundbogenblende des N.querschiffes). — ½—¾ Meter über der Rundbogenblende der W.wand glaube ich noch eine horizontale durchgehende Linie im Verputz erkennen zu können, die den Ansatzpunkt der ehemaligen hier aufliegenden Flachdecke gebildet haben könnte. Bei dieser Annahme würde sich eine Höhe von ca. 8,00 m für diesen Seitenschiffraum ergeben.

Zum Langhaus hin ist dieses alte Seitenschiffjoch durch eine rundbogige Arkade (Scheitelhöhe 5,20 m, Höhe des Archivoltenansatzes vom heutigen Fußboden aus 3,63 m) geöffnet, die innerhalb der S.wand des Seitenschiffjoches ziemlich nach O. gerückt ist. (Die Mauerbreite der Arkade beträgt 1,70 m). — Zum östl. folgenden zweiten Seitenschiffjoch ist dieses erste Seitenschiffjoch gleichfalls durch eine rundbogige Arkade geöffnet, die sich in ihrem Maßverhältnis jedoch von der Arkade zum Langhaus unterscheidet. (Ihre Kämpferhöhe beträgt 5,28 m — 5,32 m, ihre Scheitelhöhe 7,20 m, ganz entsprechend der W.blende, ihre Bogenbreite 3,50 m, ihre Mauerdicke 1,30 m). Da das um die östl. Eckpilaster herumgeführte und bis zum östl. Ende der Arkade durchlaufende Gesims als alt anzusprechen ist und wir hier auch eine rundbogige Archivolte haben, darf man diese Unterteilung der Seitenschiffjoche untereinander als alt ansehen.

Der heutige Boden dieses ersten Seitenschiffjoches ist bei seiner Umwandlung zur Taufkapelle erheblich aufgehöht, so daß man heute beim Betreten des Raumes eine Stufe von 0,16 m besteigt. Da auch der Boden des Langhauses ursprünglich etwa 0,06m — 0,10 m tiefer gelegen hat, was an den z. T. verdeckten alten Schmiegebasen ersichtlich ist, darf man annehmen, daß der Boden dieses Seitenschiffjoches ursprünglich etwa 0,22 m — 0,25 m tiefer gelegen hat. Infolgedessen sind auch die zweifellos unter dieser Decke noch vorhandenen Basenprofile dieses Raumes heute nicht mehr sichtbar.

Dieser Raum wird durch ein rundbogig geschlossenes Fenster mit stark abgeschrägter romanischer Leibung und abgeschrägtem Sims beleuchtet. Auch dieses Fenster ist, da es auch außen ganz im Mauerverband sitzt und die typischen Merkmale romanischer Fenster (starke Abschrägung und kleine Lichtöffnung) aufweist, als alt anzusprechen. (Größte Höhe des Fensters in der Wandinnenfläche: 3,77 m). Auch dieses 1,75 m breite Fenster ist entsprechend der Arkade zum Mittelschiff innerhalb der N.wand etwas nach O. gerückt.

Die Frage, ob die übrigen östl. folgenden Seitenschiffjoche die gleiche Größe und Ausbildung gehabt haben, ist nur negativ zu beantworten, da sich bei einer Addierung von sechs Jochen gleicher Größe und sechs Zwischenarkaden gleicher Größe ergibt, daß diese Maße sich in den Grundriß des 12ten Jahrh. nicht harmonisch einfügen, daß bei sechs Jochen eine halbe Jochlänge zu wenig und bei sieben Jochen eine halbe Jochlänge zuviel vorhanden ist und eine gleichmäßige Aufteilung nicht gestattet.

Es bedarf noch einer stilistischen Beschreibung der Gesimse. Das Gesims der vier Eckpilaster und der Innenseite des östl. Arkadenbogens[291] besteht aus einer rechteckigen Deckplatte, darunter einem leicht zurückspringenden Plättchen und dann einer einfachen Schmiege. Er stellt somit ein einfaches früh- und hochromanisches Schmiegegesims dar, nur mit jener Absetzung im Profil. Diese Art des Schmiegegesimses ist selten. Jedoch ist mir ein ganz gleiches Beispiel bekannt in St. Michael in Hildesheim, im S.querschiff an den Blendbögen unter den Chorschranken[292], die von Zeller der Wiederherstellung unter Bischof Adelog (1186) zugewiesen werden. Er bemerkt dazu: „Bögen, die Hohlkehlen mit Blättchen an den Kämpfern zeigen, mithin nicht der ältesten Zeit angehören können".

[291] Abb. bei Zeller, S. 21, Abb. 18, Text, S. 21 oben.
[292] Abb. bei Zeller, Hildesheim, Taf. 24, Abb. 6.

(Statt „Blättchen" sind wohl Plättchen gemeint. Daß die Schmiegen Hohlkehlen sein sollen, ist mir übrigens am Original nicht aufgefallen). Mithin ergibt sich aus diesen verwandten (auch von Dehio ins 12te Jahrh. verwiesenen) Gesimsen auch eine Datierung der Osnabrücker Gesimse ins 12te Jahrh. Zeller bildet noch zwei weitere Beispiele ab, das eine am Kreuzgang des Domes[293], das andere an der Kreuzkirche zu Hildesheim[294], die er aber beide nicht genauer datiert. (Dehio hält „die übliche Datierung" des Kreuzganges des Domes zu Hildesheim „auf Anfang 12tes Jahrh. zu früh"). Ich möchte dieses gekerbte Schmiegegesims als im Anfang des 12ten Jahrh. als durchaus möglich annehmen[296].

Diese Art des Schmiegegesimses kommt am Dom sonst nicht mehr vor. An den übrigen, noch vorhandenen Rudimenten des romanischen Domes befindet sich ein einfaches Schmiegegesims[297], so an den Archivoltenkämpfern der ehemaligen Querschiffapsidenöffnungen und am Mittelpfeiler der ersten nördl. Kreuzgangdoppelarkade (mit vermauerter Rückwand) des O.kreuzgangflügels. Das zeitliche Vorkommen dieses einfachen Schmiegegesimses in Westfalen läßt keine weiteren Rückschlüsse für seine engere zeitliche Einordnung zu, es findet sich vom frühen 11ten Jahrh. in Westfalen und scheint bis weit ins 12te Jahrh. in Westfalen noch üblich zu sein. (Späte Beispiele: Freckenhorst, Soest, Westbau von St. Patroklus), während es am Rhein im 12ten Jahrh. kaum noch vorkommt. In Westfalen wurde es wohl deshalb bis ins 12te und 13te Jahrh. beibehalten, weil die einfache Schmiege der schlichten Einfachheit und Zurückhaltung in Ornament und Gliederung, die für Westfalen im 12ten Jahrh. typisch ist, besonders entsprach.

Der stilistischen Form dieses einfachen Schmiegegesimses ordnet sich die einfache Form der Schmiegebase (rechteckige Fußplatte und schräge Schmiege darüber), wie sie sich an einigen Stellen der romanischen Bauteile des Domes noch vorfindet, ganz entsprechend zu. Diese einfachen Schmiegebasen sind heute noch (wenn auch z. T. zu ein bis zwei Vierteln vom Fußboden verdeckt) sichtbar an folgenden Pfeilerstücken: 1. Am W.pfeiler der Arkade der „Tauf-

293 Abb. bei Zeller, Taf. 40, Abb. 6 — Vierungspfeiler: Taf. 44, Abb. 2.
294 Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S.
296 Ebenfalls verlegt Dehio den Gesamtbau der Hl. Kreuzkirche zu Hildesheim ins 11te Jahrh. — Ich möchte jedoch aus den Einzelheiten der genannten Teile dieser beiden Bauten — Kapitelle mit Doppelschild und Eckfaden, Ecksäulen an Pfeilern etc. — sowohl den Kreuzgang des Domes wie die O.teile der Hl. Kreuzkirche (Vierung und Chor) erst für das 12te Jahrh. in Anspruch nehmen.
297 Angabe Dr. A. Verbeeck, Köln.

kapelle" zum Langhaus hin (aber nur an der Innenseite), 2. gleichfalls am gegenüberliegenden östl. Pfeilerstück dieser Arkade und zwar hier sich fortsetzend an der S.seite dieses Pfeilerkernes und weiter um den zum Langhaus hin diesem Pfeilerkern vorgelegten Pilaster herumgeführt, 3. wiederum diesem im Süden gegenüberliegend an dem entsprechenden Pilaster der S.wand des Langhauses befindet sich noch solch eine Base, die auch noch in die westl. Ecke dieses Pilasters herumgeführt ist. 4. Auch das Pilasterfragment in der W. N.ecke des zweiten N.seitenschiffjoches zeigt diese einfache Schmiegebase. In dem ersten westl. Seitenschiffjoch selbst sind die Basen vom Fußboden verdeckt. 5. Die hohen Schmiegebasen an den westl. Vierungspfeilern, und zwar sichtbar am Pilasterfuß der die Vierung nördl. und südl. begrenzenden Gurtbögen. 6. Es ist möglich, daß auch in dem dem S.querschiff vorgelagerten Kreuzgangvorraum ein an der W.wand befindliches Basenfragment (mit mehreren zu irgend welchen Zwecken eingebohrten Löchern) noch ein Stück einer romanischen Schmiegebase ist. — Mit Notwendigkeit aber ergibt sich, daß sämtliche Pfeilerstücke, an denen diese alten romanischen Basen sich befinden, noch dem romanischen Dombau des 12ten Jahrh. angehören müssen, für dessen Rekonstruktion sie wichtige Fingerzeige sind. Bisher wurde die Existenz dieser alten Basen noch nirgends vermerkt und ausgewertet.

Kurz skizziert ergeben sich folgende Folgerungen: Die Arkade des westlichsten N.seitenschiffjoches ist alt; die Pilaster, die den rundbogigen Quergurtbogen, der heute das Langhaus gegen das quadratische W.chor abschließt, tragen, sind alt. Demzufolge wird auch der rundbogige Quergurtbogen selbst noch romanischer Zeit angehörig sein. Eine folgenschwere Feststellung, aus der sich bei der Rekonstruktion des W.baues und des Gesamtgrundrisses des romanischen Domes Konflikte ergeben, die im folgenden Kapitel erst zu lösen sein werden.

Die beiden untereinander verschiedenen, reicher gegliederten Gesimsstücke der Langhausarkade des westlichsten N.seitenschiffjoches weichen erheblich von der einfacheren Gestaltung der besprochenen Schmiegegesimse ab. Sie zeigen folgende Gliederung: Das westl. Gesims besteht aus einer rechteckigen Deckplatte, einem kleinen schrägen Rücksprung, einem spitzprofilierten Zwischenstück, einem breiteren spitzprofilierten Zwischenstück, einem Dreiviertelrundwulst, einem Plättchen, einer kleinen Kehle und einem kleinen Rücksprung. Das östl. etwas einfachere Gesims besteht aus

einer etwas dünneren, rechteckigen Deckplatte, einem spitzprofilierten Zwischenstück, einem Dreiviertelrundwulst und zwei Plättchen. — Das besonders Eigentümliche dieser Gesimse sind die spitzprofilierten Zwischenstücke, die der Profilierung ein eigentümlich ausgezacktes und unregelmäßiges Aussehen geben, so daß eine klare Schichtung voneinander abgesetzter Platten, aus deren Zusammensetzung sich der Kämpferblock ergibt, verunklärt wird. Diese reichen und zierlichen Profilgliederungen würden nach „allgemeiner" Annahme zwar einer frühromanischen Zeit zuzuschreiben sein. Diese Verweisung vielgliedriger Gesimsstücke in die Frühzeit gipfelt in Dehios Aussage: „Die Profilierung geht aus vom römischen Carnies, wendet sich dann zu zusammengesetzteren Bildungen bis zur Mitte des 11ten Jahrh., an den kultivierteren Bauten mit Neigung zur Feingliedrigkeit; von da ab mit derberem, auf kräftigen Schattenschlag ausgehendem Lineament oder in einer ornamentierten Schräge"[300]. Ich glaube aber, daß mit einer so allgemein gehaltenen Formulierung nichts Entscheidendes über die zeitliche Einordnung eines Gesimses ausgesagt ist. Gerade die ihren Kapitellen nach ganz eindeutig dem frühen 12ten Jahrh. zugehörigen Gliederungen der W.arkaden im Osnabrücker W.werk zeigen außerordentlich zierlich und reichhaltig ausgebildete Gesimse, die doch auch sicher dem 12ten Jahrh. zuzuschreiben sind. Eine Parallele für die besprochenen Gesimse mit ihren spitzprofilierten Zwischenstücken finden wir im 12ten Jahrh. häufiger an der Profilierung weit auskragender Dachgebälkgesimsstücke, so in Klein-Komburg (erste Hälfte 12tes Jahrh.)[301], und dem ähnlich in Hersfeld (etwa 1100)[302], an der Schottenkirche zu Regensburg (12tes Jahrh.[303]) und in Kappel in Westfalen (12tes Jahrh. Diese Beispiele, die das Gesims zwar an einer funktionell anderen Stelle im Bauorganismus ähnlich ausbilden, lassen doch die Datierung der Osnabrücker Gesimse in das 12te Jahrh. möglich und wahrscheinlich erscheinen.

Der Grundriß des Pfeilers, der die Seitenschiffarkade zum Langhaus hin im O. und W. begrenzt, ist längsrechteckig. Diese Grundform ist am westlichen Pfeilerstück noch rein erhalten. Der Grundriß des östl. Pfeilers hat durch die Pilastervorlage zum Langhaus hin eine Komplizierung erfahren.

---

300 Dehio, Gesch. d. deutsch. K., S. 81.
301 Ostendorf, a.O. Abb. 114, Text, S. 151.
302 Ostendorf, a.O. Abb. 142/43.
303 Ostendorf, a.O. Abb. 194.

Die Eigenart der nur an den Innenseiten der Arkaden ausgebildeten Gesimsstücke muß gewertet werden. Während die Basis am östl. Pfeiler um die Gesamtpfeilermasse herumgekröpft ist, ist das Gesims auf die reine Funktion als Archivoltenträger beschränkt und nicht als Gliederungsmotiv und als die Gesamtpfeilermasse umfassendes Band ausgebildet worden. Dehio sagt über das Wesen des Pfeilers Folgendes[304]: „Ein Pfeiler ist das, was nach Durchbrechung der Mauer durch die Arkaden übrig bleibt. Infolgedessen hat er zur Erleuterung seiner Funktion auch weniger Ausdrucksmittel nötig. (als die Säule). Eine dünne Platte als Fuß- und Kopfglied genügt, ihm fürs Auge soviel relative Selbständigkeit zu verleihen, als er ästhetisch nötig hat. Die Wesensähnlichkeit mit der Mauer ist am kenntlichsten, wenn der Grundriß oblong ist, oder gar wenn das Kopfgesims nicht ringsum geführt wird, sondern nur die zwei unter der Bogenleibung liegenden Seiten einnimmt. Diese Fassung war durch die Römerbauten vorgezeichnet. Am Niederrhein besonders blieb sie bis in die späteste Zeit in Übung". Diese Fassung haben wir auch in Osnabrück. Wir haben sie in Westfalen auch in Soest, St. Patroklus, der Gaukirche zu Paderborn, in Geseke und in Erwitte. Also ließe sich in diesem Einzelelement für den romanischen Dombau in Osnabrück und die westfälische romanische Baukunst um 1100 eine lose Beziehung zum Niederrhein konstruieren. Ebenso setzt sich Osnabrück mit dieser Form der Pfeilerausbildung deutlich von der sächsischen Normalform des Pfeilers ab, die den Pfeiler mit quadratischem Grundriß und nach allen vier Seiten gleichartiger Ausbildung ausgeprägt hat. Daß jedoch eine genaue Scheidung nicht möglich ist, beweist, daß diese Eigenart auch auf sächsischem Gebiet vorkommt, so z. B. in Hl. Kreuz zu Hildesheim an den Arkaden der Halle über dem nördl. Seitenraum. Von dieser Gesimsform sagt Zeller[305]: „Die Kämpfer und Basen aus Platte und Schräge liegen nur in der Leibung, eine besonders der frühen Hirsauer Bauschule eigentümliche Anordnung". So würde die Annahme, daß benediktinische Bauleute am Dom zu Osnabrück beteiligt gewesen wären, eine weitere Stützung erfahren. — Es darf an dieser Stelle bereits darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch die noch erhaltenen übrigen Schmiegegesimse im Osnabrücker Dom (an der Leibung der ehemaligen O.querschiffapsiden und an einem Arkadenmittelpfeiler im O.teil des Kreuzganges) dieselbe Eigentümlichkeit

304 Dehio, Gesch. d. deutsch. Kunst, S. 81.
305 Zeller, Hildesheim, S. 54.

zeigen und die einfachen Schmiegegesimse nur an der Innenseite der Bogenleibung ausgebildet haben.

Die in Sachsen jedoch geläufige Form der auch an der Langhausseite ausgebildeten horizontalen Gliederung des Pfeilers durch ein Gesims entspricht der Normalform des sächsischen Stützenwechsels, da ja bei der Rundsäule von selbst eine deutlich sichtbare Absetzung im Kämpfer gegeben ist und die Unterteilung des Pfeilers dieser nur entspricht. Um den Pfeiler ganz herumgekröpfte Gesimse haben wir in Westfalen z. B. in der Abdinghofkirche in Paderborn und in Kappenberg. Aus diesen Feststellungen ließe sich der Schluß ziehen, daß wahrscheinlich im romanischen Dom zu Osnabrück kein Stützenwechsel stattgefunden hat, sondern eine glatt durchlaufende im übrigen ungegliederte Mauerwand nur von relativ kleinen Arkadenöffnungen unterbrochen und belebt wurde und so in größtmöglicher Schlichtheit und Einfachheit eine reine Flächenwirkung ausübte. Für diese Tatsache spricht, daß sogar die Base des die Arkade westl. begrenzenden Pfeilers nur an der Innenseite der Arkade ausgebildet ist und hier somit das Prinzip einer reinen Mauerdurchbrechung ganz konsequent durchgebildet ist. Dieses Prinzip wird dann am östl. die Arkade begrenzenden Pfeiler durchbrochen, der ja durch den vorgelegten Pilaster des Quergurtbogens, ein das Langhaus im Sinne der additiven romanischen Raumform untergliederndes Moment erhalten hat, das durch die Herumkröpfung der Basen um den Pilaster noch bestätigt wird. Diese Abweichung zu klären und zu begründen ist Aufgabe des folgenden Kapitels.

DAS ZUM WESTCHOR UMGEBAUTE WESTWERK, 1137—1142.

Zwischen den beiden W.türmen liegt heute ein großer, geräumiger Innenraum von quadratischem Grundriß, eine Art W.chor, das die östl. Fluchtlinie des N.W.turmes weit nach O., zum Langhaus hin überschreitet, jedoch mit dem in gotischer Zeit bedeutend erbreiterten S.W.turm ungefähr in gleicher östl. Fluchtlinie liegt, und auch eine fast gleich große Innenraumfläche wie dieser einnimmt. Dieses quadratische westl. Joch sondert sich durch die Eigenart seiner schlichten Wölbung und seines Grundrisses vom System des Langhauses deutlich ab. Doch ist es heute nur durch einen schmalen rundbogig geschlossenen Gurtbogen zum Langhausraum getrennt und räumlich diesem durchaus einbezogen. Auch besitzt es keinen eigenen Altar, noch ist seine Fußbodenhöhe von der des Langhauses unterschieden. Also hat die Bezeichnung „W.-chor" hier zwar keine wesensgemäße Berechtigung. Jedoch ist sie seit Dehio hier üblich gewesen[306]. Daher möge sie in diesem nicht ganz klaren Falle einer zweideutigen Zwischenlösung als Notbehelf vorerst auch weiterhin dienen.

Von diesem mit einem einfachen Kreuzgratgewölbe überdeckten quadratischen Raum eines zum Langhaus offenen W.chores kann man Folgendes schon von vornherein aus der Erkenntnis seiner Lage und Disposition im Gesamtbau des Domes aussagen: Falls ein querrechteckiger W.riegel — wie von mir rekonstruiert und angenommen wurde — existiert hat oder projektiert gewesen ist, so kann diese Ausformung eines quadratischen, über die ursprüngliche Fluchtlinie der Türme östl. hinausragenden W.chores nur später sein. Sie kann ferner nicht mit dem System des Langhausbaues in Beziehung gesetzt werden, da sie auf quadratischem Grundriß aufbaut, wohingegen die Langhausjoche einen überquadratischen Grundriß ausgebildet haben. Es übernimmt auch in seiner übrigen Aus-

---

306 Lübke, a.O. 1853, S. 122: „Vorbau, Vorhalle". — Mithoff, a.O. 1879; S. 106. „Vorhalle" — Nordhoffa. O. 1889.
Dehio, Handb. 1928, S. 399 „Wahrsch. ursprüngl. ein W.chor".

bildung nicht das System des Langhauses, obwohl es räumlich ihm einbezogen ist. Es muß also bereits vor dem Langhausbau des 13ten Jahrh. existiert haben, da dieser in seiner Grundrißbildung auf sein Vorhandensein Rücksicht nimmt, indem er bei seiner Jochaufteilung überquadrate Joche ausbildet, die die Strecke von der Vierung bis zum W.chor gleichmäßig aufteilen. Es wäre abwegig, anzunehmen, der W.chor sei später als das Langhaussystem entstanden, denn worauf hätte dieses bei seiner Ausbildung im 13ten Jahrh. sonst Rücksicht nehmen sollen, wenn dieses W.chorquadrat als solches nicht bereits existiert hätte. Folglich muß es ein älterer Bestandteil des Domes sein, der zeitlich n a c h dem beim Dombau von 1100—1106 ausgeformten W.riegel und v o r dem Neubau des 13ten Jahrh., also zwischen 1106 und 1254 ausgebildet worden ist und von dem Neubau des 13ten Jahrh. übernommen wurde. Es ist also nicht angängig, diesen Raum in seiner ursprünglichen Planung etwa als eine Raumschöpfung gotischer Zeit, die etwa gleichzeitig mit der Erbreiterung des gotischen S.W.turmes möglich gedacht werden könnte, oder gar als einen Umbau der Barockzeit oder des 19ten Jahrh. anzusprechen. Vielmehr lehnt sich gerade die Erbreiterung des S.W.turmes in gotischer Zeit bereits an seinen zuvor ausgebildeten größeren Maßstab an, wohingegen der N.W.turm als aus einer noch älteren Zeit (1100—1106) stammend hinter seinem Größenmaßstab weit zurückbleibt. Schon aus der Gesamtanlage dieses W.chores im Dom geht also hervor, daß seine ursprüngliche Idee und Ausführung im Grundriß wie auch im schlichten einheitlichen Aufriß noch in eine Bauzeit vor dem Neubau des 13ten Jahrh. zurückzuverweisen ist. Tatsächlich wirkt dieser Raum ja auch wie ein Fremdkörper im sonst fast einheitlichen Neubau des 13ten Jahrh.

Einige weitere Einzelbeobachtungen mögen diese Behauptung erhärten und die Datierung des W.chores näher zu präzisieren suchen.

Im vorigen Kapitel, das das westl. erhaltene N.seitenschiffjoch des Neubaues 1100—1106 behandelte, das mit dem N.W.turm in seinen unteren Teilen (wie der äußere Mauerverband lehrte) einheitlich zusammengehört, ergab sich die Frage, ob auch der Pilaster, der der nördl. Langhausseite des O.S.eckpfeilers dieses Seitenschiffjoches vorgelagert ist, zur gleichen Bauperiode gehörig ist. Entscheidend dafür ist, ob dieser Pilaster mit dem Pfeilerkern in festem Verband steht, oder ob er später vorgelegt ist. Leider kann infolge des verdeckenden Verputzes dies an der Pfeilermasse selbst

nicht festgestellt werden. Jedoch ist es noch möglich, dies an der Basis der Pfeilermasse festzustellen. Hier ergibt sich, daß die Schmiegebasen der östl. Innenseite des Arkadenpfeilers und des erwähnten Langhauspilasters nicht aus einem Stück gearbeitet sind und nicht in festem Verband stehen. In der Basis der Arkadeninnenseite ist 0,31 m von der Langhausflucht entfernt eine Bruchstelle. Die Basis ist dann um die Ecke herumgekröpft und der Langhauswand selbst vorgelegt (etwa 0,20 m). Dann in der Ecke, wo die den Pilaster umkröpfende Basis ansetzt, ist abermals eine Bruchstelle. Diese beiden besprochenen Basisstücke können also später vorgelegt sein. Wenigstens also an der Basis des Pilasters läßt sich ablesen, daß dieser später dem Pfeilerkern dieser Langhausarkade vorgelegt ist. Das gibt uns die Möglichkeit zur Rekonstruktion des in diesem Kapitel skizzierten baugeschichtlichen Vorgangs, die eine Zweiteilung in der Baugeschichte des 12ten Jahr. vornimmt.

Auf dem erwähnten Pilaster (etwa 1,70 m breit, 0,25 m tief), dem auf der südl. Langhausseite ein gleicher Pilaster entspricht, ruht über einem reich ausgebildeten Gesims[307] ein rundbogiger romanischer Gurtbogen, der schon von Lübke[308] als romanischer Rest des 12ten Jahrh. angesprochen wurde. Östl. wird sein runder Bogen von dem spitzbogigen, das Langhaus des 13ten Jahrh. nach W. abschließenden Gurtbogen überschnitten. Dieser rundbogige Gurtbogen trennt heute das als W.chor bezeichnete quadratische W.-joch des Langhauses vom Langhausbau des 13ten Jahrh. ab. Dieses W.joch hat folgende Maße: 10,45 m (nördl.-südl.) und 10,30 m (östl.-westl.). Es ist überwölbt von einem gratigen Kreuzgewölbe, das an den drei übrigen Seiten (Nord, West, Süd) ohne stützende Schildbögen direkt auf der Mauerfläche in rundem Bogen ansetzt. Die Grate verlaufen spitz in den Mauerecken, ohne Ecksäulen oder tragende Konsolen. Das Gewölbe besitzt eine Dicke von etwa 1.00 m. (Wie über dem Gewölbe in mehreren das Gewölbe durchbohrenden Löchern festzustellen ist). Dieses Gewölbe unterscheidet sich deutlich von den übrigen längsrechteckigen, steil elliptisch ansteigenden, mit Rippen versehenen Langhausgewölben des 13ten

---

307 Das aus einer Deckplatte, vier verschiedenen abgestuften Plättchen, breiterem Wulst und Plättchen besteht; das entsprechende südl. Gesims ist genau so ausgebildet. Ähnliche Gesimse am westl. Joch des S.seitenstückes in Freckenhorst, Stiftskirche 1116—1129. —

308 Lübke, a.O. S. 122.

Jahrh. Es ergeben sich zwei Möglichkeiten: entweder ist dieses Gewölbe früher oder später als die Langhausgewölbe. Denn wäre es gleichzeitig, so würde es auch die gleiche, zum mindest eine sehr ähnliche Ausbildung erfahren haben. Das ist aber nicht der Fall. Es ist nicht nur rippenlos, sondern auch sphärisch von gänzlich anderer Form. Seine starke Verwandtschaft mit romanischen Kreuzgewölben ermöglicht wohl nur die Annahme, daß es früher, also noch romanisch ist. Schon Nordhoff[309] kennzeichnete es als „flache Kreuzkappen, die mittels Gräten aneinanderstoßen", und betrachtete es ohne nähere Begründung als zum Bau Udos (1137—1142) gehörig.

Vergegenwärtigt man sich nun das oben rekonstruierte sächsische W.riegelwerk mit zweigeschossiger Empore, wie es der Bau von 1100—1106 ausgebildet hatte, so handelt es sich hier um einen einschneidenden Umbau, der zeitlich zwischen dieser ersten Bauperiode des 12ten Jahr. und der Bauperiode des 13ten Jahrh. (1254—1277) liegen muß. Also ein Umbau noch in romanischer Zeit. Suchen wir nach einer urkundlichen Belegung, so verbindet sich mit diesem Bauvorgang mühelos die von Bischof Udo (1137—1142) chronikalisch überlieferte Bautätigkeit.

Nehmen wir noch einmal Bezug auf die chronikalische Notiz selbst. Dort heißt es: „Apud ecclesiam reedificatam turres reedificari aptari procuravit". Ich möchte diese Notiz jetzt angesichts des Baubefundes folgendermaßen übersetzen: „Bischof Udo ließ bei der wiedererbauten Kirche die Türme neugestalten und anpassen". Ausgesagt wird durch diese Notiz Folgendes: Die Bautätigkeit Udos erstreckte sich auf das W.werk. Mit turres können nur die W.türme bezeichnet sein. Von der Neugestaltung der Türme ist die Rede. Ferner von einer Angleichung an etwas Bestehendes bzw. einem Umbau (aptari). Der Bauvorgang scheint jetzt deutlich. Das einheitliche W.werk, dessen Flankentürme wahrscheinlich das Mittelstück damals noch nicht überragten, wurde durch Bischof Udo umgebaut und ausgebaut im Inneren und Äußeren. Er wollte, und das ist die notwendige und zweckbestimmte Begründung, statt einer sinnlos gewordenen oder unbenutzten W.empore die Anlage eines Westchores. Auch in Gernrode wurde das W.werk 1118—1150 zu einem W.chor umgebaut. Grote sagt dazu[310]: „Diese Erweiterungen zu doppelchörigen Anlagen sind in Sachsen oft zu dieser

[309] Nordhoff, a.O. S. 213.
[310] Grote, Gernrode, S. 20.

Zeit vorgekommen"[311]. Also ließ Bischof Udo im Inneren die Empore niederreißen und außen die beiden Flankentürme höher führen[312]. Falls die alte Westempore eine Bischofsempore gewesen wäre, so würde die Hypothese einer gleichzeitig im N.O.querschiff neu angelegten Bischofsempore eine plausible praktische Erklärung für den Abbruch der Westempore geben. Den durch die Empore freigewordenen Innenraum vereinigte er mit einem ebenso großen Stück des Langhauses zusammen durch Überwölbung zu einem W.chor. Bei dieser Gelegenheit wurde der erwähnte Pilaster vorgelegt. Dem Raum dieses W.chores wurde nördl. das letzte westl. N.seitenschiffjoch als kleiner Nebenraum angegliedert. — Eine andere Deutung der chronikalischen Notiz, die mit ungeschickten Worten (die wahrscheinlich gekürzt aus älteren Urkunden zusammengestellt sind), einen doppelten Bauvorgang deutlich erwähnt, ist angesichts des Baubefundes nicht möglich. Die Ausbildung doppelchöriger Anlagen war in der ersten Hälfte des 12ten Jahr. wieder üblich geworden bei größeren Anlagen. Neuerdings hat A. Stange[313] mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß gegenüber den südwestl. Reformbestrebungen der Cluniacenser mit ihrem Programm eines kultisch ausgerichteten Richtungsbaues sich in den doppelchörigen Anlagen des deutschen Gebietes eine spezifisch deutsche und arteigene ältere Raumauffassung immer wieder durchsetzt und daß gerade zu Beginn des 12ten Jahrh. diese Verdoppelung der Chöre und Entwertung der gerichteten Prozessionskirchen neuen Auftrieb gewonnen hat, mögen nun liturgische oder darunter versteckt rassisch-weltanschauliche Beweggründe als Triebkraft dafür geltend gemacht worden sein. In dieser Strömung stand offensichtlich auch Bischof Udo und eiferte solchem Ziel bei seiner Domkirche nach. Dieser baulichen Änderung müßte dann auch die Neugründung eines Altares im W.chor (falls im ehemaligen unteren Emporenraum nicht schon ein solcher bestanden haben sollte) zugrunde liegen. Davon hat sich uns aber keinerlei urkundliche Nachricht erhalten. Die Umge-

311 Er gibt keine weiteren Beispiele dafür an. In Westf. wurde z. B. an der Benediktinerklosterk. Marienmünster 1128 die im Grundriß erhaltene mögl. Urform eines W.riegels bereits in ein W.chor umgeformt. Diese Kirche, die als Benediktinerbau und als dreischiff. basilik. Kreuzanlage mit Pfeilern u. oktogon. O.vierungsturm weitgehend Verwandtschaft mit Osnabr. aufweist, weist zuerst diese neue Form des W.chors zwischen zwei quadratischen Ecktürmen auf, die rückwirkend auf Osnabr. gewirkt haben mag.

312 vgl. die bereits im histor. Kapit. S. . . . angestellten Überlegungen.

313 vergl. A. Stange: „Arteigene und artfremde Züge im deutschen Kirchengrundriß". Zeitschr. d. dtsch. V. f. Kw. Bd. I. 1935. S. 229 ff. Abschnitt 3 und 4.

staltung des Domes in eine doppelchörige Anlage würde die Verehrung zweier besonderer Heiligen als Patrone des Domes voraussetzen, deren gesonderter Verehrung die beiden verschiedenen Chöre gewidmet gewesen wären[314]. Diese Voraussetzung ist aber nun in Osnabrück gegeben, da die Osnabrücker Kathedrale drei Heilige, den hl. Crispinus und den hl. Crispinianus, sowie den Hl. Petrus als Patrone verehrt. Letzterer war der Hauptpatron. Durch die Lokalisierung eines Altares im W.chor würde die über den Einsiedler Reinerus (der im ersten Viertel des 13ten Jahrh. lebte) überlieferte Notiz, daß er Sicht zum Altare gehabt habe, eine neue Erklärungsmöglichkeit finden.

Es handelt sich hier um einen der frühesten Versuche in Westfalen, eine größere Fläche mit einem einheitlichen Gewölbe zu überspannen. Vielleicht reizte auch diese technische Kühnheit Bischof Udo. Gemildert wurde die Kühnheit des Beginnens durch die ausgezeichneten seitlichen Widerlager, die dem Gewölbe durch die beiden Flankentürme gegeben waren. Auch der quadratische Grundriß des Gewölbes hält sich im Rahmen des zu dieser Zeit Möglichen. Doch muß, um die Möglichkeit dieses Gewölbes zu dieser Zeit zu belegen, zuvor eine Charakteristik der Wölbkunst in Westfalen in der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. gegeben werden. Dazu heißt es bei Dehio[315]: „Die Statistik zeigt, daß in der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. die Gewölbekirchen noch stark in der Minderheit blieben und in der zweiten Hälfte eben erst die Gleichzahl erreichten, allerdings mit großen Unterschieden der einzelnen Stilprovinzen". „Ausgeprägt gewölbefreundlich war Westfalen. Nach 1150 entstanden keine flachgedeckten Anlagen mehr". Kreuzgewölbte Seitenschiffe haben wir schon in Soest in St. Patroklus in der Zeit vor 1090[316], ferner in Freckenhorst um 1116— 1129. Es ist zu erwägen, ob die Einwölbung des Mittelschiffs in St. Patroklus nicht etwa schon mit einem früheren Datum, etwa 1118, zu verbinden ist und nicht erst 1116, wie Witte und Dehio annehmen. — Auch ist zu erwägen, ob in Freckenhorst die im Mittelschiff vorhandenen Pilaster mit Halbsäulenvorlagen nicht doch romanischer Zeit angehören und also auf eine beabsichtigte Einwölbung auch des Mittelschiffes um 1116—1129 schließen lassen, und nicht erst,

[314] Über die verschiedenen Möglichkeiten der praktischen und liturgischen Programmforderung und Verwendung einer W.choranlage vergl. auch O. Gruber: „Das Westwerk; Symbol und Baugestaltung germanischen Christentums". Zeitschr. d. dtsch. V. f. Kw. Bd. 3. 1936, S. 157.

[315] Dehio, Gesch. d. dtsch. Kunst, Bd. I, S. 119/20.

[316] Witte, Der St. Patroklidom zu Soest.

wie Hölker annimmt[317] in gotischer Zeit entstanden sind). Chor und Querschiff in Freckenhorst sind dann 1116—1129 gleichfalls eingedeckt mit grätigen, ganz gleich wie in Osnabrück ausgebildeten Gewölben. In Idensen haben wir dann die erste ganz gedeckte Kirche im Umkreis Westfalens vor uns um 1120—1129[318]. Jedoch handelt es sich hier um Hängekuppeln mit verlaufenden Graten. Auch muß Idensen in seiner gesamten Ausbildung als eine einmalige Ausnahme angesehen werden. In der 1138 begonnenen Stiftskirche der Prämonstratenserinnen zu Kappel (in Lippe) aber tritt uns ein mit der Osnabrücker Wölbung fast gleichzeitiges Beispiel einer bereits ganz einheitlich gewölbten Kirche entgegen. In der 2ten Hälfte des Jahrhunderts sind die Wölbebauten in Vreden, Minden, St. Marien, Höxter, Ostönnen, Soest, St. Patroklus (1166) und Soest St. Petri (vor 1178) anzusetzen. Ein Osnabrück sehr verwandtes grätiges Kreuzgewölbe findet sich in Kloster Iburg.

Sachsen ist nicht in dem Maße gewölbefreundlich. (Über die Möglichkeiten der Annahme von Gewölben im zweiten Viertel des 12ten Jahrh. äußert sich Gaul des Breiteren[319] gelegentlich der Ulrichskirche zu Sangerhausen). Für St. Ulrich in Sangerhausen hält Gaul beim Bau 1116—1123 die Absicht der Wölbung für wahrscheinlich. In St. Godehard in Hildesheim ist die Einwölbung 1133 begonnen, aber unvollendet geblieben. In Königslutter ist Wölbung in den Ostteilen 1170 beabsichtigt gewesen. In der Braunschweiger Stiftskirche St. Blasius ist die Einwölbung erst 1173—1195 vollzogen.

So darf das Gewölbe des W.chores in Osnabrück für die Zeit von 1137—1149 als durchaus möglich angesehen werden. Doch stellt dieses Beispiel eine beachtliche Erweiterung des Beispielkreises früher romanischer Wölbversuche in Westfalen im 12ten Jahrh. dar.

Es könnte vielleicht auch die Vermutung auftauchen, Bischof Udo habe beabsichtigt, die ganze Kirche einzuwölben und habe hier im Westen den Anfang damit gemacht, da durch das feste Widerlager der Türme hier das Experiment am ungefährlichsten war. Jedoch ist diese Idee angesichts der Unmöglichkeit einer gleichmäßigen Aufteilung der Joche auf das Langhaus völlig zu verwerfen. Denn zwischen 3 weiteren sich anschließenden gleichgroßen Quadrat.Jochen und der Vierung, deren Grundpfeiler ja noch als

317 Neuherausgabe des Inventars Kreis Warendorf.
318 Letzte Datierung bei Schmitz, „Soester Malerei", 1906, S. 6.
319 Gaul, a.O. S. 34—36.

romanisch anzusehen sind, bliebe ein unaufgeteiltes restliches Zwischenjoch übrig.

Der in diesem Kapitel skizzierte Bauvorgang gibt erstmalig eine natürliche, einfache und mit den Urkunden in Einklang stehende Erklärung dieses im heutigen Dombau eigentümlichen Restes des romanischen Dombaues, der als W.chor im ursprünglichen Grundriß ein Novum war, das sich auch nie widerspruchslos der vorhandenen älteren Gliederung, wie sie noch heute in der Arkade des westl. Nordseitenschiffjoches sichtbar wird, einzufügen vermochte.

DER ROMANISCHE KERN DES N.O.-QUERSCHIFFES UND DIE REKONSTRUKTION SEINER N.-FASSADE. — DIE BISCHOFSEMPORE.

Nachdem sämtliche dem W.werk zugehörigen Baubestandteile beschrieben und analysiert sind, wendet sich nun die Untersuchung den im Osten z. T. noch erhaltenen Bestandteilen des romanischen Domes zu. (Querschiff, Querschiffapsiden, Vierung, Vierungsturm). Vom Langhaus des romanischen Domes selbst, und etwa zwischen W. und O. verbindenden Altteilen sind uns leider keine Reste erhalten.

Obwohl das N.O.querschiff in seinem heutigen Bestand hauptsächlich einer Bauzeit des 13ten Jahrh. (1. Abschnitt) angehört, sei es doch hier in seinem Aufbau beschrieben und gewürdigt, da nur bei einer solchen intensiven Beschreibung sichtbar werden kann, daß wir es hier wirklich noch mit Resten des romanischen Mauerkerns zu tun haben, die die quadratische Grundrißform der ursprünglichen Anlage als gegeben hinstellen.

Am heutigen Bestand des N.O.querschiffes kommt einem die Uneinheitlichkeit und mannigfache Überformtheit des Osnabrücker Domes zum Bewußtsein. Wir finden Reste, die von einer ursprünglichen romanischen Anlage zeugen, eine im Aufbau neue Gliederung, die die Eigentümlichkeit spätromanischen Stiles zeigt, die jedoch durch spätere gotische Veränderungen z. T. wieder so verunklärt ist, daß man glaubt, es noch mit älteren romanischen Gliederungsmotiven zu tun zu haben; das alles überarbeitet durch Restaurierungen und Neuverputz des 19ten Jahrh., so daß der ursprüngliche Sachverhalt noch mehr verunklärt wird. Schwer sind die einzelnen Jahrhunderte im Einzelnen auseinanderzuhalten, schwer die einzelnen Mauerschichten in ihrer Zugehörigkeit zu sondern.

Ich beginne mit einer deutenden Beschreibung der N.fassade des N.querschiffes, die zu einer Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes der Fassade führen soll. Zu beiden Seiten des in gotischer Zeit eingebrochenen großen spitzbogigen Fensters sieht man im unregelmäßigen Bruchsteinmauerwerk der Wand Fragment-

stücke zweier ehemaliger, rundbogig geschlossener Fensterleibungen. Oberhalb sieht man in den Zwickeln der großen, heute die ganze Fassade übergreifenden rundbogigen Blende in den Zwischenräumen des nach unten durch schmale Dienste verlängerten Rundbogenfrieses die Bogensegmentstücke zweier ehemals in der Mitte der Fassade sich zusammenschließender Blenden, die die Fassade in zwei längliche Hälften aufteilten. Bis zur Sohlbank des gotischen Fensters reicht ein heute noch in seiner unteren Hälfte erhaltener dreigeteilter Mittelpilaster, der in der Mitte diese beiden großen Blenden aufnahm und dessen vorgelegtes mittelstes Pilasterstück bis zum Dachsims durchführte und den Rundbogenfries aufnahm. Diese in der N.fassade des N.querschiffes erhaltenen Reste, beweisen, daß diese N.fassade ehemals dieselbe Gliederung besessen hat wie die heute noch im Wesentlichen unverändert erhaltenen Außenseiten der W.- und O.wand des N.querschiffes. Diese auf den ursprünglichen Zustand der Fassade deutenden Segmentstücke sind in der Literatur bisher noch nirgends vermerkt und gedeutet und daher auch noch nirgend eine Rekonstruktion versucht.

Diese Gliederung[321], die die Wand durch zwei große Blenden aufteilt und durch einen durchgehenden Mittelpilaster untergliedert und ferner — sehr beachtlich — die beiden Fenster nicht in die Mitte dieser beiden Blenden sondern zu beiden Seiten des Mittelpilasters in die Ecke ordnet, ist typisch spätromanisch. Die zur Mitte hin nah aneinandergerückten, in die Ecken der Blenden geordneten Fenster sind eine typische spätromanische (durch, die Einwölbung bedingte) Stileigentümlichkeit[322]. Ebenso Anteil des frühen 13ten Jahrh. ist die (zur Abstützung der Gewölbe vorgenommene) Verstärkung der Eckpfeiler des Querschiffes.

Die Zerstörung dieser klaren, eindeutigen Gliederung der N.-fassade des N.O.querschiffes erfolgte in gotischer Zeit, die durch den Einbruch des gotischen Fensters die Fassade sehr verunstaltete. Sie brach den Mittelpilaster weg, sie füllte die ehemaligen Fenster mit Bruchsteinmauerwerk, sie arbeitete die Vorlagen der rundbogigen Blenden z. T. fort, und ersetzte sie durch die große rundbogige Gesamtblende. Ob diese Blende mit ihren Gesimskonsolen und den Verlängerungen des Rundbogenfrieses darüber in ihrem heutigen Zustande noch aus gotischer Zeit stammt, ist sehr zweifelhaft, da das

---

321 vgl. die Zeichnung a. Tafel 6 mit der Rekonstruktion.
322 siehe Frankl, Handb. S. 266.

Detail keinerlei gotische Elemente verrät, und sie eben rundbogig und nicht spitzbogig ist. Mithoff deutet sie 1879 (zu der Zeit existierte sie also schon) als romanisch. Das ist aber ganz unmöglich. Die Verlängerungen des Rundbogenfrieses bestehen aus abgekanteten einfachen Stäben ohne besonderes Profil; der im Durchmesser fast quadratische Kern der Blende ist an der Ecke abgekantet. (Diese Formen verraten einige Verwandtschaft mit dem das Gewölbe des ersten westl. N.seitenschiffjoches unterteilenden Segmentbogen, der an den Ecken gleichfalls abgekantet ist). Das Konsolgesims der großen Blende besteht aus einer rechteckigen Deckplatte und darunter einem Viertelrundwulst. Alle diese Einzelformen deuten auf eine spätere, zeitlich nicht genauer fixierbare Restaurierung (vielleicht des Barock, vielleicht des dritten Viertels des 19ten Jahr.) hin. Alt, d. h. Teile der Gliederung des 13ten Jahrh. werden jedoch noch die beiden seitlichen Reste des Rundbogenfrieses sein, die an ihren auf den Eckpfeilern ruhenden Teilen noch das Gesims des 13ten Jahrh. zeigen (Wulst mit unterlegten Stäbchen), wie es in gleicher Funktion auch am Langhaus und den übrigen Seiten des Querschiffes vorkommt. Ebenfalls dem 13ten Jahrh. entstammt die Giebelgliederung der N.fassade des Querschiffes mit ihrer Kleeblattblende und dem kleinen Rosenfenster. Der gleichen Zeit wird auch der Einbruch des schlichten, rundbogigen Portals zuzuschreiben sein, das sich westlich sofort an den Mittelpilaster anschließt.

Wir erkannten somit, daß die N.fassade des N.O.querschiffes in spätromanischer Zeit entscheidend neu geformt ist und daß ihre Gliederung durch 2 große Blenden mit zur Mitte geordneten Fenstern bereits auf eine vorhandene oder geplante Einwölbung Rücksicht nimmt.

Das alles sagt jedoch nichts über das Alter des rötlich-gelben, geschichteten Bruchsteinmauerwerks aus, das den Kern der Wand der N.fassade bildet. Nur die dieser Wand eingeprägte Gliederung entstammt spätromanischer Zeit. Der Kern der Mauer selbst, eben jenes ungefüge Bruchsteinmauerwerk kann älteren Datums sein. Zumindest in seiner unteren Hälfte geht dieses Mauerwerk auf eine ältere Anlage zurück. Beweis dafür sind die folgenden, bisher noch nicht erwähnten Befunde in dieser Mauer.

In der Zone zwischen spätromanischem Portal und gotischem Fenster sitzt, den westl. Eckpfeiler des 13ten Jahrh. halb überschneidend, in einer Höhe von ca. 2,50 m über dem Erdboden, eine mit Bruchsteinmauerwerk vermauerte, mit Quadern gerahmte und

rundbogig geschlossene Tür. Diese spreche ich als den Zugang zu einer ehemaligen Bischofsempore an, zu der ein isolierter direkter Zugang vom Bischofspalast führte, der nachweislich mitsamt dem Brüderhaus sich an der nord-östl. Seite des Domes erstreckte[323]. Diese Tür ist in der sonst geraden Fluchtlinie der N.wand um die östl. Türachse leicht herausgedreht und wölbt sich samt der sie umgebenden Mauerfläche etwas vor. Ferner ist das untere Drittel der östlich vom Mittelpilaster gelegenen Fassadenhälfte durch eine Schicht von Bruchsteinwerk vermauert. Die Bruchstellen der Ränder beweisen, daß diese so vorgelegte Mauer nur noch in Resten erhalten ist. Ob dieses erhaltene Mauerstück nun die ehemalige Dicke der nördl. N.querschiffmauer anzeigt oder ob wir es hier mit Resten eines Anbaues des Bruder- oder Bischofshauses zu tun haben, das ist nicht klar auszumachen. Daß diese Reste aber einer früheren Bauperiode angehören, beweist schon das rohe, ungefüge Bruchsteinmauerwerk. Dieses Bruchsteinmauerwerk, dasselbe wie der dahinterliegende Mauerkern der N.fassade des N.querschiffes selbst, finden wir an manchen anderen Stellen des Domes wieder, die zweifellos einer romanischen Bauperiode zugehören. (Z. B. finden wir dieses rötlich-gelbe Bruchsteinmauerwerk hinter den vier ersten westl. Arkaturen der N.obergadenverblendung des Langhauses außen, ebenso an einem dem Seitenschiffdach überlagerten, spitzwinkligen Dreieckssegment der O.seite des N.W.turmes; ferner um das romanische Fenster des östl. Anbaues des S.querschiffes außen; dann im Dachstuhl des N.seitenschiffes, am sichtbaren Mauersegment der N.querschiff-W.wand). Dieses rötlich-gelbe Bruchsteinmauerwerk der N.fassade des N.querschiffes (das Mauerwerk der W. und O.seite des N.querschiffes ist heute in seinem Grundbestand nicht mehr zu erkennen, da ein häßlicher, gleichmäßiger Neuverputz des 19ten Jahrh. es verdeckt) darf also als Rest einer früheren Anlage als der des 13ten Jahrh., also einer noch romanischen Anlage angesprochen werden.

Zu diesen noch romanischen Resten zähle ich auch das untere Fenster der W.seite des N.querschiffes, das sich von den zwei oberen Fenstern in Anordnung, Größe und Mauerleibung wesentlich unterscheidet. Während die beiden oberen Fenster eine Leibung erstens von nur sehr geringer Tiefe und zweitens von nur sehr geringer Abschrägung zeigen, zeigt dieses untere Fenster die typisch romani-

[323] vgl. Mithoff a.O. S. 116, Berlage, a.O. S. 296, ferner vgl. S. 26 dieser Arbeit.

sche, dickwandige, stark abgeschrägte Leibung, wie sie auch das nachgewiesenermaßen noch romanischer Zeit angehörende Fenster des ersten westl. Joches des N.seitenschiffes aufweist. Dieses untere Fenster der W.seite des N.querschiffes diente zur Beleuchtung der im Querschiff befindlichen Bischofsempore, auf deren Begründung noch zurückzukommen sein wird. Wir dürfen also annehmen, daß dieses alte romanische Fenster sich auch noch in einem romanischen Mauerkern befindet.

So ergibt sich bereits aus dem äußeren Befund des Querhauses für zwei Seiten des romanischen N.O.querschiffes die ursprüngliche, räumliche Begrenzung, nämlich für die westl. und die nördl. Wand. Die östl. Wand erweist sich überdies durch die in ihrem Kern befindliche alte Archivolte der Querschiffapside (mit romanischen Gesimsen) als ebenfalls im Kern noch zur romanischen Anlage gehörig. Die vierte, südl. Begrenzung des ehemaligen romanischen Querschiffes ergibt sich durch ihre Angrenzung an die in ihrem Grundkern durch den heutigen noch romanischen Vierungsturm festgelegte Vierung; genauer: durch den nördlicheren der beiden nördlichen Gurtbögen zwischen Vierung und N.querschiff. Dieser ruht westl. auf einem Pilaster, der an seinem unteren Ansatz durch eine einfache Schmiegebase (42 cm über dem Erdboden) als einwandfrei noch älterer romanischer Zeit angehörig sich erweist. So läßt sich die räumliche Begrenzung des ehemaligen romanischen N.querschiffes nach allen vier Seiten noch eindeutig festlegen und beweisen, daß der heutige quadratische Grundriß des N.querschiffes der ursprüngliche ist und der Anlage nach auf einen romanischen Grundriß zurückgeht. Die Dünne der Mauern des N.querschiffes, die nur an den Ecken später versteift wurden, läßt gleichfalls darauf schließen, daß wir es hier mit einer noch romanischen Anlage, die bei der Wölbung nicht beabsichtigt war, zu tun haben. Es ergibt sich somit der für das N.querschiff gesicherte quadratische Grundriß, der als einer der grundlegenden Punkte für die Rekonstruktion des Gesamtgrundrisses des romanischen Domes gelten darf.

Bezüglich des von mir angenommenen Einbaues einer Bischofsempore im N.O.querschiff ist noch einiges diese Annahme stützende Material über den Einbau ähnlicher Emporen im allgemeinen und die Begründung dieser Osnabrücker Empore im besonderen nachzutragen.

Die in ca. 2,50 m Höhe der N.querschiffassade sitzende vermauerte Tür sprach ich oben als den chem. Zugang vom Bischofspalast

zu einer Bischofsempore an. Mithoff[324] erwähnt erstmalig diese vermauerte Tür nur kurz und ohne Deutungsversuch. Siebern erwähnt in seinem Inventar[325] diese in der N.wand des N.querschiffes sitzende vermauerte Öffnung folgendermaßen: „2,50 m vom Erdboden, in die Lisene der W.ecke einschneidend, zeigt sich eine rundbogige vermauerte Öffnung, und da auf der W.seite nahe der Ecke ein kleines Vierpaßfenster sich findet, dürfte hier eine Wendeltreppe gelegen haben". Die Deutung[326] dieser vermauerten Öffnung als Zugang zu einer Bischofsempore ist bisher noch nicht erwogen worden. Wohin die von Siebern angenommene Wendeltreppe geführt haben sollte, bleibt unklar. Wo im N.W.pfeiler dieses Querschiffes noch Platz für eine Wendeltreppe geblieben sein sollte, bleibt auch unklar. Eine Tür in dieser Höhe kann eben nur zu einer Empore geführt haben. Eine andere Sinngebung ist nicht möglich und sinnlos. (Zum N.seitenschiffdach erfolgte der Zugang vom N.W.turm aus). Das kleine Vierpaßfensterchen in der W.seite dieses N.W.eckpfeilers des N.querschiffes sollte zweifellos zur Erhellung dieses Emporenzuganges dienen, jedoch ist es, da es im Verstärkungspfeiler des 13ten Jahrh. sitzt, zweifellos erst dem 13ten Jahrh. zugehörig. (Die Form des Vierpaßfensters aber ist, wie Ostendorf[327] bemerkt, „schon in so früher Zeit, wie etwa 1050 geläufig, wie denn ähnliche Formen auch in der Krypta der Kirche zu Hersfeld und der zu Limburg a. d. H. sich finden"). Da von mir im Laufe des 13ten Jahrh. mit dem Fortbruch dieser Bischofsempore gerechnet wird, (wie noch zu beweisen sein wird) wäre der Zweck dieses kleinen Fensterchens für diese Zeit etwas unklar. Doch darf angenommen werden, daß man bei der restaurierenden Behandlung des N.querschiffes im 13ten Jahrrh. zuerst noch mit der Beibehaltung der Bischofsempore gerechnet hat.

Zum baulichen Befund ist im Inneren des Querschiffes noch eine Eigentümlichkeit zu erwähnen. Die W.wand zeigt in ihrer unteren Hälfte eine merkwürdige konkave Aushöhlung, die darauf schließen läßt, daß dieser Mauer ehemals etwas eingefügt gewesen ist, was später wieder weggebrochen ist und so zu dieser merkwürdigen Aushöhlung der Mauerfläche geführt hat. Jedoch läßt sich denken, daß diese Aushöhlung für das gerade hier befindliche noch erhaltene Epitaph des Balduin Voß von 1617 vorgenommen ist. Ob aber

[324] Mithoff, a.O. 1879, S. 106.
[325] Inventar Osnabr. 1907.
[326] vgl. auch Bergmann, a.O. S. 407 unten.
[327] Ostendorf, a.O. Anm. 50 zu S. 115.

zu diesem Zwecke die Aushöhlung auch der unteren Hälfte der Wand vorgenommen ist, bleibt zweifelhaft. Diese unregelmäßige Aushöhlung der Wand könnte eben doch noch von einem Emporeneinbau oder der durch dessen Fortbruch bewirkten Zerstörung herrühren.

Hochgelegene Emporentüren waren in romanischer Zeit nicht selten, wie auch für eingebaute Emporen zahlreiche Beispiele beizubringen sind, obwohl diese teils in Holz, teils in Stein ausgeführten Einbauten großenteils nach Fortfall ihres ursprünglichen Zweckes späteren Umbauten zum Opfer gefallen sind[328].

An gleichzeitigen Beispielen in Sachsen und Westfalen wären etwa zu nennen Idensen, die Oberkirche der Stiftskirche zu Quedlinburg (Einbauten im N.querschiff)[329], Gernrode, Stiftskirche[330], und Wunstorf. Das Vorkommen solcher Emporen in Querschiffen läßt sich, wie aus den zusammengestellten Beispielen ersichtlich[331], zeitlich innerhalb der romanischen Kunst nicht begrenzen, da es je nach den herrschenden lokalen Bedürfnissen aller Zeit vorkommt. Oft wurden Emporen von vorneherein geplant und eingebaut, oft erst nachträglich einem älteren Bau eingefügt. Der Zweckgedanke

---

328 Über hochgelegene Emporentüren äußert sich Ostendorf, a.O. S. 143/44 des breiteren: „Neben den ebenerdigen Türen kommen auch hochgelegene vor, die den Zugang zu einem Emporengeschoß herstellten, wobei man zu ihnen über eine hölzerne Treppe von unten her, oder aber über eine Brücke von einem nahe gelegenen Bau her gelangte". Beispiele: Pfalzkapelle Aachen, Schottenkirche in Regensburg, Benediktinerkirche Murbach, Soest St. Patroklus auf der N.seite des W.baues. — „Diese hohen Türen haben oft für die Würdenträger eines Stiftes oder Klosters oder die Patrone einer Pfarrkirche gedient: an der Ruine der Augustinernonnenkirche zu Lippstadt (13tes Jahrh.) finden sich noch heute die Reste eines Verbindungsganges von der Abtei zu einer Emporenanlage an der N.W.ecke, an der Stiftskirche zu Wilsnack (Brandenburg) ist ein Übergang auf zwei großen Bogen (wohl im 13ten Jahrh. erbaut) vom Stiftsgebäude zu einer Empore im nördl. Kreuzschiff führend, noch vorhanden. In der Pfarrkirche zu Idensen findet sich eine hohe Tür für den Patron, den Mindener Bischof zu seinem Sitz auf der mit einem Altar ausgestatteten Empore; usw."

329 Abb. bei Hase, Bd. II, Bl. 50, Text S. 205.

330 Abb. bei Dohme, S. 25 Fig. 23, Text S. 24. — vgl. Ostendorf S. 91.

331 An weiteren Beispielen nennt Ostendorf a.O. S. 17 die St. Georgskirche in Oberkaufungen (Rbz. Kassel), „die um das Jahrh. 1100 Kaiser Heinr. II. erbaut hat im Anschluß an den Palast der Pfalz, von dessen Obergeschoß aus über einem durch das Freie an der nördl. Seitenwand der Kirche herführenden Gang die Empore zugänglich war". Ferner bei Ostendorf erwähnt, S. 17 der sogen. „alte" Dom zu Regensburg um 1050, und kompliziertere Emporenanlagen (vgl. Ostendorf, S. 62) in St. Michael in Hildesheim (Abb. bei Döring, S. 51, Abb. 121 und bei Zeller, Taf. 4/5 Abb. 1) und im Dom zu Mainz, der Benediktinerkirche zu Murbach, dem Dom zu Trier, der Stiftskirche zu Pfalzel bei Trier und in der normannischen Architektur. — vgl. auch die Klosterkirche zu Heiningen (spätes 12tes Jahrh.) (Hase, a.O. Bd. II, S. 244, Abb. Blatt 63).

war allemal bei diesen Einbauten ausschlaggebend. Eine einheitlichere Stilkomponente läßt sich aus den herangezogenen Beispielen nicht herausschälen. Lediglich ließe sich feststellen, daß das N.querschiff gegenüber dem S.querschiff für solche Einbauten bevorzugt wird. (Wilsnack, Oberkaufungen, Heiningen, Quedlinburg, Stiftskirche). Nur die bedeutenderen unter den Bauten haben steinerne Emporen, meist werden die Emporeneinbauten in Querschiffen wohl nur aus Holz bestanden haben. So auch wohl in Osnabrück. Über die Ausgestaltung der Empore in Osnabrück im Einzelnen lassen sich keine Feststellungen mehr machen.

Die lokalen Verhältnisse in Osnabrück lagen so[332]: Auf dem nord-westl. vom Dome gelegenen „großen Freithofe", welcher den Bischöfen zustand, lag die „sala episcopalis", die erzbischöfliche Wohnung[333]. Als im Jahre 1100 der Dom abbrannte, brannte auch die bischöfliche Wohnung mit ab („cum curia episcopali")[334]. Mithoff behauptet, der Brüderhof sei dann nicht wieder aufgeführt und der Bischof habe dann in der nord. östl. Ecke des Platzes sich eine Wohnung erbaut. Über diese Bauten, die z. T. aus Holz, z. T. später in Stein aufgeführt wurden, läßt sich eine Urkunde aus dem Jahre 1290[335] dann des weiteren aus. — Soviel ist wenigstens sicher, daß sich die Wohnung des Bischofes an der nord. östl. Seite des Domes befunden hat und daß diese am nördl. Querschiff befindlichen Reste des Emporenzuganges jener um 1100 abgebrannten Bischofswohnung zugehörig gewesen sind. Wie weit sie nach diesem Brand in Gebrauch gewesen oder neu errichtet sind, entzieht sich unserem Wissen. Wahrscheinlich ist, daß diese Reste rötlich-gelben Bruchsteinmauerwerkes überall da, wo sie sich am Dom zeigen, noch vom romanischen Dom vor 1100 herstammen, da ja die nachweisbar der Zeit nach dem Brande 1100—1137 zugehörigen Neubauten der W.-türme aus ganz anders gearteten, gleichmäßig behauenen Quadern errichtet sind. Wir erhalten somit einen wichtigen Fingerzeig aus diesen N.querschiffresten für die Periodisierung der romanischen Reste des Domes. Es ist ja anzunehmen, daß der Brand des Domes

---

[332] vgl. dazu Mithoff a.O. S. 116 und Berlage, a.O. S. 296.

[333] frdl. Hinweis von Min.-Rat Dr. Rhotert: 1323 14/15 Bischof Gottfried verkauft eine Rente aus zwei Vikariehäusern an der St. Paulskapelle auf dem früheren Bischofshofe (in area quondam salae episcopalis) und trifft Bestimmungen für den Fall des Wiederaufbaues des Bischofshofes. (Dieser lag also an der St. Paulskapelle mithin nordöstlich vom Dom).
Urkunde: Abschrift des 15. Jahrh. im Staatsarchiv Osnabrück, Handschrift 189 S. 1.

[334] Chronicon Iburgense, Abgedr. bei Berlage, a.O. S. 296.

[335] bei Mithoff, a.O. zit.

von 1100 nicht den ganzen steinernen Bau des Domes zerstört hat, sondern daß bei der Wiederherstellung des 12ten Jahrh. Altteile des Domes erhalten und wieder benutzt worden sind.

Die Existenz einer Bischofsempore im N. O.querschiff läßt den sicheren Schluß zu, daß zur Zeit ihrer Existenz der Hauptaltar in der Vierung lag und so die freie Sicht zum Altar von der Bischofsempore aus gegeben war. Also darf man auch rückschließen, stammt die Bischofsempore aus der Zeit, da der Dom noch ohne rechtwinkligen Chorabschluß war und nur die durch Grabungen überlieferte Halbkreisapside, die die Vierung nach O. abschloß, besaß. Bei Erweiterung des Domes im späten 13ten Jahrh. durch einen rechteckigen Chorraum und Verlegung des Hochaltares in diesen Chorraum, wurde die Bischofsempore der Sicht zum Altar beraubt und sinnlos und daher spätestens im 13ten Jahrh. abgebrochen. Da die Erbauung des rechteckigen O.chors den spätesten Bauabschnitt innerhalb des Baues des 13ten Jahrh. darstellt, könnte das kleine Vierpaßfensterchen im verstärkten N. W.eckpfeiler des N.querschiffes seine Erklärung finden.

Als wesentliches Ergebnis dieses Kapitels darf neben der Rekonstruktion der N.querschiffassade und der These eines Emporeneinbaus die Feststellung gebucht werden, daß der heutige quadratische Grundriß des Querschiffes noch aus romanischer Zeit stammt und durch im Mauerwerk aller vier Seiten festgestellte Spuren eines romanischen Mauerkerns festgelegt ist. Dieses Ergebnis ist von Wichtigkeit für die Rekonstruktion des Gesamtgrundrisses und für den Nachweis des gleichfalls quadratischen äußeren Umrisses der (in ihrem innern Raum unterquadratischen) Vierung. Die lichten Maße dieses quadratischen Querschiffinnenraumes betragen: 10,20 m (gemessen einschließlich der später eingezogenen Gurt- und Scheidebögen).

Für das S. O.querschiff läßt sich eine romanische Grundanlage nicht in gleicher Weise nachweisen. Es ist im 13ten Jahrh. stärker in den Wiederaufbauvorgang einbezogen und anscheinend zu großen Teilen neu aufgeführt. (Vielleicht war es durch den Brand von 1254 besonders stark mitgenommen). Das lehrt die deutlich dem 13ten Jahrh. angehörende Verblendung und Dekoration der Außenseiten. Auch die Einwölbung dieses S. O.querschiffes im 13ten Jahrh. unterscheidet sich in der Rippenbildung deutlich von der Wölbung des N.O.querschiffes. Jenes hat Vierkantrippen, wie auch die Seitenschiffe des Langhaussystems. So ordnet es sich deutlich dem

radikal vorgehenden Langhausneubau in seinem ersten Stadium zu, der alles von Grund auf neu gestalten wollte. Doch ist die Grundrißdisposition des N. O.querschiffes auch hier beim S. O.querschiff im Wesentlichen beibehalten und gespiegelt. Der Grundriß des S. O.querschiffes ist gleichfalls quadratisch. Nur ist sein Grundmaß (statt 10,20 m wie im N. O.querschiff) etwa 10,45 m — 10,50 m.

ÜBER DEN EHEMALIGEN ÖSTL. ABSCHLUSS DER QUERSCHIFFE.

Die in der O.wand der O.querschiffe und den anschließenden Anbauten erhaltenen Reste einer älteren Anlage bedürfen einer besonders genauen analytischen Baubeschreibung[336a].

In der O.wand sowohl des nördl. wie des südl. Querarmes des O.querschiffes sitzt je eine große, breite, rundbogige Blende. Hinter dieser ist eine kleinere Arkade, durch die heute der Zugang zum Chorumgang führt. Zunächst sei die Aufteilung der O.wand des südl. Querschiffs erörtert, weil die Photographie 407,5 der Staatl. Bildstelle vom Jahre 1899 (die einen Einblick in das S.querschiff gibt), hier eine genauere Untersuchung des unverputzten Mauerkerns ermöglicht[336]. Die große Blende befindet sich ziemlich in der Mitte der O.wand und teilt deren untere Hälfte einheitlich auf. Wie die Photographie zeigt, ist sie aus behauenen Quadern errichtet und steht mit der dahinterliegenden Arkade sowie mit der nördl. angrenzenden Vorlage des Schildbogens im Mauerverband. Offensichtlich sind große Teile dieses Quadermauerwerks erneuert. Das Pilasterstück der Blende hat am Fuß keine Base, wie sie der Eckpilaster der Gewölbegurtbögen aufweist. Die Archivolte der Blende ist gleich der der dahinter liegenden Arkade aus regelmäßigen Quadern gefügt. Die Blende ist im Gegensatz aber zu der dahinter liegenden Arkade ohne Gesims.

Die hinter der Blende befindliche Arkade schließt an den nördlichen Pfeiler der Blende an, füllt aber nur die nördl. Zweidrittel der Blende. Die Arkade hat am Ansatz der Archivolte ein einfaches Schmiegegesims von ca. 0,13 — 0,14 m Höhe. Dieses Schmiegegesims, das als solches früher romanischer Zeit angehören muß, zeigt einige Verwandtschaft mit den Schmiegegesimsen der Eckpilaster der Taufkapelle, die sich, nur durch eine leichte Einkerbung bereichert, kaum von ihm unterscheiden. Dieses Schmiegege-

336 Eine gleiche Aufnahme vom noch unverputzten N.querschiff und seiner O.wand existiert leider nicht.

336a vgl. die maßstäbliche Zeichnung der beiden östl. Querschiffanbauten auf Tafel 7 dieser Arbeit.

sims macht eine Zuteilung dieser Arkade zu einer romanischen Bauperiode des Domes wahrscheinlich.

Hinter dem nördl. Pfeilerstück der Arkade springt die Wand 1,40 m bis zur den Chorumgangraum nördl. begrenzenden Wand des O.chores zurück. Hinter dem südl. Arkadenpfeiler springt die Wand nur 0,83 zurück. Der Chorumgang, dessen südl. Begrenzungslinie etwa in die Mitte der Blende fallen würde, erweitert sich hier zu einem kleinen südl. und östl. begrenzten Kapellenraum. Wir haben es der südl. und östl. Mauer dieses Anbaues mit romanischer zugehörigen Resten zu tun. Das beweist ein heute vermauertes rundbogiges Fenster (von mindestens 2,50 m Scheitelhöhe) in der O.wand dieses niedrigen Anbaues an das S.querschiff. Dieses Fenster (etwa 1,44 m breit, mit Sandsteinfassung etwa 1,92 m breit) ist nur aus in dem etwa 2,80 m breiten Mauerstück (vom Hof aus) zu beobachten. Es ist etwa 1,05 m von der äußeren südl. Ecke dieses Anbaues entfernt. Dieses Fenster zeigt eine romanisch abgeschrägte Leibung und sitzt innerhalb kleingeschichteten, rötlichbraunen, unregelmäßigen Mauerwerkes, das sich als solches älterer romanischer Bauperiode zugehörig zu erkennen gibt. Dieses außen sichtbare Fenster fügt sich in seinen Maßen harmonisch in die 2,48 m breite O.wand dieses Raumes ein, in der es ziemlich nach S. gerückt, etwa 0,90 m vom Chorumgang entfernt saß. Sein Archivoltenscheitel saß etwa 5,10 m und seine Sohlbank etwa 2,60 m über dem heutigen Boden des Querhauses. Seine Mauerdicke betrug etwa 0,75 m. Von außen stößt man durch eine kleine Lichtluke etwa 0,60 m tief in das hohle Innere dieses heute vermauerten Fensters bis zur inneren Backsteinvermauerung vor. Dieser Anbau ist also noch im Mauerkern und Anlage romanisch. Welche Bedeutung kommt ihm zu? Ein queroblonger, apsidialer Abschluß des Querschiffes? Da wir es am nördl. Querschiffarm mit einem ebensolchen, ganz entsprechenden östl. Anbau zu tun haben, scheint eine gewisse Regelmäßigkeit dieses östl. Abschlusses der Querschiffarme nicht von der Hand zu weisen. Sakristeianbauten waren in romanischer Zeit noch nicht üblich. Die Tiefenerstreckung dieses kleinen Raumes hinter der Arkade beträgt 3,75 m. Über der südl. den Chorumgang erweiternden Hälfte dieses Anbaues ist das Segmentstück einer Quertonne erkennbar. Sie wird durch einen von der südl. Grenzmauer des Chorumgangs aus von O. nach W. ansteigenden Einviertelkreis-Gurt abgefangen, der sich seinerseits gegen die Arkade hin abstützt. Es ist wohl ausgeschlossen, daß es sich hier um den

Rest einer ursprünglichen romanischen Überwölbung dieses Raumes durch eine Tonne handelt.

Die Ostwand dieses Anbaues sowie sein Zugang vom O.querschiff aus, die rundbog. Arkade mit Schmiegegesims, erweisen sich also deutlich als noch romanisch. Die dieser Arkade vorgelegte Blende jedoch kann in ihrer heutigen Gestalt romanischer Zeit nicht zugeschrieben werden. Ihre Unterfangung der O.oberwand des S.querschiffes fällt in die Zeit der Einwölbung des 13ten Jahrh. Eine Verstärkung der Mauern des Querschiffes war durch die stärkere Belastung durch die Einwölbung im 13ten Jahrh. geboten. (Wie weit eine solche Vorblendung, Verstärkung und Verdoppelung des alten romanischen Mauerkernes gehen kann, zeigen besonders deutlich die O.-N.- und S.seiten des W.querschiffes des Domes zu Münster, die in der gleichen Zeit des 13ten Jahrh. etwa in ähnlicher Weise verstärkt wurden, um die Mauern für die Gewölbe tragfähiger zu gestalten). Die ehem. Dicke der romanischen O.mauerwand des S.querschiffes ist also nicht ganz eindeutig festzulegen. Sicher aber war sie weniger dick und massiv als die heutige O.wand.

Die Aufteilung der O.wand des nördl. Querschiffarmes ist ganz analog der zuvor geschilderten O.wand des S.querschiffes gestaltet[337]. Die Blende nimmt etwa die Mitte der O.wand ein, deren untere Hälfte sie gleichmäßig aufteilt. Die hinter dieser Blende befindliche Arkade von 4,16 m Breite und 0,69 — 0,73 m Tiefe schließt an den südl. Pfeiler der Blende sich an. Die Arkade hat die gleichen Schmiegegesimse wie die Arkade des südl. Querschiffes.

Hinter dem S.pfeiler der Arkade springt die Wand nur 0,57 m, jedoch nach einer östl. Weiterführung (durch die Wendeltreppe zum oberen Chorumgang bedingt) abermals 0,66 m zurück, so daß sich ein Gesamtrücksprung bis zur Chorgrenzmauer von 1,23 m (gegenüber 1,40 m bei der südl. Arkade) ergibt. Die Wand springt hinter dem nördl. Eckpfeiler der Arkade weit mehr, nämlich 1,90 m (gegenüber 0,83 m bei der Arkade des S.querschiffes) zurück und erweitert sich hier gleichfalls zu einem kapellenartigen Raum (in dem ein Vesperbild des 16ten Jahrh. untergebracht ist), der mit einer west.östl. Tiefe von 3,23 m nicht ganz die Tiefe des 3,75 m tiefen Raumes hinter dem S.querschiff erreicht. Auch fehlt in seiner Außenwand das an der S.O.seite des Domes festgestellte romanische Fenster. Dafür findet sich an der N.wand dieses kleinen Kapellenraumes außen die Spur eines älteren romanischen Fensters

337 vgl. die maßstäbliche Grundrißzeichnung auf Tafel 7.

(das in der Größe dem O.fenster des entsprechenden Raumes des S.querschiffes etwa entspricht). Dieses Fenster befand sich östl. von dem zwar rundbogigen, aber keineswegs romanischen, sehr breiten Fenster, durch das heute diese Kapelle der schmerzhaften Mutter beleuchtet wird, etwa 0,75 m entfernt (wie heute im äußeren Mauerwerk zu beobachten ist). Dort ist die heute ausgefüllte östl. Grenze seiner Leibung mit einem Dreiviertel seiner rundbogigen Archivolte darüber noch deutlich im Mauerwerk zu erkennen. Verlängert man diese Archivoltenbogen bis zum westl. Bogenansatz, der heute vom neueingebrochenen Fenster überschnitten wird, so fällt diese westl. Begrenzung des ehem. Fensters etwa in die Mitte des heutigen Fensters. Von der äußeren östl. Ecke dieses kleinen Anbaues ist dies ehem. Fenster etwa 1,45 m entfernt gewesen. Der Archivoltenscheitel des ehem. Fensters lag vielleicht etwas höher als der des jetzigen Fensters. Auch im Verputz der Innenwand ist die Vermauerung dieses alten Fensters noch erkennbar. Das alte Mauerwerk dieses Anbaues gibt sich außen genau, wie der Anbau am südl. Querschiff dem unregelmäßigen, braunen Schichtwerk noch als einer romanischen Periode zugehörig zu erkennen. Die Dicke der nördl. Mauer dieses Anbaues beträgt etwa 1,00 m, die Dicke der östl. Grenzmauer etwa 0,85 m. Diese Unterschiedlichkeit der Mauerdicke ließe sich daraus erklären, daß auf der N.wand wahrscheinlich ein den Raum überspannendes Tonnengewölbe (wie auch heute noch) auflag. (?) — Die Wölbung ist hier heute eine ähnliche wie die beim östl. Anbau des S.querschiffs beschriebene: eine Viertelkreistonne, die durch einen von O. nach W. steigenden Viertelkreisgurtbogen südl. abgestützt wird. In beiden Fällen ist sowohl das Tonnensegment des kleinen Altarraumes wie auch der diese willkürliche unterbrochene Viertelkreistonne abstützende ost westl. Gurtbogen als eine wohl erst bei Errichtung des Chorumgan ges oder auch schon bei Errichtung des neuen quadratischen O.-chores zu Hilfe genommene Substruktion anzusehen.

In der historischen Grundlegung der Baugeschichte[338] konnte ich bereits feststellen, daß der Altar in dem beschriebenen kleinen an das N.O.querschiff anschließenden Kapellenraum, (der heute der schmerzhaften Mutter geweiht ist) sich bis in die Jahre 1174—1191 zurückverfolgen läßt. Im 16ten Jahrh. bereits war dieser Altar und Raum der schmerzhaften Mutter geweiht. Das bezeugt die Gruppe des Vesperbildes (von etwa 1520), das vor einigen Jahren wieder

[338] vgl. S. 23 dieser Arbeit.

an diesen seinen ursprünglichen Platz zurückgebracht ist. Man darf auch aus der in diesem Altar gefundenen Stiftungsurkunde des letzten Viertels des 12ten Jahrh. auf das Alter des Anbaues, in dem sich der Altar seit Jahrhunderten nachweislich befand, rückschließen.

Diese gleichmäßige östl. Erweiterung sowohl des Süd- wie des Nordquerschiffarmes läßt schließen, daß wir es nicht mit willkürlichen oder zufälligen späteren Erweiterungen zu tun haben, sondern daß diese auch sonst als alt bezeugten Reste auf eine ursprüngliche Planung zurückgehen, deren Sinn heute nicht mehr ganz deutlich ist. Ob es einfach nur längsoblonge Rechteckräume als Nebenchöre waren, oder ob ein komplizierterer Grundriß zugrunde gelegen hat, läßt sich nicht mehr feststellen. In welchem Verhältnis fernerhin diese rechteckigen Querschiffapsiden zum östl. Abschluß der Vierung gestanden haben sollen, ist besonders unklar. Die geringe Dicke der Mauern läßt es als durchaus unwahrscheinlich erscheinen, daß sich über diesen östl. Anbauten turmartige Stockwerke erhoben haben sollten. Etwa entsprechende Analogien zu einem derartigen O.abschluß der Querhäuser einer basilikalen Anlage sind in Sachsen und Westfalen nur an wenigen Stellen nachzuweisen.

Am ersten vergleichbar wäre etwa der Grundriß der Benediktinerkirche zu Susteren im Limburgischen[339] (die von Dehio und Vermeulen dem 11ten Jahrh. zugewiesen wird und unter rheinischem Einfluß steht). (Gelegentlich der morphol. Entwicklung des W.riegels konnte der W.riegel dieser Kirche bereits in eine entfernte Beziehung zur sächsischen Baukunst und zum Osnabrücker W.riegel gesetzt werden). Hier kommunizieren die rechteckigen Nebenchöre der Querschiffe mit dem Chorquadrum und dienten wohl liturgischen Bedürfnissen der Benediktiner.

Die 1129 geweihte Stiftskirche in Freckenhorst, die in mancher Weise nähere Beziehungen mit dem romanischen Dombau in Osnabrück aufweist (kreuzförmiger Grundriß, quadratischer Schematismus, Ornamentik, frühe Gewölbe, etc.) und ja auch zeitlich dem Osnabrücker Neubau ganz parallel läuft, hat neben den beiden O.ecktürmen an den O.querschiffseiten Apsiden, die außen rechteckig ummantelt sind. Die eine (die N.apsis) ist innen halbkreisförmig ausgebuchtet, die andere (die S.apsis) ist innen als kleiner rechteckiger Raum ausgebildet, der durch einen Apsidenbogen vom Quer-

339 Grundriß bei Dehio, Abendland, Taf. 47, bei Vermeulen, S. 183.

schiff aus zugänglich ist[340]. Dies wäre eine den Osnabrücker absonderlichen Rechteckapsiden vergleichbare Lösung.

Lübke, der 1853[341] ja zum ersten Mal den in seinen Grundzügen bis heute sich als richtig erweisenden Versuch machte, die romanischen Restteile des Domes vom Bau des 13ten Jahrh. zu sondern, erkennt diese in den O.wänden des O.querschiffes sitzenden Bogenblenden und Arkadenbögen zum ersten Mal als Ansatzbögen ehemaliger romanischer Apsiden. Dieser Auffassung folgt dann Nordhoff[342] und Berlage[343]. Mithoff nimmt keine Notiz davon. Siebern mißversteht Lübke, wenn er sagt[344]: „Vor der jetzigen Ausmalung deuteten Spuren auf das Vorhandensein halbrunder Nebenapsiden in der O.wand, wo jetzt die rundbogigen, im Kämpfer mit einfacher Schräge ausgestatteten Öffnungen in den Umgang führen", denn die ehemaligen Apsidenansätze sind ja auch heute noch in eben dem Befund wie ihn Siebern angibt, zu erkennen. Nur ist die bisherige Auffassung dahin zu berichtigen, daß es sich bei diesen Querschiffanbauten jedenfalls nicht um halbrunde, gewöhnliche Apsiden, sondern offensichtlich nur um rechteckige Räume gehandelt haben kann.

340 vgl. den Grundriß im Inventar, Kr. Warendorf.
341 Lübke a.O. S. 125.
342 Nordhoff, a.O. S. 209, (Berlage).
343 Berlage, a.O. S. 297.
344 Siebern, Inventar Stadt Osnabrück S 26.

DIE VIERUNG UND DER EHEMALIGE ÖSTLICHE ABSCHLUSS DES LANGHAUSES.

Es gilt im ersten Teile dieses Kapitels nachzuweisen, daß die Vierung, die heute im Grundriß ein queroblonges Rechteck ist, über dem sich ein entsprechend queroblonges Gewölbe des 13ten Jahrh. erhebt, ursprünglich und in der Planung gleichfalls einem quadratischen Umriß eingefügt ist und somit einem quadratischen Schematismus gehuldigt hat, wenn auch die Ausführung, die auf die Last des Vierungsturmes Rücksicht zu nehmen hatte, durch notwendige Vorlagen diesen Grundriß etwas verändert hat. Jedoch geben gewichtige Baubefunde eindeutigen Aufschluß über die im Plan ursprünglich betonte und auch im Bau möglichst ausgedrückte Quadratur der Vierung.

Es bedarf zuvor des ausdrücklichen Hinweises auf zwei Beobachtungen, die bisher noch nirgends vermerkt und erklärt wurden[346].

In der ersten deutenden Beschreibung des Domes sagt Lübke[345] bei der Zusammenstellung erkennbarer romanischer Restbestandteile innerhalb des heutigen Domes: „Es findet sich aber eine rundbogige Quergurte an der Grenze von Vierung und Langhaus neben einer offenbar später hinzugesetzten spitzbogigen Gurte". Diese Feststellung ist später vollkommen verloren gegangen. Heute befindet sich der Rundbogen nicht mehr an dieser Stelle. Es bestehen jetzt zwei Möglichkeiten: entweder hat sich Lübke bei der Niederschrift dieses Satzes geirrt oder der romanisch rundbogige Gurt ist bei einer späteren Restaurierung durch einen spitzbogig überhöhten ersetzt. Die erstere Möglichkeit ist bei der bekannten Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit Lübkes sehr anzuzweifeln. Für die Annahme der zweiten Möglichkeit sprechen mehrere beachtliche Gründe. Die Beobachtung Lübkes stammt aus dem Jahre 1853. Bei der Photographie des Langhauses des Domes durch die Staatl. Bildstelle im Jahre 1889[346] fällt die auffallend grellweiße Tönung der Gurtbo-

345 Lübke, a.O. 1853.
346 vergl. zum Folgenden die maßstäbliche Grundrißzeichnung und Rekonstruktion auf Tafel 8 dieser Arbeit.
347 Staatl. Bildstelle, No. 407,7.

gen zwischen der eingerüsteten Vierung und dem Langhaus auf, die deutlich von der übrigen Gesamtfärbung des Domes absticht. Wir dürfen annehmen, daß diese Gurte während der Restaurierung neugeformt worden sind, bzw., daß der westlichere der beiden Hauptgurte, der heute das Triumphkreuz trägt, ehemals rundbogig, zur besseren Einsicht in Vierung und Chorraum überhöht und wie die übrigen Gurte der Vierung zu einem gotisch-spitzbogigen Gurt umgebildet wurde. Für diese Tatsache spricht die Anbringung des Triumphkreuzes an diesem Gurt. Nach Aussage der Witwe des verstorbenen Dombaumeisters Hensen, der bis zum Jahre 1870 am Dom zu Osnabrück tätig war, ist dieses Triumphkreuz, das vormals an der N.wand des westlichsten quadratischen Joches des Domes gehangen hat, vom Dombaumeister Hensen wieder aufgefrischt und an seinen ursprünglichen Platz am sogen. Triumphbogen gebracht worden. Zu dessen Verankerung ist eine Neuöffnung durch den Gurt geschlagen und ein eigentümlicher kaminartiger Aufbau über dem Gurt (heute noch auf dem Dachboden sichtbar) errichtet, in dem das Kreuz freipendelnd verankert ist. Dieser Aufbau aus Backstein entstammt offensichtlich der Restaurierungsperiode. Ein romanisch rundbogiger Bogen würde vielleicht garnicht genügend Festigkeit besessen haben, um ein so schweres Kreuz tragen zu können. Ob das Kreuz auch früher an diesem Platz angebracht gewesen ist, ist zweifelhaft. Es darf aber doch wohl angenommen werden, daß bei der durch Anbringung des Kreuzes erfolgten Umformung des Gurtbogens dieser auch von seiner ehemaligen rundbogigen in die spitzbogige Form umgeformt wurde. An sich ist dies Vorgehen charakteristisch für die Rücksichtslosigkeit, mit der die Restauratoren des 19ten Jahrh. gegen historische Gegebenheiten vorzugehen pflegten. Wir dürfen also die von Lübke uns überlieferte ehemalige Rundbogigkeit dieses mittleren der drei Gurte zwischen Vierung und Langhaus als einigermaßen wahrscheinlich hinnehmen. Zu erwähnen ist schon an dieser Stelle, daß nicht über diesem mittleren das Triumphkreuz tragenden Gurt, sondern erst über den ihm benachbarten östl. der drei Gurte sich die W.mauer des Vierungsturms erhebt.

Die zweite angedeutete Beobachtung gilt zwei an den beiden westl. Pfeilern aufgedeckten Schmiegebasen, deren Existenz bisher noch nirgend erwähnt wurde. Die eine befindet sich am N.W.pfeiler der Vierung und zwar an der östl. Seite, am Pilaster, der den südlicheren der beiden zwischen Vierung und N.querschiff befindlichen

Gurtbögen westl. aufnimmt. Die einfache Schmiegebase erhebt sich 0,42 m über dem erhöhten Fußboden des erhöhten N.querschiffes. Unter diesem neuen Fußboden wird sich zweifelsohne ihr verdeckter Teil noch weiter abwärts verfolgen lassen. Sie ist schlecht erhalten und an der Ecke weggehauen. Jedoch ist noch deutlich erkennbar, daß sie um die N.ecke herumgekröpft war.

Am S.W.pfeiler der Vierung bemerken wir an der genau entsprechenden Stelle (am westl. Pilaster, der den nördlicheren der beiden zwischen Vierung und S.querschiff befindlichen Gurte aufnimmt) eine ganz gleich ausgebildete Schmiegebase. Diese ist insgesamt (Block und Schmiege) 0,52 m über dem Fußboden des S.querschiffes sichtbar, also etwas tiefer noch sichtbar als ihr nördl. Gegenstück, was sich aus einer etwas tieferen Lagerung des Fußbodens des S.querschiffes erklären läßt. Beide Basen (ziemlich steil ansteigende Schmiegen über hohen Rechtecksockeln) geben sich als solche und auch im Vergleich mit den ihnen benachbarten Basen des 13ten Jahrh. unbezweifelbar als noch romanische Basen eines romanischen Baues zu erkennen, die sich an ihrem ursprünglichen Ort erhalten haben und in der Form ganz verwandt, wenn auch im Ausmaß verschieden mit den am W.werk des Domes aufgefundenen, bereits beschriebenen alten romanischen Schmiegebasen sind. Wir gewinnen aus ihnen die Gewißheit, daß die sich über ihnen erhebenden Pilaster noch ebenfalls romanisch und einem romanischen Grundriß des Domes zugehörig sind. Ferner geben sie uns einen Anhalt für die ehemalige wahrscheinliche Höhe der Vierung und der Querschiffe, die sich also als höher gelegen als das Langhaus erweisen.

Die Pilaster, an denen diese Basen sitzen, sind somit Grenzstücke der alten Vierung. Die Gurtbögen, die sich über diesen Pilastern erhoben, begrenzten die Vierung nach Norden und Süden. Die Pilaster selbst sind die westl. Grenzsetzung der Vierung in ihrem inneren Rechteck.

Betrachten wir nun aber diesen heute erhaltenen Grundriß der Vierung. Den Gurtbogen zwischen Chor und Vierung dürfen wir als östl. Grenze betrachten und den östl. der drei Gurte zwischen Langhaus und Vierung als westl. innere Grenze. So ergibt sich ein querrechteckiger Grundriß (8,70 m : 9,70 m Innenraum). Über dieser rechteckigen Grundlage erhebt sich heute der gleichfalls querrechteckige (in den oberen Geschossen in ein Achteck mit ungleichmäßigen Seiten übergehende) Vierungsturm. Vergleichen wir dieses

Grundrißrechteck mit dem quadratischen Grundriß des N.querschiffs, so zeigt sich, daß die Vierung westl. verkürzt ist, indem die westl. Eckpfeiler nach Osten vorgezogen wurden. Der heutige westl. Abschluß der Vierung besteht nun aus drei Gurtbögen. Der westlichste spitzbogige (0,90 m breite) Gurt gehört bereits zum Langhaussystem des 13ten Jahrh. Der mittlere (ca. 1,00 m breite) Gurtbogen, der das Triumphkreuz trägt, ist nach meiner oben dargelegten Annahme rundbogig gewesen, er gehört also noch romanischer Bauzeit an. Betrachtet man nun aber einmal diesen Gurt als die eigentliche westl. Grenze der Vierung, so erhält die Vierung gleichfalls einen quadratischen Grundriß, der in der gleichen Flucht mit dem Quadrat des N.querschiffes liegt. Somit bekommt die Vierung trotz ihres rechteckigen Innenraumes durch die Verstärkung oder Verdoppelung des westl. Gurtes doch einen quadratischen Umriß zumindest und fände innerhalb eines quadratischen Gesamtsystems des Domes eine gemäße, mühelose Einordnung. Die inneren Raummaße dieser durch den mittleren westl. Gurt begrenzten quadratischen Vierung wären 9,70 m (nördl.-südl.) und 10,10 m (west.-östl.).

Welche Gründe zur Verstärkung oder Verdoppelung des W.-gurtes geführt haben, ist wohl nicht eindeutig zu erklären. Vielleicht hatte dieser westl. Doppelgurt die Aufgabe, den Vierungsturm gegen das Langhaus hin abzustützen. Weshalb der Vierungsturm überhaupt aber eine längsrechteckige Ausgestaltung erfahren hat, ist nicht klar zu erkennen, Rücksichten der Einwölbung oder Abstützung haben vielleicht mitgesprochen. Die Verdoppelung des W.-bogens der Vierung ist eine hirsauische Angewohnheit, die durch die in den W.ecken der O.vierung angebrachten Türme motiviert war, jedoch auch bei turmlosen Anlagen vorkommt[348]. Daß in Osnabrück beim Neubau von 1100—1106 Mönche der benediktinischen Kongregation mittätig waren, ist eine immer wieder auftauchende Vermutung.

Die Breitenmaße der die Vierung begrenzenden Gurtbögen unterscheiden sich untereinander. Bei ihrer Messung darf nicht unten am Pfeilerkern allein Maß genommen werden, da die Pfeiler und Pilastervorlagen sich z. T. nach unten ganz unregelmäßig verbreitern. Viel mehr muß ihr Breitenmaß durch eine Peilung nach ihrer oberen Weite richtig gestellt und zur Grundrißzeichnung zum Maßstab ge-

[348] vgl. dazu Dehio, Gesch. d. dtsch. Kunst, 1919, Bd. I, S. 105, Anmerk. und S. 106.

nommen werden. Für den nördl. und südl. Gurtbogen ergibt sich das Grundmaß von 1,50 m, der östl. Gurt ist 1,25 m breit und im W. ergibt sich für den östl. der beiden Grenzgurte 1,35 m und für den westl. 1,00 m. Die Grenzpfeiler der Vierung haben eigentlich nur noch an den Innenseiten eine ursprüngliche Form des Kreuzpfeilers, die durch Vorlage von Gurt-Pilastern vor einem rechteckigen Pfeilerkern entsteht, beibehalten. Durch Einwölbung der Querschiffe und durch den Anbau des Langhauses ist ihre übrige Erstreckung nach den anderen verändert oder überhaupt in einer neuen Pfeilermasse aufgegangen. Am N.O.eckpfeiler ragt der angrenzende Grenzgurtpilaster des N.querschiffes ca. 0,70 m vor, am S.O.eckpfeiler liegt der entsprechende Gurtpilaster mit dem benachbarten Pilaster des Vierungsgurtes in einer Fluchtlinie. Diese Verschiedenheiten sind durch verschiedenartige Einwölbung der Querhäuser im 13ten Jahrh. bedingt. Das N.O.querschiff wurde überdies nicht so weitgehend in den Neubau des 13ten Jahrh. einbezogen wie das S.O.-querschiff.

Zur Rekonstruktion des ursprünglichen Pfeilergrundrisses der Vierungspfeiler kann nur gesagt werden, daß sie sich der vorbildlichen Form des Kreuzpfeilers wohl angenähert, sie jedoch nicht innegehalten haben, da die statischen Bedingungen des Vierungsturmes eine breitere und nach den Seiten abgestützte Pfeilermasse bedingten. Wie diese Form ursprünglich gewesen ist, könnten wohl nur Grabungen nachweisen. Zu beachten ist etwa noch, daß die ursprüngliche Dicke der O.wand der Querschiffe vielleicht geringer gewesen ist und östl. noch weiter als jetzt hinter den Vierungseckpfeilern zurückgesprungen ist. (Die durch den breiten Blendbogen ausgehöhlte O.wand, ein, wie im Kapitel über die O.apsiden dargelegt wird, Bestandteil des 13ten Jahrh., läßt diesen Gedanken aufkommen).

In der Fülle des Ungeklärten und noch Unklärbaren steht jetzt noch die Frage nach dem östl. Abschluß der Vierung und des gesamten Domgrundrisses des 12ten Jahrh. Schon die Annahme einer Bischofsempore im N.querschiff hatte den Gedanken nahegelegt, daß sich an die Vierung östl. kein Chorraum angeschlossen habe, da von der Bischofsempore eine Sicht in diesen nicht gut möglich zu denken war. Dieser Hypothese kommt die überlieferte Nachricht von der Auffindung der Fundamente einer runden Vorapside, die an die Vierung anschloß, zu Hilfe. Sie findet sich zum ersten Mal literarisch belegt bei Berlage (1878) und hat folgenden Wortlaut: „Dann

fand sich aber bei der Restauration des Domes in neuester Zeit hinter dem jetzigen Hochaltar ein starkes Fundament vor, von 2 ¼' Stärke. Dasselbe lief in einem Bogen von dem einen östl. Pfeiler der Vierung bis zum anderen, und eine Senkrechte, von der Mitte der die beiden Eckpfeiler verbindenden Linie (34 ½') bis zum Bogen fortgeführt, war 13 ¼' lang". Mithoff übernimmt diese Notiz wortgetreu und fügt als Jahr der Ausgrabung 1866 hinzu. Nordhoff bezieht sich auf Mithoff. Herr Domvikar Dolfen äußerte mir gegenüber, daß über den Fund selbst aber keinerlei Notiz mehr im Generalvikariatsarchiv zu finden sei. Aus der zitierten Notiz geht einwandfrei hervor, daß das Fundament dieser ehemaligen Apsis sofort an die östl. Vierungspfeiler sich anschloß und daß also keinerlei Chorjoch oder ein schmales Zwischenjoch anzunehmen wäre.

Ein weiterer Baubefund stützt diese überlieferte Nachricht des rundbogigen apsidialen Schlusses. In der Rückwand des heutigen Hochaltares befindet sich eine Tür, die zu einem (bisher in der Literatur nicht erwähnten) unterirdischem Gang führt. Dieser Gang bewegt sich vom heutigen Hochaltar, unter dem er mündet, von O. nach W. Er liegt etwa in der Achse der Kirche. Man steigt zu ihm auf einer Treppe von 7 Stufen hinab. Der Boden dieses Ganges liegt etwa 1,30 m tief unter dem Boden des heutigen Chores. Man kann in diesem Gang nur gebückt stehen. Er ist angefüllt mit Bauschutt. Eine sorgfältig gemauerte, verputzte, gleichmäßige, rundbogige Tonnenwölbung schließt ihn nach oben ab. Er ist 0,60 — 1,00 m breit. Einschließlich der abführenden Treppe und einer nach W. zunehmenden Verengung des Ganges hat der Gang insgesamt eine Länge von 8,00 m. An seinem westl. Ende, das hoch mit Steinen und Bauschutt angefüllt ist, stößt man gegen Mauerwerk, das der westl. Ausdehnung dieses Ganges ein Ende setzt. Da innerhalb des heutigen Chorraumes die Treppe zu diesem unterirdischen Gang in einer Entfernung von 12 m östl. Vierungsgurtbogen (ausschließlich) mündet und die innere Länge des Ganges 8,00 m beträgt, so befindet sich der äußere Umriß der Mauer (gegen die man westl. im Gang stößt) etwa 4,00 m vom östl. Vierungsgurtbogen entfernt. Somit handelt es sich hier wohl um die in der Erde befindliche Grundmauer der ehemaligen rundbogigen Hauptapsis. Im Gang trifft man auf sie in ihrem Scheitel, also im Punkte ihrer äußersten östl. Erstreckung, da der Gang genau in der Mitte des heutigen Chores und in der Hauptachse der Vierung liegt. Vielleicht läßt sich Genaueres noch einmal nach einer Ausschachtung des Ganges und Forträumung des Schuttes sagen.

Offensichtlich handelt es sich hier um den Mittelstollen einer alten Confessio-Anlage[349]. Das Reliquiengrab muß sich als Bodengrab unterirdisch in der halbrunden Apsis unter dem in der Apsis stehenden Hauptaltar befunden haben. Mit diesem Befund würde die urkundliche Überlieferung über die Auffindung der Reliquien nach dem Brande vom Jahre 1100 sehr gut übereinstimmen, die besagt: „sub principale altare" „invento brevi muro cum fornice firmissimo reperta sunt cum aliis multis reliquiis corpora sanctorum". Ganz eindeutig handelt es sich hier um ein Bodengrab. Zu diesem führte zur Verehrung der Reliquien der Stollen, dessen primitive Ausbildung auf ein Alter schließen läßt, das über den Dombrand von 1100 hinaus weit zurück in frühchristliche Zeit deutet. Aus schon dargelegten Gründen (vgl. Kapitel C. Seite 23) erscheint es höchst unwahrscheinlich, daß diese confessio um 1100 noch benutzt oder überhaupt bekannt gewesen wäre. Somit hätten wir in diesem Gang wohl den ältesten Teil des Domes, der in eine bisher nicht näher belegte Frühzeit weist, zu erblicken. Die gesamte Anlage der Confessio könnte nur durch umfangreiche Grabungen näher belegt werden.

Eine ältere Volksmeinung besagt, dieser unterirdiche, alte, hinter dem Hochaltar mündende Gang habe zum Jenseits des Haseflusses auf dem Gertrudenberge gelegenen Gertrudenkloster einen unterirdischen Zugang gebildet. Diese Vermutung ist jedoch wohl in das Reich der Fabel zu verweisen.

N.O.vierungspfeiler und S.O.vierungspfeiler sind 8,60 m voneinander entfernt. Wenn der äußere Radius des Apsidenbogens (die Entfernung vom östl. Vierungsturm bis zum äußeren Mauerscheitel der Apside) etwa 4,00 m lang gewesen ist, (wie die obige Beobachtung ergab) so ergibt sich bei einer Mauerdicke von schätzungsweise 0,75 m ein innerer Radius von 3,25 m. Diese Maßproportionen ergeben für den zu rekonstruierenden Apsidenbogen über der Geraden der östl. Vierungsgrenzlinie einen etwas flachen und gedrückten Halbbogen. Diese Maßproportionen würden durchaus dem durch die literarische Notiz überlieferten Maßen der ausgegrabenen Apside entsprechen, die dadurch in etwa bestätigt wird, so daß man diese halbrunde, apsidiale Abschlußform der Vierung wohl als ursprünglich annehmen muß.

Jedoch stellen sich auch bei dieser Annahme eines apsidialen Abschlusses neue Bedenken ein. Der so plötzliche Abschluß des

[349] vergl. J. Braun: „Der christliche Altar". 1924. S. 563 ff.

Langhauses sofort hinter der Vierung muß frappieren, da sich doch ein Vierungsturm von beträchtlicher Höhe über der Vierung erhob, der auf diese Weise keine stärkere Widerlagerung im O. gefunden hätte. Außerdem berührt auch ästhetisch in der äußeren Ansicht des Domes der so zu rekonstruierende abrupte wenig abgerundete östl. Abschluß eigentümlich, der vom hohen eine feste Zäsur setzenden Vierungsturm zur doch höchstens bis zur Mittelschiff reichenden östl. Hauptapside steil abfiel. Die Rekonstruktion eines solchen Abschlußaufrisses wirkt im Gesamtumriß des Domes wenig überzeugend. Ich wüßte kein Beispiel zu nennen in Sachsen und Westfalen, wo sich über einem T-förmigen Grundriß (um den es sich doch in Osnabrück dann handeln würde) ein Vierungsturm, der doch gerade die Durchkreuzung von Langhaus und Qurhaus deutlich nach außen hervortreten lassen soll, erhoben hätte. — Im Rheinland ist in Wipperfürth St. Nikolaus (Kr. Wippf.) eine eigentümliche Anlage überliefert: im O. niedrige Kreuzflügel und Abschluß durch drei parallele Apsiden. „Auf einen heute nicht mehr vorhandenen Vierungsturm lassen alte Münzen, die Treppentürmchen zwischen den Apsiden und andere Anzeichen schließen“[350]. — Ein vergleichbares Beispiel wäre etwa nur St. Moritz in Hildesheim[351], dessen „Vierungsturm“ (heute ein Turm des Barock) trotz der Querschiffe über dem Chorjoch sitzt und mit einem vorgelegten schmalen Chorjoch östl. abschließt und ähnlich Osnabrück im Umriß sehr abrupt abfällt.

Viel wahrscheinlicher aber ist, daß es sich bei dieser Apsis um einen Teil des Domes vor 1100 und früher handelt und daß 1100—1106 bereits der Dom im Osten durch einen kurzen rechteckigen Vorchor, an den sich seitlich die rechteckigen Nebenapsiden anschlossen, erweitert worden ist.

---

350 vgl. Organ für christl. Kunst, Jahrg. IV, ferner Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 510.

351 Abb. bei Hase, Bd. I, S. 25/26, (Text)

DER OKTOGONALE VIERUNGSTURM.

1. Datierung.

Es besteht die Frage, welcher Bauperiode der oktogonale Vierungsturm über der O.vierung zugehörig ist. In der bisherigen Literatur wurden seine zwei unteren Geschosse stets für noch romanische Zeit in Anspruch genommen, sein von Giebeln gekrönter Fries aber dem 13ten Jahrh. zugeschrieben[352]. Diese Zuschreibung besteht aus folgenden Gründen zu Recht. Lübke[353] hat 1853 zuerst auf das unterschiedliche Steinmaterial im Aufbau des Vierungsturmes hingewiesen. Die zwei unteren Geschosse sind aus einem „porösen Steine errichtet, der am Silberberge gebrochen wird und einen unangenehm schwefelartigen Geruch beim Zerreiben verbreitet". Es ist dies der auch an den übrigen romanischen Bauteilen verwandte gelblich-rote Quadersandstein. Das Friesgeschoß hingegen mit den acht Giebelaufsätzen ist aus grün-gelblichen („Lüstringer") Steinen errichtet. Derselbe Stein ist auch beim N.W.turmfries und auch sonst beim Bau des 13ten Jahrh. verwandt. Dieses verschiedene Baumaterial des Vierungsturmes ermöglicht eine Trennung der Bauperiode des Turmes. Im Wesentlichen muß auf die erwähnte ältere literarische Notiz Lübkes zur Datierung des Domes zurückgegriffen werden, da der heutige Zustand des Turmes, der von innen und außen ganz neu verputzt und auszementiert ist, nichts mehr von der von Lübke festgestellten Verschiedenheit des am Turm verwandten Gesteins und auch nichts mehr von ursprünglicher Ornamentik erkennen läßt. Der Fries und die Giebel (nach baufälligen Vorbildern heute getreu erneuert), die sich auch durch ihre Ornamentik deutlich als eine Zutat des 13ten Jahrh. erweisen, sind also später als die beiden Hauptgeschosse des Turmes. Denselben Fall haben wir auch beim N.W.turm, dessen Fries gleichfalls dem 13ten Jahrh. angehört. Der gesamte untere Turm also entstammt noch romanischer Zeit. — Die schlichten Doppelarkaden der Fenster des Vie-

---

[352] vgl. Lübke a.O. 1853, S. 122—124; Otte, a.O. S. 199; Mithoff, a.O. 1879, S. 106, 116; Nordhoff 1889 a.O. S. 210/11; Dehio, Handb. 1928 S. 400.

[353] Lübke, a.O. S. 122—124.

rungsturmes entsprechen den Doppelarkaden der Fenster des N.W.-turmes. Auch diese schlichte und großförmige Haltung der unteren zwei Turmgeschosse, die ohne alle ornamentale Ausschmückung sind, spricht dafür, daß dieser Turm noch romanischer Zeit angehört. Eine genauere Datierung des Turmes nun aus seinem Befund ist schwierig, da von seiner Einzelornamentik nichts erhalten ist. Die Einzelteile der Fensterarkaturen, die Säulchen, Kapitelle, Basen und Gesimse sind von den Restaurierungen des 19ten und 20ten Jahrh. ersetzt und noch jüngst das gesamte Äußere des Turmes durch neue Putzschichten übertüncht. Lübke spricht 1853 noch von den „schwer und primitiv geformten Würfelkapitellen seiner Schallfenstersäulen", die den wenigen, heute noch erhaltenen romanischen Kapitellen des N.W.turmes etwa entsprochen haben müssen. Heute ist von alledem, (wie auch von dem von Lübke berichteten besonders „verwitterten Zustande seines Mauerwerks", der auf ein höheres Alter schließen ließe) nichts mehr zu beobachten. Um zu einer näheren, sicheren Datierung des Turmes in romanischer Zeit zu gelangen, müßte man sich also nach anderen Kriterien umschauen.

Zu diesem Zweck muß man den Unterbau des Turmes in die Untersuchung einbeziehen und auch die mutmaßliche Zeit seiner Entstehung aus dem gesamten, bisher mit Sicherheit rekonstruierten Bauverlauf herzuleiten versuchen. Gelegentlich des Brandes von 1100 wird im Chronicon Iburgense berichtet, daß die im Hauptaltar des Domes aufbewahrten Reliquien der hl. Crispinus und Crispinianus unter dem Brandschutt so sehr verschüttet gewesen seien, daß man mehrere Tage bei den Aufräumungsarbeiten nach ihnen gesucht hat. Dieser Hauptaltar wird sicherlich in der Apsis bzw. in der Vierung gestanden haben. Der Teil der Vierung also scheint besonders vom Brande betroffen worden zu sein. Die Decke der Vierung und der vielleicht darüber befindliche Turm müssen eingestürzt sein und den Hauptaltar unter ihren Trümmern begraben haben. Also dürfte das Alter des heutigen Vierungsturmes nicht über das Jahr 1100 hinaus reichen. Ob zuvor auch bereits ein Vierungsturm bestand? (Jedenfalls ist die von Nordhoff angenommene Datierung auch des Vierungsturmes in die Zeit Bennos 1067—1088, nicht halbar). Um also das Gotteshaus nach dem Brande von 1100 wieder in Benutzungszustand zu setzen, bedurfte es zu allererst einer Bedachung der Vierung als des Hauptaltarraumes.

Zu diesem Zweck benutzte man die stehengebliebenen Grundmauern der ehem. Vierung, deren Umriß, wie ich im Absatz über

die Vierung nachgewiesen habe, quadratisch war. Es bestand kein Grund sie völlig abzureißen. Da man Altarhaus und Vierung auch nach außen hervorheben und auszeichnen wollte, schritt man zur Errichtung eines steinernen Turmes, der zudem mehr Haltbarkeit als eine hölzerne Flachdecke oder auch ein hölzerner Dachreiter versprach. Zudem gab er dem Streben nach Monumentalität Ausdruck, die das Charakteristikum dieser Zeit ist. Offenbar aber hielt man die alten (kreuzförmigen?) Vierungspfeiler nicht für genügend tragfähig, um die Last des neuen steinernen Vierungsturmes zu tragen. Darum gab man dem alten Pfeilerkern an den beiden westl. Vierungspfeilern eine östl. Vorlage, zog sie gewissermaßen nach O. vor. Dadurch wurde die Vierung und der Vierungsturm unterquadrat. Eine Tatsache, die seltsam genug ist und sonst keine Erklärung finden würde. Man erbaute also auf der neuen Grundlage der unterquadraten Vierung den Vierungsturm und benutzte die alten westl. Vierungspfeiler samt ihrem Gurtbogen gewissermaßen als westl. Widerlager und Abstützung für den Vierungsturm. (Vielleicht bewirkte auch gerade die von mir festgestellte Umformung des alten rundbogigen romanischen Vierungsgurtbogens in einen spitzbogigen Gurt, mit die Gefährdung des Vierungsturms, dessen im 20ten Jahrh. zutagegetretenen Schäden eine umfangreiche Stützungsaktion und Auszementierung des Vierungsturmes im Jahre 1928 notwendig gemacht haben)[354]. Im N., S. und O. der Vierung wurde von einer besonderen Widerlagerung oder Verbreiterung der Vierungspfeiler abgesehen. Warum ist nicht zu sagen. Vielleicht boten die anschließenden Gurte der Querschiffe und der ehem. apsidiale Chorabschluß genügend Widerlagerung für die Vierungsturmlast, vielleicht ist die westl. Gurtverdoppelung vorgenommen worden, weil das Langhaus nach dem Brande von 1100 vielleicht in einem völligen Neubau begriffen war, und weil hier, im Gegensatz zu den Querschiffen, zwischen Langhaus und Vierung nur ein trennender Gurt bestand.

Jedenfalls dürfen die östl. vorgezogenen Pfeilervorlagen der westl. Vierungspfeiler mitsamt ihren alten romanischen Schmiegebasen als zur selben Bauzeit wie der Vierungsturm selbst gehörig betrachtet werden. Bilden sie doch die eigentliche Grundlage der W.seite des Vierungsturmes. Diese schlichten romanischen Schmiegebasen bestätigen also die Entstehung des Vierungsturmes in romanischer Zeit.

---

354 vgl. Dolfen: Die Sicherungsarbeiten am Dome zu Osnabrück, in Osnabrücker Volkszeitung, 25. Dez. 1925, Nr. 356, 2.tes Blatt. — Ferner die Jahresberichte des Provinzialkonservators der Prov. Hannover.

Daß der Vierungsturm etwa erst in der Bauperiode 1137—1141 entstanden sei, halte ich für unwahrscheinlich, doch nicht für ausgeschlossen. Es ist möglich, daß die Nachricht von der Bautätigkeit des Bischof Udo: „apud ecclesiam reedificatam turres reedificari procuravit" auch mit dem Vierungsturm in Verbindung gebracht wird. Jedoch möchte ich hier zunächst gegenüber der unhaltbaren Frühdatierung Nordhoffs (und Burmeisters) wenigstens versuchen, die Erbauung des Turmes für die Zeit von 1100—1106 stilistisch zu sichern.

Die historische Einordnung des Vierungsturmes in die Reihe oktogonaler Vierungstürme der romanischen Baukunst gibt der Ansicht, daß er im Rahmen des großen Domneubaues um 1100 entstanden ist, eine Bestätigung. Rückt er so doch in die nächste Nähe des kurz zuvor bei dem sächsischen Benediktinerklosterbau in Gröningen (1080—1100) errichteten oktogonalen Vierungsturms. Die Beziehung und Verwandtschaft zu dieser Gruppe sächsischer Bauten (Quedlinburg, Gröningen etc.) war schon bei Verfolgung der Osnabrücker Ornamentik und auch der Grundrißformen des W.riegels festgestellt worden.

Die Genesis des oktogonalen Vierungsturmes in der romanischen Baukunst ist noch weithin ungesichert. Sie wäre mit der Entwicklung ihrer Einzelelemente Gegenstand einer Sonderuntersuchung, die in der erforderlichen Breite hier nicht geleistet werden kann.

Der früheste erhaltene oktogonale Turm ist wohl der über dem W.werk der Münsterkirche zu Essen, der noch aus den Jahren 973 bis 1011 stammt[355].

Der früheste oktogonale Vierungsturm der gesamtdeutschen romanischen Baukunst ist wohl der der Hl. Kreuzkapelle in Trier, dessen Bauzeit in die Zeit 1050—1066 gesetzt wird. Diese Kapelle hatte über quadratischer Vierung bereits einen oktogonalen Turm, dessen Oktogon durch Trompen — den ersten nachweisbaren in Deutschland — abgestützt war[356].

Der erste frühromanische oktogonale Vierungsturm am Mittelrhein ist der des Domes zu Speyer[357], der wahrscheinlich noch zur Bauzeit unter Heinrich IV. (1056—1106) gerechnet werden muß.

---

[355] vergl. Wilhelm-Kästner, Die Münsterkirche zu Essen. 1929.

[356] vergl. W. Effmann: „Heiligkreuz und Pfalzel.. Beiträge zur Baugeschichte Triers". Freiburg—Schweiz, 1890, S. 26—38. Abb. und Text bei Frankl, Handb. S. 88.

[357] vgl. Dehio, Handb. Bd. IV, 1926, S. 319.

Ihm folgt der O.turm von Maria Laach[358], der wahrscheinlich 1095—1100, spätestens aber bis 1177 erbaut wurde.

Der erste in Sachsen nachweisbare oktogonale Vierungsturm ist der von Kloster Gröningen[359]. Dehio und Gaul datieren diese Kirche übereinstimmend in die Jahre 1080—1100. (Ostendorf mit einer Datierung Mitte 12tes Jahrh. irrt.). Der Bau von Kloster Gröningen folgt im Wesentlichen der Anlage der Schloßkirche von Quedlinburg und der Liebfrauenkirche zu Magdeburg. Von der ersteren wiederum ist auch der Bau des Domes zu Osnabrück um 1100 stark abhängig. Somit darf der Vierungsturm von Kloster Gröningen als der unmittelbare Vorläufer des Osnabrücker Vierungsturmes gelten. Quedlinburg und Gröningen (letztere selbst eine Benediktinerkirche) stehen unter dem weiteren Einflußbereich der Hirsauer Reform, (wenn auch die O.chöre in Gröningen erst im 12ten Jahrh. hinzugefügt sind und Quedlinburg die Hirsauer Choranlage nicht deutlich ausgeprägt hat). „Der oktogonale Vierungsturm erscheint in Sachsen erstmalig im Zusammenhang mit dem Cluniazensischen Bautyp"[360]. „Der achteckige Vierungsturm ist im Zusammenhang mit dem Gewölbebau der burgundischen Kirchen aufgekommen"[361]. Hier erfuhr die Kunst des Wölbens ihre besondere Pflege, die die schwierige Einwölbung des Vierungsoktogons mit seinen Trompen- oder Zwickelbildungen erst ermöglichte. Aus dieser Tradition schöpfen die oktogonalen Vierungstürme Niedersachsens. Mit diesen steht auch der Bau des Vierungsturmes in Osnabrück in Beziehung.

Der Osnabrücker Vierungsturm hinwiederum war das Vorbild für den wohl beim Bau 1133—1143 am Dom zu Paderborn angelegten (später 1233—1241 wieder eingestürzten) Vierungsturm und für den an der Benediktinerklosterkirche Marienmünster 1128 errichteten gleichfalls oktogonalen Vierungsturm. Letztere besaß als Benediktinerbau mehrfache weitere Verwandtschaft mit dem Osnabrücker Dombau des 12ten Jahrh.

Somit kommt dem Osnabrücker Vierungsturm einige größere entwicklungsgeschichtliche Bedeutung zu. Steht er doch mit der Zeit seiner Erbauung 1100—1106 mit in der ersten Reihe der frühesten erhaltenen oktogonalen Vierungstürme der deutschen romani-

358 vgl. Dehio, Bd. IV, 1926, S. 183.
359 vgl. Gaul, a.O. S. 17/18; Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 155; Osnedorf a.O. S. 154.
360 vgl. Gaul, a.O. S. 34, Abschnitt 4 und 5.
361 Ostendorf, a.O. S. 152—154, ferner S. 196.

schen Architektur. Eine ganze Anzahl bedeutender achteckiger Vierungstürme, die allgemein als frühe Beispiele galten, liegen zeitlich hinter ihm. So: Hochelten um 1120[362]; Hildesheim St. Godehard 1133—1172[363]; Knechtsteden 1138—1181[364]; Königslutter, etwa 1170[365]; Worms, Dom, Ostturm Ende 12tes Jahrh.[366]; Schlettstadt, St. Fides 1175—1200[367]; Straßburg, Münster, 1170—1250; Freiburg, Münster um 1200; Mainz, Ostturm 1183 vollendet[368]; Hameln, St. Bonifatius, Ende 12tes Jahrh.

2. Das Innere des Vierungsturmes.

In welcher Weise der Vierungsturm von seiner rechteckigen Grundlage in das Oktogon überführt wird, ist leider nicht genau zu erkennen. Vom Inneren des Domes haben wir nur Einblick in die nachträglich vom 13ten Jahrh. eingezogene, steil ansteigende Wölbung, die den Übergang vom Rechteck ins Oktogon verschleiert. Betritt man auf dem Dachboden das Gewölbe der Vierung, so kann man nur erkennen, daß hier die Grundlage des Turmes bereits oktogonal ausgebildet ist. Zwar sind die rechteckigen Grundmauern des Turmes noch ein Stück höher geführt. So daß auf dieser Übergangsstrecke, die auf dem Dachboden des Domes sichtbar ist, beide Mauerschichten nebeneinander ausgebildet sind. Außen ist der Grundriß dieses (unter dem Dach verdeckten) Turmstockwerkes rechteckig, innen oktogonal, die Stirnseiten sind dieselben und die Zwickelseiten sind nebeneinander hochgeführt, so daß ein dreieckiger Hohlraum zwischen ihnen entsteht. Daß neben den oktogonalen Grundmauern auch noch der rechteckige Umriß bis in diese Zone hochgeführt wurde, ist wohl aus statischen Gründen notwendig gewesen, um den Mauern des Grundrißrechteckes einen Druck von oben und somit eine größere Festigkeit zu verleihen, die imstande war, den Seitenschub der Zwickelansätze auszuhalten. Erkennbar wird aus dieser Konstruktion eine gewisse Schwerfälligkeit und Maßigkeit der Aufrißgestaltung dieser Turmzone, die eine noch un-

[362] vgl. die Rekonstruktion von Rathgens, Ztschr. f. Gesch. d. Archit. 1912 Heft 8/9.
[363] vgl. Zeller, Hildesheim, Taf. 39, Abb. 1; Ostendorf, a.O. S. 154, 196; Gaul, a.O. S. 37 ff.
[364] vgl. Dehio, Handb. Bd. V, 1928, S. 248.
[365] vgl. Org. f. christl. Kunst, 1850; Abb. bei Dorner a.O. Abb. 11; Dehio, Handb. Bd. V, S. 299; Gaul, a.O. S. 43 ff.
[366] vgl. Dehio, Handb. Bd. IV, 1926, S. 374.
[367] Dehio, Gesch. d. d. K. Abb. 173.
[368] Rüth-Becker, Sicherungsarb. a. Mainzer. Dom, S. 10, Abb. 5, der W.turm oktogonal um 1200.

geübte Unsicherheit in statischen Berechnungen und dem in den Zwickeln angewandten Wölbverfahren erkennen läßt. Das würde dem Alter des Vierungsturmes, als einem der frühesten oktogonalen Vierungstürme in der romanischen Baukunst des 12ten Jahrh. durchaus entsprechen.

In der Höhe des Gewölbescheitels der Vierung ist der Vierungsturm also bereits oktogonal. Der Übergang zum Oktogon hat sich in der Zone zwischen Gewölbeansatz und Gewölbescheitel vollzogen. Wie, ist äußerlich nicht erkennbar. Wahrscheinlich wurde der Übergang zum Oktogon durch einfache Trompen in den Zwickeln ermöglicht, die sich noch heute hinter der Einwölbung des 13ten Jahr. befinden müssen. An Pendentifs in den Zwickeln darf nicht gedacht werden, da die ehem. Vierung sicher nicht durch ein Gewölbe (geschweige eine Kuppelwölbung) abgeschlossen gewesen ist. Vom Innenraum des Domes ist jedoch kein Einblick in den Vierungsturm zu rekonstruieren. Der Turminnenraum blieb für die Innenwirkung des Domes unverwertet[369]. Wahrscheinlich war die Vierung mit einer flachen Holzdecke abgeschlossen, die sich über den Trompen erstreckte. Erkennbar kann von alledem heute nichts mehr sein, da das 13te Jahrh. mit seiner Einwölbung der Vierung auch die Vierungsgurte und die Schildseiten des Turmes völlig umgestaltet hat.

Auch in der auf dem Dachboden des Domes sichtbaren Zone des Vierungsturmes ist seine rechteckige Grundrißgestaltung nachzumessen. Die östl. Stirnseite des Achtecks mißt außen 4,80 m und die nördl. Stirnseite nur etwa 4,20—4,40 m.

3. Das Äußere des Turmes.

Der äußere oktogonale Turm romanischer Zeit besteht aus einem größtenteils verdeckten Untergeschoß und zwei gleichmäßig ausgebildeten Geschossen. Von diesen beiden Hauptgeschossen ist das untere Geschoß etwas höher als das obere. Doch ist es möglich, daß vom oberen Geschoß beim Aufbau des Frieses und der Giebel, die eine Zutat des 13ten Jahrh. sind, ein kleiner Streifen abgetragen wurde und ursprünglich beide Geschosse gleich hoch waren. Vom

[369] vgl. darüber Dehio, Kirchl. Bauk. d. Abendl. S. 486: „In Westf., Sachsen, am Oberrhein blieben die Zentraltürme für die Innenwirkung unverwertet: Osnabrück, Königslutter, St. Godehard in Hildesheim, Freiburg i. Br., Gebweiler, Schlettstadt (eine Ausnahme das Straßburger Münster)". vgl. ferner: Ostendorf a.O. S. 152—154.

ersten, untersten Geschoß sind zwischen den Satteldächern nur noch im O. kleine Eckstücke zu sehen, im W. sind sie durch schräge Schieferzwickel abgedeckt. Alle drei Geschosse sind durch einen kleinen Rücksprung (etwa 10 cm) deutlich gegeneinander abgesetzt.

Die Gliederung der zwei oberen Turmgeschosse ist denkbar einfach, schlicht und regelmäßig. Eine gleichmäßige Folge von rundbogigen Fenstern, die durch eine kleine Doppelarkade auf einem Säulchen unterteilt werden, legt sich in beiden Geschossen rund um den Turm. Je zwei Fenster sind auf je eine der acht Seitenflächen jedes Geschosses verteilt. Nur die S.W.seite des Turmes, die ihre Schauseite dem Kreuzgang zuwendet und für die Fernansicht des Domes nicht in Frage kommt, hat im mittleren Geschoß keinerlei Fensteröffnungen und im obersten Geschoß nur zwei vermauerte rundbogige Öffnungen. Bei Betrachtung der Fenster in ihrer Größenproportion ist zu bedenken, daß ihr unterer Teil später (im 19ten Jahr.) vermauert ist; die Basen der Säulen sind größtenteils vermauert. Die Säulchen selbst sind sämtlich erneuert; auch das gesamte Äußere des Turmes ist schon im 19ten Jahrh. (wie auf den 1899 aufgenommenen Photographien der Staatl. Bildstelle zu erkennen ist) mit einer neuen Verputzschicht überzogen. Diese imitiert eine Mauerfugung, wie auch an den O. und W.seiten des N.querschiffflügels. Die Fenster des Vierungsturmes scheinen aber (trotz ihrer unteren Verkürzung im 19ten Jahrh.) früher immer doch noch weniger hoch und schlank als die ursprünglich erhaltenen, sonst ganz gleich ausgeführten Fenster des romanischen, gleichzeitigen N.W.turmes gewesen zu sein. Diese machen einen wesentlich schlankeren und überhaupt größeren Eindruck. (Leider konnten die Maße nicht exakt nachgeprüft werden). Gegenüber den übrigen Vierungstürmen Niedersachsens und Westfalens muß die Gliederung dieses Turmes mit je zwei Fenstern in einem Seitenfeld als verhältnismäßig reich bezeichnet werden. Kloster Gröningen, Marienmünster, Königslutter und St. Godehard, Hildesheim, haben nur je ein Geschoß mit (allerdings dann teils etwas größeren) Fenstern ausgestattet. Darum muß Osnabrück bereits als eine verhältnismäßig reife Ausformung eines Vierungsturmes angesehen werden, die trotz aller Schlichtheit eine reichere spätromanische Gliederung schon vorbildet. Die Proportion des Vierungsturmes im Gesamtbild des Domes ist schwerfällig und gedrungen. Dieser Eindruck muß beim Bau des 12ten Jahrh. noch stärker ausgeprägt gewesen sein, fehlte da doch noch die Aufhöhung des 13ten Jahrh. durch Fries und Giebel

und die spitz gesteilte Turmdachung, die dem Turm ein wesentlich schlankeres und höheres Aussehen verleihen. Die Bedachung und Gesamthöhe des ehem. Turmes wird sicher weniger steil und hoch gewesen sein. Auch die zwei einzelnen Stockwerke des oktogonalen Turmes sind kurz und gedrungen. Ihre horizontale Untergliederung der Gesamtmasse verleiht dem Turm diese romanische Erdschwere und Gedrungenheit. Diese wird noch verstärkt durch die horizontale gleichmäßige Reihung der Fenster. Vergleicht man diesen Osnabrücker Turm mit dem gleichzeitigen Turm in Kloster Gröningen[370], der gleichfalls zwei, aber schlankere Geschosse hat, so wird einem die besonders gedrungene Proportionierung des Osnabrücker Turmes bewußt.

Daß der Turm sich nicht auf quadratischem, sondern auf querrechteckigem Grundriß erhebt und seine einzelnen Seitenflächen des Achtecks eine verschieden große Breite haben, fällt in der Außenansicht des Turmes keineswegs auf. Jedoch sind die N.- und S.seitenflächen gegenüber den W.- und O.seiten verkürzt. (Länge der einzelnen Seiten: W. 4,80 m; W.N. 4,60 m; N. 4,50; O.N. 4,50 m; O. 4,80 m; O.S. 4,80 m; S. 4,50 m; W.S. 4,70 m.)

Im Gegensatz zu späteren Beispielen oktogonaler Vierungstürme, wie Knechtsteden, Königslutter[371] und St. Godehard in Hildesheim[372] ist in Osnabrück der Übergang vom rechteckigen unteren Turmteil in das Oktogon, der durch äußere Zwickelbildungen abgestützt wird, nicht mehr außen sichtbar und war es wohl auch ursprünglich nicht. Jedoch reichen heute die Spitzen der Satteldächer der Querschiffe, des Langhauses und vor allem des besonders überhöhten Chores wohl höher als ursprünglich, sind doch diese an die Vierung anschließenden Bauteile sämtlich schon gelegentlich der Einwölbung im 13ten Jahrh. um Einiges überhöht. Infolgedessen ragen heute die Spitzen der Satteldächer bis in das mittlere Stockwerk des oktogonalen Vierungsturmes, das bereits mit einer Reihe von Doppelfenstern geschmückt ist, und verunklären dessen schlichte Gliederung. Das Dach des Chores überschneidet sogar unschön die zwei Fenster der O.seite.

Der erhaltene Vierungsturm der Zeit nach 1100 mit seiner dichten gleichmäßigen Reihung rundbogiger Fenster in zwei gleichen Geschossen darf in seiner Ruhe, Klarheit und Wucht als einer der

370 Abb. Invent. Sachsen, Kr. Oschersleben, 1892, S. 98.
371 vgl. Dorner Abb. 11; Hase Bd. I, Bl. 9.
372 vgl. Hase Bd. I, Bl. 1; Zeller, Taf. 33/34.

schönsten und frühesten erhaltenen hochromanischen oktogonalen Vierungstürme der deutschen Baukunst gelten. Die Türme von Kloster Gröningen, Marienmünster, Knechtsteden, Königslutter, St. Godehard in Hildesheim etc. kommen ihm an Reichhaltigkeit, der Formung, Größe und Bedeutung bei weitem nicht gleich. Die früheren Türme des 11ten Jahrh. von Speyer und Maria Laach sind in der Detailausbildung eleganter und reicher[373]. Der Osnabrücker Dom repräsentiert charakteristisch die herbe Formenschlichtheit und wuchtige Monumentalität, die für die westfälische romanische Baukunst als besonders charakteristisch gelten.

[373] vgl. etwa die Abb. bei Döring, S. 40, Abb. 96/97.

ZUR REKONSTRUKTION DES GESAMTGRUNDRISSES.

(Der quadratische Schematismus in der sächsischen Baukunst).

Nachdem nun die einzelnen Bauteile, die uns vom romanischen Dom des 12ten Jahrh. innerhalb des Neubaues des 13ten Jahrh. erhalten geblieben sind, einer eingehenden Untersuchung unterzogen sind, muß an Hand dieser Reste und der aus ihrer Betrachtung gewonnenen Richtlinien der Versuch einer Rekonstruktion des romanischen Domes, wie er sich als Neubau der Jahre 1100 bis 1106 präsentierte, gemacht werden.

Zunächst seien noch einmal die als alt erkannten Bauteile und die an ihnen gewonnenen Ergebnisse kurz zusammengefaßt und im Hinblick auf ihre Grundrißbildung miteinander in Beziehung gesetzt[374].

Im W. erkannten wir unter der uns heute erhaltenen Umformung des W.werkes in einen W.chor die ehem. ursprüngliche Form eines sogen. „sächsischen W.werkes" — oder in der von mir gewählten Bezeichnung: eines W.riegels — der das Langhaus als querrechteckiger breiter Riegel nach W. hin abschloß. Zwischen zwei quadratischen Türmen befand sich ein im Grundriß querrechteckiger Emporenbau, der durch Bögen wahrscheinlich zum Langhaus hin geöffnet war. Die Gesamtbreite des W.riegels gibt uns die ehem. Gesamtbreite der romanischen Basilika an. (25,30 m). Diese Behauptung wird durch die Beobachtung gestützt, daß die Außenwand des ersten westl. N.seitenschiffjoches, das noch aus romanischer Zeit stammt, sich in der gleichen Fluchtlinie erhält wie die N.außenwand des N.W.turmes, mit der sie in durchgehendem Verband steht. Erst im zweiten N.seitenschiffjoch, das dem Bau des 13ten Jahrh. angehört, erfährt die ursprüngliche Breite des Domes eine spätere Erweiterung. — Die Breite des Emporenzwischenbaus (heute des W.-chores) gibt uns die lichte Breite des Mittelschiffes an. (10,45 m). Die Breite der quadratischen Ecktürme gibt die Gesamtbreite jedes Seitenschiffes an. (7,40). Von diesem romanischen Seitenschiff-

374 vergl. die zeichnerische Rekonstruktion des Gesamtgrundrisses auf Tafel 9 dieser Arbeit.

system hat sich noch das westlichste Joch des N.seitenschiffes erhalten, das eine lichte Breite von 4,50 m hat. Auch die Mittelschiff und Seitenschiff trennende Wand hat sich hier in ihrem westlichsten Rest einschließlich der auf ihr aufbauenden Hochschiffwand erhalten. Sie ist durchbrochen durch eine breite rundbogige Arkade von 3,65 m Breite. Diese Arkade wird sich in einer gleichmäßig fortlaufenden Arkadenreihe im Langhaus bis zur Vierung hin fortgesetzt haben. Wie groß die Breite der Pfeilerzwischenstücke gewesen sein muß, läßt sich leider nicht eindeutig ermitteln. (Infolgedessen muß bei einer ganz exakten Rekonstruktion die Zahl der Langhausarkaden unsicher bleiben). Erst in Vierung und N.querschiff stoßen wir wieder auf Altteile des romanischen Domes. Diese müssen nunmehr mit den westl. Resten in eine nähere Beziehung gesetzt und mit ihnen verglichen werden. Vierung und Querschiffe liegen in der gleichen Achse wie der W.bau des Domes und entsprechen seinen Maßproportionen. Die lichte Breite der Vierung (9,70 m) entspricht ungefähr der (am Raum der ehem. Westempore gemessenen) Breite des ehem. Mittelschiffes (10,45 m). Der Unterschied wird durch die größere Maßigkeit der Vierungsturmpfeiler, die die Vierung an den vier Ecken begrenzen, erklärt.

Im Grundriß des N.querschiffes hatten wir ein Quadrat erkannt, das einschließlich der Gurt- und Scheidebögen in seiner lichten Weite ein Maßverhältnis von etwa 10,20 m : 10,20 m besitzt. Dasselbe Maßverhältnis finden wir auch im S.querschiff vor, das wenigstens in der Grundanlage noch das romanische Grundrißverhältnis (10,45 m : 10,50 m) erkennen läßt, wenn auch die einzelnen Mauerteile beim Neubau des 13ten Jahrh. stärker verändert und aufgesogen wurden. Wir besitzen in diesem Grundrißquadrat des N.querschiffes das dem gesamten Grundriß des romanischen Domes zugrundeliegenden Grundmaß und Grundquadrat, das den eigentlichen Schlüssel zu einer Rekonstruktion des Gesamtgrundrisses des romanischen Domes uns in die Hand gibt. Auch noch der in den Jahren 1137—1142 neu ausgebildete W.chor huldigt in seiner Grundrißbildung diesem Grundquadrat. (10,45 m nördl.-südl. : 10,30 m westl.-östl.). Auch bei der romanischen Vierung konnte ich nachweisen, daß, obwohl sie einen unterquadraten Innenraum umschließt, sie doch in ihrem äußeren Umriß dem gleichen quadratischen System huldigt. Auch die (an der Breite des Zwischenraumes zwischen den beiden W.türmen gemessene) Breite des ehem. romanischen Langhauses entspricht dem Grundmaß dieses Quadrates. Teilt man die

Länge dieses ehem. romanischen Langhauses (gemessen vom Beginn des ehem. W.riegels bis zum ehemals rundbogigen Gurt zwischen Vierung und Langhaus einschließlich: 47,00 m) durch dieses Grundmaß oder Grundquadrat, so ergibt sich, daß eine gleichmäßige Folge von insgesamt vieren dieser Grundquadrate genau die Strecke zwischen Vierung und ehem. W.riegel ausfüllt, wobei noch zwischen jedem Quadrat ein schmaler Streifen zu einem trennenden Gurtbogen (von der Breite etwa der erhaltenen Gurtbögen zwischen Vierung und Querschiff und zwischen Vierung und Langhaus) ausgespart bleibt.

Damit soll nun keineswegs etwa behauptet werden, daß die Osnabrücker Anlage von vorneherein in den Jahren 1100—1106 bereits als eine Gewölbebasilika quadratischen gebundenen Systems geplant gewesen sei. Meine Ansicht aber geht dahin, daß das System einer Quadratur des Grundrisses nicht erst durch das Problem der Einwölbung entstanden ist, sondern unabhängig davon als Grundrißnorm schon längere Zeit vorher, bevor es im Verein mit der Form des Kreuzgewölbes zur strengen Lösung des „gebundenen Systems" führte, bereits eine beherrschende Rolle in den Planungen der Bauleute gespielt haben muß. Genau so, wie man sich schon länger mit dem Problem der Wölbung im einzelnen auseinandergesetzt hat, bevor man zu gültigen Lösungen kam, so auch beschäftigte man sich schon länger mit dem Problem einer gesetzmäßigen, geometrischen Aufteilung des Grundrisses. Um diese Meinung zu erhärten, muß ich an Hand einiger erhaltener Bauten des sächsischen Stilkreises einige etwas weiter ausholende Ausführungen vorausschicken.

Schon Schnase[375] und Schmarsow[376] haben auf die Existenz des „gebundenen Systems" auch bei noch ungewölbten Kirchen aufmerksam gemacht. Auch Dehio sagt schon einmal an einer Stelle: „Schon die karolingische Zeit besaß quadratischen Schematismus. Auch der Stützenwechsel existierte schon früh. Die Einführung der Gewölbe (die vorerst quadratisch sein mußte) verstärkte diese Elemente und erzeugte so den Kosmos des „gebundenen Systems".

Dieser vorerst vom Gewölbebau unabhängigen Entwicklung eines quadratischen Grundrißschematismus in der gesamtdeutschen romanischen Baukunst, die wohl noch keineswegs dahin genügend

---

375 Schnaase: „Geschichte der Bild. Künste im Mittelalter". 1872.

376 Schmarsow, Kompositionsgesetz in d. Kunst des Mittelalt. Bd. I S. 148, als Beispiel erwähnt die Klosterkirche Hecklingen, (Anh.).

erforscht ist, kann an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. Hier sei nur die Existenz dieses quadratischen Schematismus an einigen romanischen noch ungewölbten Klosterkirchenbauten, vorzüglich des Benediktinerordens oder verwandter Kongregationen innerhalb der sächsischen Stilprovinz, die ja auch für den Osnabrücker romanischen Dombau maßgebend gewesen ist, aufgewiesen. Hier ist diese Erscheinungsform noch keineswegs gebührend erkannt und gewürdigt worden.

Das erste Sichregen eines quadratischen Grundrißschematismus in Sachsen wird schon in St. Michael in Hildesheim faßbar. (1015—1033)[378]. Zwei quadratische Vierungen rahmen einen Langhausraum von drei ebenso großen gleichmäßigen Quadraten ein.

Das wohl früheste Beispiel aber in Sachsen, wo ein quadratischer Schematismus bereits deutlicher faßbar ist, ist die Benediktinerklosterkirche zu Ilsenburg, die bisher viel zu wenig beachtet, für die Entwicklung der säschsischen Architektur in mehrfacher Hinsicht bedeutsam ist[378]. Ihr Langhausbau wird von Gaul für die Jahre 1078—1087 in Anspruch genommen. Für den Umbau der O.teile schlägt Gaul die Zeit von 1105—1120 vor. Die Einwölbung des Langhauses mit (wie beschaffenen?) Kreuzgewölben gehört dem späteren 12ten Jahrh. an. Bezeichnend ist, daß diese spätere Einwölbung mit quadratischen Jochen (wie ja auch in Freckenhorst) reibungslos dem älteren System eingefügt werden konnte. Die Wölbung des Langhauses mit vier quadratischen Jochen und schmalen Zwischengurten und des Seitenschiffes mit doppelt soviel und halb so großen quadratischen Jochen entspricht genau den Anforderungen des quadratischen Schematismus, der in vollkommener Reinheit hier bereits ausgebildet wurde. Die Aufteilung der Langhauswand in acht Arkaden entspricht schon völlig diesen Anforderungen. Es ist deutlich, daß die Anlage des Langhauses zwischen Vierung und W.riegel schon genau auf vier quadratische Joche mit schmalen Zwischengurten angelegt war. Dem entsprechen die Arkaturen zum Seitenschiff in regelmäßigen Abständen im System des Stützenwechsels. Dem entspricht die Breite des Seitenschiffes, die die Hälfte der Breite des Mittelschiffs betrug. Dem entspricht das Quadrat der Vierung. Daß Querhaus und O.teile noch nicht in diesen Schematis-

---

377 Frankl, a.O. S. 70, Abb. 93 S. 68.

378 Schon gelegentlich der Einordnung ihres W.riegels konnten einige Überlegungen zu ihrer Datierung zusammengestellt werden. vgl. S. 94 dieser Arbeit. Grundriß bei Hase, Bd. I, Bl. 35, vgl. ferner Gaul a.O. S. 32/33.

mus einbezogen sind, ist wohl auf ihren späteren Umbau (wie Gaul annimmt) im Hirsauer System zurückzuführen.

Daß dieser Fall innerhalb der sächsischen Baukunst nicht vereinzelt steht, beweist der nur wenig spätere Bau der Augustinerklosterkirche zu Riechenberg, (heute nur noch als Ruine erhalten) für die als Daten der Erbauung von Dehio[379] 1117 und 1122 angegeben werden. Die Schlußweihe 1173 trifft wohl vorzüglich die O.teile und die O.krypta. Die Gesamtplanung des Baues darf jedoch wohl schon für das erste Drittel des 12ten Jahrh. beansprucht werden. Hier haben wir eine Basilika in — wie bereits Dehio zugibt — „sehr regelmäßiger kreuzförmiger Anlage". Beachtlich, daß auch sie die Grundrißform eines W.riegels ausgebildet hat. Ob sie Stützenwechsel besaß oder nicht, ist wohl ohne Grabungen nicht mehr festzustellen. Das Grundquadrat der Anlage ist in den Querschiffen gegeben. Die Vierung ist infolge einer kleinen Vorrückung ihrer O.eckpfeiler nach W. hin, die wohl durch den Bau der Krypta bedingt ist, etwas unterquadrat. Trägt man das Maß des Grundquadrates auf das Langhaus, das die gleiche Breite besitzt, gleichmäßig ab, so ergibt sich ein System von vier Quadraten zwischen Vierung und W.riegel mit schmalen Zwischengurten. Diesem System ordnen sich die acht Arkaden zum Seitenschiff bedingungslos unter. Sie nehmen in ihrer Aufteilung und Gliederung in der Acht-Zahl bereits Bezug auf ein quadratisches System, das zudem noch vier quadratische Joche im Langhaus ausbildet. Die Breite der Seitenschiffe beträgt die halbe Breite des Mittelschiffes. Auch hier ist die strenge Quadratur des gebundenen System schon vorgebildet, obwohl diese Kirche wohl keinerlei Wölbung in romanischer Zeit erfahren hat. Die klare und bewußte Durchführung des quadratischen Systems an diesem Beispiel, verdient bei seiner frühen Datierung und seiner Wölbungslosigkeit einige Beachtung. Im Hinblick auf Osnabrück sehen wir hier das im Grundriß frappierend ähnliche Gegenbeispiel, das zeitlich bereits etwas später als Osnabrück fällt.

Als ein weiteres, Osnabrück geographisch noch näher und zeitlich gleich nahe gelegenes Beispiel darf die Nonnenstiftskirche zu Freckenhorst bilden, die in den Jahren 1116—1129 als kreuzförmige Basilika erbaut wurde. Dehio[380] kennzeichnet sie als „flachgedeckte Basilika" auf kreuzförmiger Grundlage in streng durchgeführtem quadratischem Schematismus". Obwohl nur die einfachen

379 vgl. Dehio, Handb. Bd. V. 1928 S. 431. — ferner Hase Bd. I, Bl. 15, Zeller, Klosterbauten nördl. des Harzes, Taf. 1.
380 Dehio, Handb. Bd. V, 1928 S. 128/29.

Kreuzgewölbe des N.seitenschiffes und die schlichte Einwölbung von Querschiff, Chor und Vierung aus der gleichen Bauzeit stammen, ist hier im Grundriß der quadratische Schematismus (auch im Langhaus) bereits rein ausgebildet. (Die alten Basen der Gurtvorlagen im Langhaus lassen darauf schließen, daß auch im Langhaus die Wölbung zumindest beabsichtigt, wenn nicht gar ausgeführt und nach Einsturz durch gotische Gewölbe ersetzt wurde). Mag hier in diesem Falle die Wölbung auch nur beabsichtigt gewesen sein, so ist die Ausbildung des „gebundenen Systems" in dieser zeitlichen und stilistischen Nähe zu Osnabrück doch von erhöhter Bedeutung. Zwar fallen in Freckenhorst nur drei Quadrate auf das Langhaus, das vierte Quadrat ist durch die Ausformung eines fast quadratischen W.werkraumes in Wegfall geraten.

Als zwei zeitlich bereits spätere, jedoch in der Grundrißbildung Osnabrück noch sehr nahe stehende Beispiele eines quadratischen Schematismus in Sachsen seien noch die Augustinerchorherrenstiftskirche U. L. Frauen in Halberstadt[381] und der Dom in Braunschweig[382] erwähnt. Während die erstere (begonnen vor 1147—1179) noch ungewölbt ist, verbindet der letztere, (1173—1195) bereits eine durchgehende Einwölbung mit dem gebundenen System. Beide haben zwischen einem W.riegel und einer quadratischen Vierung ein in vier Quadrate aufgeteiltes Langhaus. Auch die Querschiffe wiederholen das Grundquadrat. Die Arkaden des Langhauses wiederholen in beiden Fällen die Achtzahl, die innerhalb dieses Systems eine besondere Bedeutung hat. Schon Dehio[383] betont in Halberstadt „auf das Langhaus fallen vier Quadrate". Jedoch ist hier ein quadratischer Schematismus noch nicht streng durchgeführt. Die Seitenschiffe z. B. besitzen nicht die halbe Mittelschiffbreite. Auch die übrigen Maße des Grundrisses divergieren leicht untereinander. Braunschweig hingegen ist das Muster einer kreuzförmigen Basilika in streng gebundenem System.

Die angeführten fünf Beispiele[384] aus der sächsisch-westfälischen romanischen Bauschule vom Ende des 11ten Jahrh. bis in das zweite Drittel des 12ten Jahrh., die mehr oder weniger ein quadratisches

---

381 Hase, a.O. Bd. II, Bl. 58, vgl. Kunze a.O. S. 423, Dehio, Deutsche Kunst, S. 105 Anm., Dehio, Handb. 1928 Bd. V, S. 168/69.

382 vgl. Hase, a.O. Bd. III, Bl. 140, Dehio, Deutsche Kunst, Abb. 75, Dehio, Handb. 1928 Bd. V, S. 58—60.

383 vgl. Handb. Bd. V, 1928 S. 169.

384 vgl. ferner noch Marienrode (Kr. Marienburg), wo die Anlage des quadr. Schematismus noch im Bau des 13. Jh. erkennbar ist. siehe Dehio, Handb. Bd. 5. 1928. S. 343/44. gleichfalls Augustinerstift.

System in ihrer Grundrißbildung ausgebildet haben, stehen zwar untereinander in keiner engeren schulmäßigen Beziehung. Immerhin waren sie Bauten einander nahestehender klösterlicher Kongregationen, der Benediktiner in Ilsenburg, der Augustinerchorherren in Riechenberg und Halberstadt; und die Nonnenstiftskirche in Freckenhorst weist ihrerseits wieder einige Beziehungen zu Bauten der Benediktiner auf. Jedenfalls scheint der Nachweis erbracht, daß innerhalb der sächsisch-westfälischen romanischen Bauschule des 12ten Jahrh. das Problem eines geometrisch aufgeteilten Grundrisses, dem das Grundquadrat der Vierung als Einheit vorschwebt, eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat, wenn seine volle Lösung auf sächsischem Boden auch erst im Dom zu Braunschweig im Zusammenhang mit der einheitlichen Einwölbung erreicht wurde. Auch scheint die Aufteilung des Langhauses in vier solcher Grundquadrate, der bei der Vierzahl des Quadrates ein besonderer gesetzmäßiger Sinn innewohnte, bei den erwähnten Beispielen besonders bevorzugt und zu einer gewissen Regel erhoben zu sein. Beachtlich ferner, daß vier der genannten fünf Beispiele einen W.riegel ausgebildet hatten. Wenn wir diese Proportionierung des Gesamtgrundrisses, die auf dem Grundmaß eines Quadrates aufbaut, im Dom zu Osnabrück nun wiederfinden und in seiner ehem. Anlage gespiegelt sehen, so wird uns das nicht mehr weiter in Erstaunen setzen können. Auch der von mir rekonstruierte Grundriß des romanischen Domes zu Osnabrück hat also einem quadratischen Schematismus gehuldigt. Jedes der beiden Querschiffe bildete ein Quadrat, die Vierung bildete ein Quadrat und das Langhaus setzte sich zusammen aus vier gleichgroßen Quadraten gleichen Maßstabes. Genau bis zum von mir rekonstruierten W.riegel erstreckte sich dieses System. Dadurch erhält auch die Rekonstruktion des W.riegels eine erneute Bestätigung, die durch die zuvor in diesem Zusammenhang erwähnten Beispiele noch bekräftigt wird. Die Breite der Seitenschiffe beträgt die halbe Mittelschiffbreite.

Jedoch ist zu beachten, daß eine gleichmäßige Verteilung der Jocheinteilung der Seitenschiffe, wenn das erhaltene als romanisch erkannte, westlichste N.seitenschiffjoch zum Maßstab genommen wird, auf die Länge des Seitenschiffes zwischen W.turm und Querschiff nicht möglich ist. Es könnte daher jetzt ein Zweifel auftauchen, ob dieses so ausgeformte Seitenschiffjoch (wie es in Kapitel IV beschrieben wurde), wirklich noch dem Bau der Basilika von 1100—1106 angehört, oder ob es nicht vielmehr seine Einzelausbildung

und östl. Begrenzung gelegentlich des Umbaues des W.chores erhalten hat. Dies muß wohl auch im Rahmen der Gesamtrekonstruktion noch eine ungelöste Frage bleiben. Die uns erhaltene Arkade jedoch, die von diesem westl. Joch des N.seitenschiffes zum Langhaus hin sich öffnet, würde in ihrer Breite einer Vervielfältigung und gleichmäßigen Aufteilung auf die Wandfläche zwischen Vierung und W.riegel nicht widerstreben. Sie läßt sich im Rahmen einer Seitenfläche eines Grundquadrates leicht verdoppelt denken, wobei sich Zwischenpfeilerstücke von durchaus entsprechender gleichmäßiger Breite ergeben würden. Daß bei der Gestaltung der Pfeiler überdies Spielraum für eine verschiedene Breite der einzelnen Langhauspfeiler gegeben ist, zeigen die erwähnten Beispiele von Riechenberg, Ilsenburg und Halberstadt. Es würde sich also (wie auch bei den obigen Beispielen wiederholt angetroffen wurde) eine Reihe von acht Arkaden für das Langhaus ergeben. Daß überdies die Arkadenbreiten selbst bei regelmäßigen Anlagen oft sehr verschieden ausfallen konnten, zeigt z. B. der Längsschnitt Zellers von St. Michael in Hildesheim[385]. Auch der Satz von Kautzsch[386] verdient erneut Erwähnung: „Es ist doch eine längst bekannte Tatsache, daß mittelalterliche Grundrisse nie absolut regelmäßig sind".

Daß eine gewisse Gesetzmäßigkeit diesem Grundriß, so weit er sich aus seinen erhaltenen Resten sicher ablesen läßt, innewohnt, läßt sich wohl nicht leugnen. Die einheitlich ausgeformten Grundquadrate der Querschiffe und Vierung, die dem gleichen Grundseitenmaß folgende Breite des Mittelschiffes, das Verhältnis von Mittelschiff und Seitenschiff wie $1 : \frac{1}{2}$, das alles sind Tatsachen, die sich ohne Rekonstruktion durchaus sicher und ohne Zwang aus den erhaltenen Grundrißresten ablesen lassen. Die Aufteilung des Langhauses in vier der gleichen Grundquadrate ist dann nur eine sich zwanglos aus dieser Gesetzmäßigkeit ergebende Folgerung. Es ist keineswegs notwendig, daß sich diese Aufteilung in vier Quadrate im Langhaus selbst sichtbar herausgehoben und bemerkbar gemacht hatte, etwa durch eine Unterteilung durch Gurtbögen, durch Einziehung von trennenden Wandpilastern (Formen, die bereits auf eine beabsichtigte Wölbung hindeuten würden, wie in Freckenhorst) oder durch ornamentale Zusammenfassung zweier Arkaden oder andere mögliche trennende oder zusammenfassende Eigentümlichkeiten des Aufrisses. Es genügt vollauf, daß die Abmessung des

[385] Zeller, Hildesheim, Taf. 4/5, Abb. 1.
[386] Repertorium für Kunstwissenschaft, 1913 S. 133.

Grundrisses in seiner Proportionierung bereits diese Gesetzmäßigkeit ausgebildet hat. Auch Ilsenburg, Riechenberg, U. L. Frauen in Halberstadt haben sich in ihrer ersten Anlage mit der Ausformung dieses quadratischen Schematismus lediglich im Grundriß begnügt. Es ist durchaus möglich, daß sich die Fenster des Obergadens bereits nicht einmal mehr an diese quadratische gleichmäßige Aufteilung und Unterteilung des Langhauses gehalten haben, sondern sie überschnitten und einer eigenen gesetzmäßigen Reihung folgen, wie wir dies z. B. in U. L. Frauen in Halberstadt beobachten können. (Das kleine Fenster, das sich vermauert in der nördl. Außenwand des Hochschiffes hinter der Verblendung des 13ten Jahrh. im W. sichtbar erhalten hat, scheint diese Vermutung zu bestätigen). Diese Quadratur der Grundrisses ist viel mehr eine gedachte, dem Plan gedanklich zugrunde liegende geometrische Gesetzmäßigkeit, (wie sie mönchisch-benediktinischer Bauweise durchaus entsprechen würde) als eine visuell faßbare, in der Wirklichkeit des Baukörpers ausgeformte und formgewordene Gestalt. Diese Einheit von Idee und Gestalt wurde erst später erreicht. Hier, in den angeführten Beispielen und in Osnabrück, überschneiden sich noch zwei verschiedene Stiltendenzen: das Prinzip longitudinaler Reihung (das den Aufriß beherrscht), und das Prinzip der Untergliederung einzelner Raumteile (das den Grundriß bestimmt). Wir stehen hier an der Wende zwischen frühromanischer und hochromanischer Baukunst. In der Stilprovinz der sächsisch-westfälischen romanischen Baukunst ist in dieser Zeit, der ersten Hälfte des 12ten Jahrh., der Sieg der letzteren noch nicht eindeutig entschieden. —

Jedenfalls erkennen wir hier in diesem ersten Grundriß des romanischen Domes eine Gesetzmäßigkeit der Grundrißbildung, die in der Überformung durch den Neubau des 13ten Jahrh. vollkommen verloren gegangen ist und die wiederaufzufinden die besondere Aufgabe dieser Arbeit war. Die vielen Unregelmäßigkeiten, die der heutige Dombau im Grundriß und Aufbau aufweist, ließen schon vermuten, daß das heutige System des 13ten Jahrh. (von vier längsoblongen, ungleichmäßigen Langhausjochen zu denen Vierung, Chor, und Querarme maßstäblich nicht passen) nicht das Ursprüngliche gewesen sein kann, da dieses ursprüngliche System wohl von einer einheitlicheren Planung und regelmäßigeren Beschaffenheit gewesen sein muß. Das heutige Jochsystem mit seinen Kompromissen muß einem älteren System aufgepfropft sein, wodurch es diese Uneinheitlichkeit des Bauganzen erhielt, die heute so verwirrt und deren

Unregelmäßigkeiten aus dem heutigen Bestand nicht erklärbar erscheinen. Die Reste von Altteilen des Domes vermochten sich diesem neuen System auf keine mögliche Art harmonisch einzufügen. Die besondere Schwierigkeit für den Neubau des 13ten Jahrh. ergab sich durch den in den Jahren 1137—1142 vollzogenen Umbau des W.-riegels in ein W.chor, wodurch die ursprüngliche regelmäßige Anlage bereits entwertet und verunklärt wurde. Zwischen den beiden älteren Bestandteilen des Domes, dem zum quadratischen W.chor umgeformten W.werk und den östl. Resten des romanischen Domes in Vierung und Querschiff mußte eine neue Verbindung durch eine neue regelmäßige Jochaufteilung im Langhaus gesucht werden. So ergaben sich die überquadraten Langhausjoche, die in diesem Falle also keine stilistische Eigentümlichkeit des 13ten Jahrh. wären, wie man vielleicht annehmen könnte, sondern als ein notwendiger Kompromiß zwischen den durch Altteile des Domes gegebenen Grundverhältnissen und einem neuen Bauwillen anzusprechen sind. Von ähnlichen Bedingungen ist wahrscheinlich die überquadrate Grundrißbildung der beiden Langhausjoche des Domes zu Münster abhängig gewesen, die zwischen den O.- und W.querschiffarmen des ottonischen Domes vermitteln mußten. Eben daraus ergab sich auch zum großen Teil die besondere Schwerfälligkeit und ungeschlachte Massigkeit der Pfeilerbildung und des gesamten Aufbaues der Osnabrücker Basilika, die seit jeher bei der doch bereits in die zweite Hälfte des 13ten Jahrh. vorgeschrittenen Bauzeit 1254—1277 zu berechtigtem Erstaunen Anlaß gaben. Der überquadrate Grundriß der großen Langhausjoche gab Anlaß zu besonderer Vorsicht in der Abstützung der Gewölbe, die möglichst solide und massige Pfeiler zu erfordern schienen. Wo, wie in Querschiff und Chor, weniger Rücksicht auf ältere Verhältnisse genommen werden brauchte, ergab sich eine viel ungehemmter schaltende, freiere und luftigere Ausbildung im Aufriß, die bereits weitgehend eine Auflösung der Wand durch Arkaturen erstrebte. — Jedenfalls erhellt an diesen Überlegungen wieder, wie grundlegend wichtig eine Klärung der älteren Baugeschichte des Domes für die stilistische und baugeschichtliche Erklärung des Dombaues des 13ten Jahrh. ist. Ihre Bedingungen und Schwierigkeiten werden erst durch eine Rückbesinnung auf die ältere Baugeschichte klar und bewußt.

Über den O.abschluß des romanischen Domes kann nichts Endgültiges festgestellt werden, ohne daß neue Grabungen vorgenommen würden. Die bisherigen Feststellungen ergaben für die Querschiffe

querrechteckige Nebenchöre unregelmäßiger Ausdehnung, eine sehr ungewöhnliche Anlage, und für den östl. Abschluß der Vierung ein Apsidenhalbrund von geringer Erstreckung. Es würde sich für die Basilika also ein T-förmiger Grundriß ergeben. Die Anlage eines T-förmigen Grundrisses würde auf ein hohes Alter rückschließen lassen[387], freilich ist sie auch noch bei Neubauten des 12ten Jahrh. zu beobachten, wie z. B. beim Dom zu Seckau[388], der wohl von Hirsau beeinflußt ist. Angesichts der querrechteckigen Anbauten der Querschiffe, gleichsam verkümmerten Seitenchoranbauten, könnte man evtl. auch an eine Beeinflussung durch Hirsauer Schulbauten denken. Jedenfalls ist die Anlage eines T-förmigen Grundrisses ganz ungewöhnlich für Sachsen. Das Übliche ist die Ausgestaltung eines rechteckigen Chorquadrates, wie es das System der Kreuzbasilika ausbildet und auch das System des quadratischen Schematismus bevorzugt. Zu zwingenden Rekonstruktionen und Rückschlüssen für die O.partie des Domes sind jedoch die Grundlagen der Überlieferung und des Baubefundes zu dürftig. Das Vorhandensein eines unterirdischen Ganges im heutigen Chorquadrat, hinter der ehem. O.apside läßt vermuten, daß der ehem. O.abschluß ehemals noch komplizierter gewesen ist. Grabungen würden vielleicht noch einigen weiteren Aufschluß geben können.

Beachtlich für die Anlage des romanischen Domes ist die Ausbildung eines am S.querschiff sich anschließenden Kreuzganges. Von diesem ist heute nichts mehr erhalten außer zwei im neuen Kreuzgang wieder verwandten Kapitellresten (die im Kapitel über die W.werkarkaturen und ihre Ornamentik bereits behandelt wurden). Jedoch ist in der älteren Literatur noch immer die Rede von älteren romanischen Teilen des O.kreuzganges, der mit rundbogigen, gurtlosen Gewölben eingedeckt gewesen sein soll[389]. Die Restaurierung des gesamten Kreuzganges und der Aufbau eines zweiten Stockwerkes in der zweiten Hälfte des 19ten Jahrh. haben von diesen Spuren eines romanischen Kreuzganges nichts Erkennbares mehr übrig gelassen. Daß ein Kreuzgang bereits im 12ten Jahrh. existiert haben muß, konnte ich schon im historischen Aufriß der Baugeschichte urkundlich nachweisen[390]. Fundamente des N.flügels des Kreuzganges wurden wohl bei Grabungen gelegentlich der Ausschachtung der Begräbnisstätten für die Domherren an der Nordseite

387 vgl. Dehio, Kunstgesch. S. 70.
388 Grundriß bei Dehio, Deutsche Kunstgesch. 1930, Abb. 43.
389 vgl. Lübke, 1853, a.O. S. 126 — Lotz, 1862, S. 487 — Otte, 1874, S. 592 ff. — Berlage-Lütz, 1878, S. 298 — etc.
390 vgl. S. 28 der Arbeit.

des Kreuzgangbinnenhofes, des Domherrenfriedhofes, festgestellt. (Diese Fundamente, etwa 1,10 m : 1,20 m breit und etwa 1,20 von der S.mauer des Domes entfernt und mit dieser in der gleichen Richtung laufend sind in etwa 1,00 m Tiefe feststellbar. Sie sind aus Schinkelberger Sandstein und setzen sich aus großen Brocken zusammen „die keine zwei Mann tragen konnten". Seitdem seit 1914 wieder Begräbnisse im Domfriedhof vorgenommen wurden, konnten diese Fundamente an allen Grabausschachtungen längs der S.-wand und auch längs der W.wand der Sakristei festgestellt werden. Doch können nur genaue neue Grabungen und Aufmessungen Genaueres über diese Fundamente ergeben).

STELLUNG DES DOMES DES 12TEN JAHRH. IN DER WESTFÄLISCHEN BAUKUNST.

Der im vorigen Kapitel rekonstruierte und geschilderte Dombau der Jahre 1100—1106 steht nunmehr einigermaßen greifbar als einer der bedeutenderen Bauten der romanischen Baukunst in Westfalen in dem Jahrhundertraum von 1050—1150 vor uns. Um seine Stellung näher zu charakterisieren, seien seine Beziehungen zu der westfälischen Architektur dieses genannten Zeitraumes, in dessen genauer Mitte er steht, im einzelnen aufgezeigt und zugleich ein flüchtiges Bild von diesem Umraum der westfälischen romanischen Architektur entworfen. Die Einzelforschung für die Denkmale dieser Epoche in Westfalen liegt noch ganz im Argen. Ein erster Versuch, ein einheitliches Bild dieser Frühzeit romanischer Architektur in Westfalen zu entwerfen, ist in neuerer Zeit (nach Lübke 1853) von Wilhelm-Kästner gemacht[391]. Er weist generell die Abhängigkeit Westfalens von der sächsischen romanischen Baukunst bis in die Mitte des 12ten Jahrh. hinein nach. Westfalen tritt noch nicht deutlich als Gebiet architektonischer Sonderprägung hervor. Es gehört noch zum Gesamtgebiet niederdeutscher, romanischer Architektur. Dennoch sei einmal die westfälische Architektur dieser Zeit von der sächsischen abgetrennt und rein regional (innerhalb ihrer sich in der Architektur des 13ten Jahrh. deutlicher herausbildenden Begrenzung) einige ihrer hauptsächlichsten Stilmerkmale zusammengefaßt. Diese Betrachtungsweise kann nur zu einer Klärung der Situation beitragen. Erscheint so z. B. der Osnabrücker Dom einerseits als äußerster westl. vorgeschobener Posten sächsischer Architektur in der Ausbildung seines W.riegels, so erweist er sich andererseits (als dreischiffige Pfeilerbasilika mit O.-querschiff) als durchaus artverwandt und zugehörig in den Gesamtbereich der westfälischen Architektur dieser Zeit eingebettet.

In der ersten Hälfte dieses Zeitraumes, der Zeit also etwa von 1050—1100, die dem Osnabrücker Dombau vorausgeht, begegnen wir in Westfalen erhaltenen Spuren einer Bautätigkeit an folgenden Bauten:

391 vgl. Wilhelm-Kästner, Der Raum Westfalen in der Architektur in: Der Raum Westfalen, Bd. II.

Oberkanfangen (1024 geweiht, Inventar 1910, Holtmeyer, Rekonstruktion 3sch. Pfeilerbasilika).

Kemnade (1049, Nonnenklosterkirche, dreisch. Pfeilerbasilika mit O.querschiff).

Minden, Dom (1062—1071, dreisch. Basilika mit O.quersch. und zweitürm. W.riegel. — Pfeiler?[392]).

Münster, St. Mauritz (1063—1085—1079, einschl. ohne Quersch. mit breitem Q.turm und zwei O.türmen).

Corvey, (1075, Benediktinerklosterk. Bautätigkeit am zweitürm. W.-werk).

Paderborn, AbdinghofK. (1078—1083, Benediktinerklosterk. dreischiffig, Pfeilerbasilika ohne Quersch. zweitürm. W.riegel).

Vreden, (1072—1083, Frauenstiftsk. einsch. Kreuzanlage mit gestrecktem Chor über der Krypta).

Bremen, Dom (1089—1101, dreisch. Pfeilerbasilika mit O.quersch. —zweitürmig?).

Soest, St. Patroklus (bis 1090, bis 1118, Stiftsk. dreisch. Pfeilerbasilika, ohne Quersch.).

Von diesen teilweise erhaltenen, teils rekonstruierbaren Bauten sind Kemnade, Minden (?)[393], Paderborn, Bremen und Soest dreischiffige Pfeilerbasiliken. Mit Ausnahme von Paderborn und Münster haben sie alle ein O.querschiff. Vreden einschiffig hat gleichfalls ein O.querschiff. Münster, St. Mauritz ist als einschiffige Kirche mit einer Dreiturmgruppe die einfachste Anlage. Minden, Corvey, (Münster), Paderborn, Bremen, haben ein mächtig und breit ausgebildetes W.werk. Minden und Bremen (?) haben ehemals die sächsische Form des W.riegels ausgebildet, wie sie Paderborn noch erhalten hat. In dieses Bild ordnet sich der Osnabrücker Dom als dreischiffige Pfeilerbasilika mit O.querschiff und Ausbildung eines zweitürmigen W.riegels reibungslos ein. Er entspricht durchaus den allgemeinen Stilmerkmalen der in der Jahrhunderthälfte vor ihm im Bau befindlichen Bauten in Westfalen.

Auch bei den gleichzeitig mit dem Dom zu Osnabrück und den ihm folgenden, in der ersten Jahrhunderthälfte des 12ten Jahrh. im Bau befindlichen Bauten verändert sich das Bild nicht wesentlich. Während der Zeit von 1100—1150 begegnen wir in Westfalen erhaltenen Spuren einer Bautätigkeit an folgenden Bauten:

Bremen, Dom (1100—1130, O.krypta).

---

392 vgl. die Rekonstruktion v. Ritter 1926.

393 Ob in Minden nur Pfll. oder sächs. Stützenwechsel vorh. war, ist völlig ungewiß. Ritter nimmt Letzteres an. Für die Annahme einer Pfeilerbasilika ließen sich ebenso gut Gründe aufführen.

Neuenheerse (Nonnenkloster, 1100—1130, dreisch. Säulenbasilika mit O.quersch. und W.werk).

Freckenhorst, (1116—1129, Nonnenstiftsk. dreisch. Pfeilerbasilika mit mit O.quersch. und W.werk).

Idensen (1120—1129, Dorfk. einsch. gewölbt etc.).

Marienmünster (1128, Benediktinerklosterk. dreisch. Pfeilerbasilika mit O.querschiff, oktogonalem Vierungsturm und zum W.-chor erweiterten W.riegel).

Kappenberg (1129—1149, Prämonstratenserklosterk. dreisch. Pfeilerbasilika mit O.quersch.).

Paderborn, Dom (1133—1143, wahrscheinlich dreisch. Pfeilerbasilika mit O.querschiff, Vierungsturm und W.werk).

Fischbeck (Nonnenklosterk. 1100—1150, dreisch. Pfeilerbasilika — untermischt mit zwei Säulen, O.quersch. Ausbildung eines W.riegels).

Kappel (Stiftsk. 1100—1150, Prämonstratenserinnen Stiftskirche; 3schiffige Pfeilerbasilika).

Iburg (vor 1150, Benediktinerklosterk. wahrscheinlich dreisch. Pfeilerbasilika, O.querschiff).

Oesede (ca. 1150, Nonnenklosterk. einsch. O.quersch. zweitürm.)?

Erwitte (Pfarrkirche ca. 1150, dreisch. Pfeilerbasilika, O.querschiff, breiter W.turm).

Soest, St. Petri (ca. 1150, dreisch. Pfeilerbasilika, W.vorhalle).

Auch diese Osnabrück gleichzeitig oder nachfolgende Reihe der Denkmäler westfälischer Baukunst läßt die gleichen Stiltendenzen erkennen. Die dreischiffige Pfeilerbasilika mit O.querschiff ist die vorherrschende Form (Freckenhorst, Marienmünster, Kappenberg, Paderborn Dom, Fischbeck, Iburg, Kappel, Erwitte). Nur die hart an der sächsischen Grenze liegenden Nonnenklosterkirchen Neuenheerse, Fischbeck sind dreischiffige Säulenbasiliken gewesen. Auch sie haben ein O.querschiff ausgebildet. Huldigte St. Petri in Soest ursprünglich dem Stützenwechsel[394]? Auch sie haben ein O.querschiff ausgebildet. Oktogonale Vierungstürme haben sich, wahrscheinlich in Anlehnung an Osnabrück, in Marienmünster und Paderborn ausgebildet. Die Form des W.riegels erfährt in Fischbeck und Marienmünster neue Modifikationen. Sonst bevorzugt Westfalen den breiten Einturm oder das mächtige W.werk. Im wesentlichen aber ergibt sich ein durchaus einheitliches Bild, in das sich der von mir rekonstruierte Dom zu Osnabrück als typisch einordnet.

[394] wie H. Schmitz, Soest, S. 39 behauptet.

Die Mitarbeit benediktinischer Bauleute am Bau des 12ten Jahrh.

Mehrfach mußte bereits im Verlauf der Arbeit bei der Behandlung der einzelnen Bauteile auf Verwandtschaften mit Benediktinerbauten Sachsens oder auf vorgefundene Eigentümlichkeiten benediktinischer Bauplanung und Bauweise hingewiesen werden. So seien hier also abschließend einmal alle am Baubefund ablesbren Eigentümlichkeiten zusammengestellt, die auf eine mögliche Beteiligung von Benediktinermönchen als Bauleiter am Neubau des 12ten Jahrh. hindeuten können.

1. Die Ausbildung des W.riegels mit einer Empore ist eine vorzugsweise auch bei Benediktinerkirchen ausgebildete Grundrißform, (vgl. Kapitel 3b).

2. Der oktogonale Vierungsturm setzt die Wölbkunst der Cluniazenser voraus. Im Benediktinerkloster Gröningen ist das Osnabrück vorausgehende Beispiel eines achteckigen Vierungsturmes vorgebildet. Im Benediktinerkloster Marienmünster ist kurz hernach ein ähnlicher oktogonaler Vierungsturm errichtet. (vgl. Kap. 9, 1).

3. Das gleichmäßige Quaderwerk am W.werk des Domes zeigt die sorgfältige Quadertechnik, die von den Benediktinern ausgebildet und besonders gepflegt wurde. (vgl. Kap. 3,a 1).

4. Die Verdoppelung des westl. Gurtbogens der Vierung ist eine typisch hirsauische Angewohnheit. (vgl. Kap. 8).

5. Bei den Arkaden zum Seitenschiff liegen die Kämpfer und Basen nur in der Leibung. Dies ist eine besonders der frühen Hirsauer Schule eigentümliche Anordnung. (vgl. Kap. 4).

6. Die Kapitellornamentik der W.arkaden zeigt enge Verwandtschaft mit der Ornamentik der fast gleichzeitig erbauten Quedlinburger Stiftskirche, die ihrerseits im engen Zusammenhang[395] mit dem Benediktinerkloster Gröningen und der Magdeburger Stiftskirche St. Liebfrauen steht. (vgl. Kap. 2). Auch das sogen. jonisierende Kapitell in Osnabrück findet ein verwandtes Beispiel in Quedlinburg und Kloster Gröningen. (vgl. Kap. 1).

7. Der bei meiner Rekonstruktion für Osnabrück angenommene quadratische Schematismus findet sich vor und nach 1100 in Sachsen vorzüglich an Benediktinerbauten ausgebildet. (vgl. Kap. 10).

8. Die Kryptenlosigkeit der ganzen Anlage. (vgl. Kap. 8).

---

[395] wie Gaul, a.O. s. 15—30 nachgewiesen hat.

Vermögen diese aufgezählten Stileigentümlichkeiten auch noch nicht die Annahme einer Beteiligung von Benediktinern als Bauleitern mit Notwendigkeit zu erweisen, so stellen sie sich doch in den Bereich der Wahrscheinlichkeit. Als eine weitere Argumentation kommen einige historische Beziehungen zu Hilfe.

Bischof Wido (1093—1101) und auch Bischof Johannes (1101—11110), unter denen sich der Neubau vollzog, waren besonders eng mit dem Benediktinerkloster Iburg liiert. Bischof Johannes wurde eben dort begraben, er hatte dort ein Seelengedächtnis gestiftet und ein Begräbnis erworben. Die Reliquien der hl. Crispinus und Crispinianus wurden nach dem Brande in das Iburger Kloster in Sicherheit gebracht, woselbst sie sechs Jahre lang während des Neubaues verblieben. Aus der den Dombrand schildernden Urkunde[396] gewann ich den Eindruck, daß sie von einem im Iburger Kloster ansässigen Mönche aufgezeichnet sein müsse, der auch an den Aufräumungsarbeiten am Dome selbst mitbeteiligt gewesen war. Diese nahen Beziehungen in der kirchlichen Verwaltung und der freundschaftliche Zusammenhang zwischen den Vertretern der Osnabrücker Domkirche einerseits und den Mönchen des damals nicht unbedeutenden Iburger Klosters andererseits rückt die Möglichkeit einer Beteiligung von Benediktinern auch am Domneubau in ein neues Licht. Die Hilfeleistung der Mönche wird sich nach dem Dombrande nicht nur auf die gastfreundliche Aufnahme und Bewahrung der Reliquien erstreckt haben, sondern wird sich auch aktiv mit Rat und Tat für den Domneubau eingesetzt haben.

Ästhetische Würdigung.

Abschließend darf über den Dom des 12ten Jahrh. und seine Stellung in der westfälischen Baukunst Folgendes gesagt werden: Mit seiner großen Längenausdehnung, der Gruppierung von drei Türmen im Ausbau, dem mächtigen W.werk und den besonders geräumigen Gesamtproportionen darf der Dom als einer der repräsentativen Bauten dieser Zeit in Westfalen gelten. Die besondere westfälische Eigenart prägt sich, in folgenden Merkmalen noch heute deutlich aus: Die monumentale und überaus schlichte Gestaltung der W.fassade, die auf jede innere Gliederung und jede auflösende unterteilende oder bereichernde Schmückung verzichtet und nur durch die schwere Wucht der Mauermasse sich auswirkt, ist typisch für die herbe Ausdrucksverhaltenheit und Formenschwere der west-

396 Osnabrücker Urkundenb. Bd. II, N. 225, vgl. S. 24/25 dieser Arbeit.

fälischen romanischen Baukunst. Die Gedrungenheit, Breite und Monumentalität des sich dem Gesamtkörper der Basilika schlicht einordnenden Vierungsturmes ist in seiner Formenschlichtheit ein weiterer Ausdruckswert für diese verhaltene Zurückgezogenheit. Gleichmäßige horizontale Reihung und vertikale symmetrische Stufung bei den Fenstern der W.türme und des Vierungsturms vermitteln den gleichen Ausdruck von Ruhe und Strenge. Im sorgfältig behauenen Quaderstein äußert sich die Empfindung für die schlichte Kraft des klargefugten Mauerwerks und seiner Materialechtheit und das Streben nach Monumentalität. Auch die Schmucklosigkeit des Innern dieser Pfeilerbasilika, die ohne Kapitelle, ohne durchlaufende Gesimsgliederungen, ohne den belebenden Wechsel von Säule und Pfeiler, ohne Untergliederungen, nur die glatte Mauerwand, ihre benediktinische Strenge und wuchtige Großflächigkeit wirken läßt, prägt das dem schmucklosen Äußeren entsprechende Stilelement ernster Strenge auch im Inneren aus. Nur durch die gleichmäßige Folge schlichter Arkaden zwischen breiten Pfeilermassen wird die getünchte Fläche unterbrochen und in gemessenem Rhythmus zum Chorhaupt hingeführt. Dem Streben nach Monumentalität entspringen dann auch die ersten frühen Wölbversuche, deren Zeugen sich uns in der Turmkapelle des N.turmes und dem 1137—1142 umgeformten W.chor erhalten haben. Diese frühe Bemühung und Pflege um die Kunst der Wölbung ist für die westfälische romanische Baukunst typisch. Klein waren die Fenster, die das Licht in den Obergaden der Basilika fallen ließen, gering die Kerzenlichter, die an Feiertagen das Dunkel des Inneren aufzuhellen versuchten. Schweres Dunkel waltete im Inneren, das auch im W. durch den Zwischenbau der Empore keine Erhellung empfing. Doch vermochte die Dunkelheit nicht die schlichte, klare Plastizität der umrißklaren, hellgetünchten Architektur zu verwischen. Was G. Dehio über St. Patroklus in Soest[397] sagt, hat auch noch für den Dom zu Osnabrück Gültigkeit: „In ihm verbindet sich imposante Großräumigkeit mit äußerster Schlichtheit der Behandlung, die erste Eigenschaft charakteristisch für den Baugeist des 11ten Jahrh. überhaupt, die zweite im besonderen für den westfälischen Provinzialstil".

[397] G. Dehio: „Geschichte der deutschen Kunst" S. 96.

VERZEICHNIS DER BENUTZTEN LITERATUR.
(Auszug).

1. Literatur zur Geschichte der gesamtdeutschen und abendländischen romanischen Baukunst.

G. Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bd. 1—5. Berlin 1912—1928.

G. Dehio und G. v. Bezold: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Stuttgart 1892.

P. Frankl: Romanische Baukunst. Handb. d. Kuntstw. Potsdam 1926.

R. Hamann: Deutsches Ornament. Marburg 1924.

M. Hauttmann: Die Kunst des frühen Mittelalters. Berlin 1929.

G. Kowalczyk und A. Köster: Dekorative Skulptur aus den Hauptepochen der Kunst. Berlin 1926.

F. Kugler: Geschichte der romanischen Baukunst. Stuttgart 1859.

Th. Kutschmann: Romanische Baukunst und Ornamentik in Deutschland. Berlin 1904.

Meyer-Barkhausen: Karolingische Kapitelle in Hersfeld, Höchst a.M. und Fulda. Zeitschr. f. Bild. Kunst. Bd. 63. 1929/30.

Meyer-Barkhausen: Die Kapitelle der Justinuskirche zu Höchst. Jahrb. d. Preuß. Kunstsammlg. Bd. 54.

C. Möllinger: Die deutsch-romanische Architektur in ihrer organischen Entwicklung. Leipzig 1891.

Ostendorf: Die deutsche Baukunst im Mittelalter. Bd. 1. Berlin 1922.

K. Schnaase: Geschichte der Bildenden Künste im Mittelalter. Düsseldorf 1872.

F. Vermeulen: Handboek tot de Geschiedenis der nederlandsche Bouwkunst. s'Gravenhage. 1924.

2. Literatur zur Geschichte der westfälischen romanischen Baukunst.

A. Dorner: Die romanische Baukunst in Sachsen und Westfalen. Leipzig 1923.

W. Effmann: Die Kirche der Abtei Corvey. Paderborn 1929.

W. Effmann: Die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden. Bd. 1. Straßburg 1899. Bd. 2. Berlin 1922.

M. Geisberg: Die Baugeschichte des Domes zu Münster. In „Westfälischer Merkur" 1916. Münster Nr. 194, 221, 246, 247.

M. Geisberg: Bau- und Kunstdenkmäler Westfalens. Stadt Münster. Teil 1. Münster 1932.

C. W. Hase: Die mittelalterlichen Baudenkmale Niedersachsens. Bd. 1—3. Hannover 1855—1883.

R. Kömstedt: Die Entwicklung des Gewölbebaues in den mittelalterlichen Kirchen Westfalens. In: Studien z. deutsch Kunstgesch. Heft 172. Straßburg 1914.

W. Lübke: Die mittelalterliche Kunst in Westfalen. Leipzig 1853.

H. W. H. Mithoff: Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen. Hannover 1878 Bd. 1—6.

J. B. Nordhoff: Die westf. Domkirchen. (Jahrb. d. Ver. v. Altertumsfreunden i. Rheinl. Heft 88—90. Bonn 1889—91).

E. Panofsky: Der Westbau des Domes zu Minden. Repertorium für Kunstwissensch. Bd. 42, 1919.

W. Ritter: Der Eilbertdom zu Minden i. W. Mindener Jahrb. Bd. 2. Minden 1926.

H. Rosenau: Die mittelalterliche Baugeschichte des Domes zu Bremen. Bremische Jahrbücher Bd. 33, 1931.

H. Rosenau: Zur Baugeschichte der beiden Metropolitankirchen des Erzbistums Hamburg-Bremen, in Die Denkmalpflege 1932. Heft 1—4.

C. A. Savels: Der Dom zu Münster. Münster 1904.

H. Schmitz: Die mittelalterliche Malerei in Soest. Münster 1906.

H. Schmitz: Soest. Berühmte Kunststätten Bd. 45. Leipzig 1908.

B. Stolte: Der Dom zu Paderborn. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk. Bd. 61. Münster 1903.

A. Tibus: Der letzte Dombau zu Münster. Münster 1883.

M. Wackernagel: Westfälischer Stammescharakter i. d. mittelalterl. Kunst Westfalens. in „Volkstum und Heimat", Festschrift K. Wagenfeld. Münster 1929.

K. Wilhelm-Kästner: Das Münster zu Essen. Essen 1929.

K. Wilhelm-Kästner: Die Kunstdenkmäler des Essener und Werdener Landes. In: Das Essener Heimatbuch. Frankfurt 1925.

K. Wilhelm-Kästner: Der Dom zu Münster. Berlin 1921.

K. Wilhelm-Kästner: Der Raum Westfalen in der Kunst des Mittelalters. In: Der Raum Westfalen. Bd. 2. noch nicht erschienen.

3. Literatur zur Geschichte der sächsischen romanischen Baukunst.

W. Effmann: Zur Baugeschichte des Hildesheimer Domes. Herausgegeb. v. Fuchs. Hildesheim-Leipzig 1933.

O. Gaul: Die romanische Baukunst und Bauornamentik in Sachsen. Magdeburg 1932.

L. Grote: Die Stiftskirche in Gernrode. Deutsche Bauten. Bd. 19. Burg b. Magdeburg 1932.

L. Grote: Das Land Anhalt. Berlin 1929.

H. Kunze: Die kirchl. Reformbewegung des 12. Jh. im Gebiet der mittleren Elbe und ihr Einfluß auf die Baukunst. In: Sachsen und Anhalt, Jahrb. d. hist. Komm. f. d. Prov. Sachsen und Anhalt. Bd. 1. Magdeburg 1925.

Poser: Die W.türme des Domes zu Magdeburg. Merseburg 1919.

A. Zeller: Die Kirchenbauten Heinrich I. und der Ottonen in Quedlinburg und Augustinerchorherren nördl. des Harzes. Berlin 1928.

A. Zeller: Die romanischen Bauten in Hildesheim. Berlin 1907.

A. Zeller: Die Kirchenbauten Heinrichs I und der Ottonen in Quedlinburg, Gernrode, Frose, und Gandersheim. Berlin 1916

5. Literatur zur Geschichte Westfalens und Osnabrücks.

Diekamp: Supplement zum westf. Urkundenbuch.

H. Dühne: Geschichte der Kirchen und Reformation im Fürstentum Osnabrück. Osnabrück 1879.

Friderici und Stüve: Geschichte der Stadt Osnabrück. Bd. 1. J. G. Friderici u. E. W. Stüve 1816. — Bd. 2. E. W. Stüve 1817, — Bd. 3. C. Stüve 1826. Osnabrück 1816—26.

Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. Osnabrück 1848 u. ff.

J. Möser: Osnabrückische Geschichte mit Urkunden Bd. 1. und 2. Berlin Stettin 1780. Bd. 3. herausgegeb. v. C. Stüve 1824.

J. Möser: Osnabrückische Geschichte. Herausgegeb. v. R. Abeken. Berlin 1843—58.

Osnabrücker Urkundenbuch. Herausgegeb. v. F. Philippi. Bd. 1.—3. Osnabrück 1892, 1896, 1898/99.

Osnabrücker Geschichtsquellen. Bd. 1—4. Osnabrück. 1891—1927.

F. Philippi: Die älteste Osnabrücker Bischofsreihe. In: Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Landesk. v. Osnabr. Bd. 15, 1890.

C. Stüve: Geschichte des Hochstifts Osnabrück. Bd. 1. Osnabrück 1853. Bd. 2. Jena 1872.

J. E. Stüve: Beschreibung und Geschichte des Hochstifts Osnabrück. Osnabrück 1789.

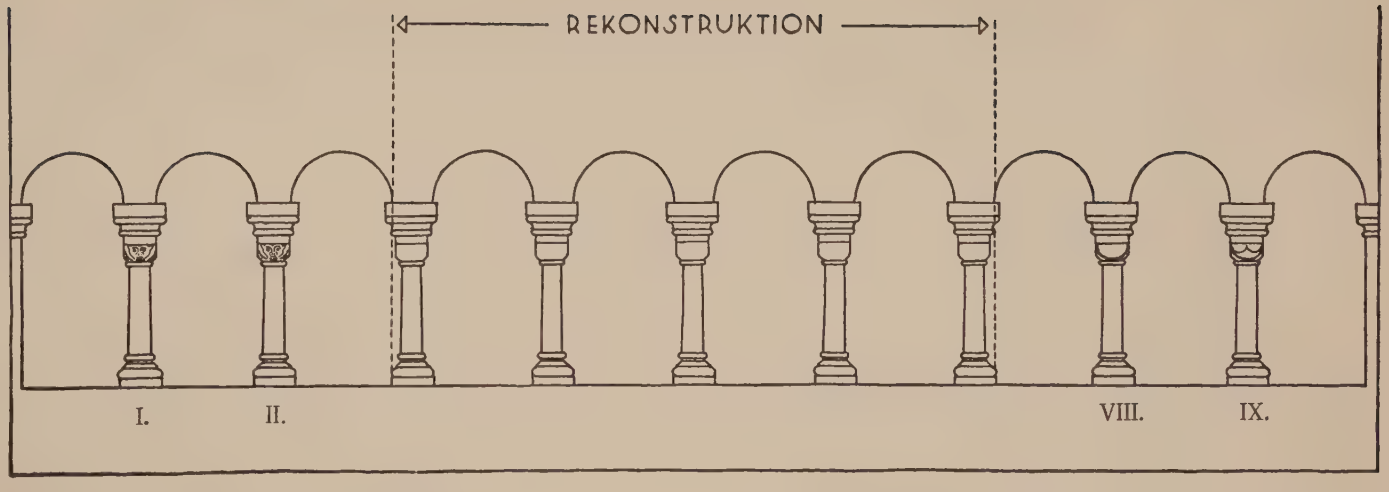
J. E. Stüve: Geschichte des Hochstifts Osnabrück. Bd. 1 u. 2. Jena 1853, 1882.

Westfälisches Urkundenbuch, herausgegeb. v. Wilmans, Finke, Hogeweg. Münster 1874/94.

Das jonisierende Kapitell im Nordwestturm
(vergl. Kapitel D 1). Datierung 1100—1106

Das Kapitell I. an den Arkaturen im Westwerk (vergl. Kapitel D 2). Datierung 1100—1106

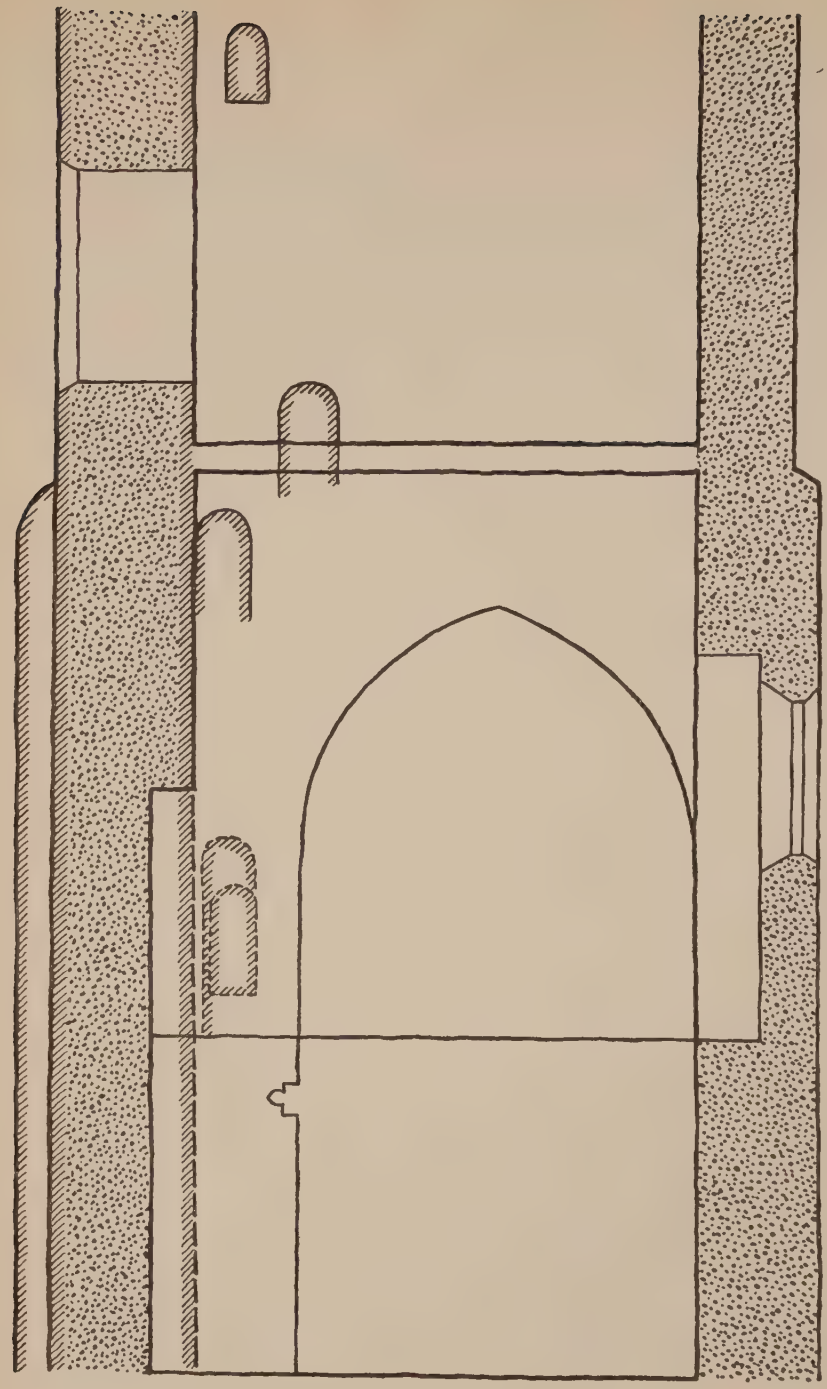
TAFEL 1



Rekonstruktion der Arkaturen im Westwerk (1100—1106)

(vergl. Kapitel D 2)

TAFEL 2

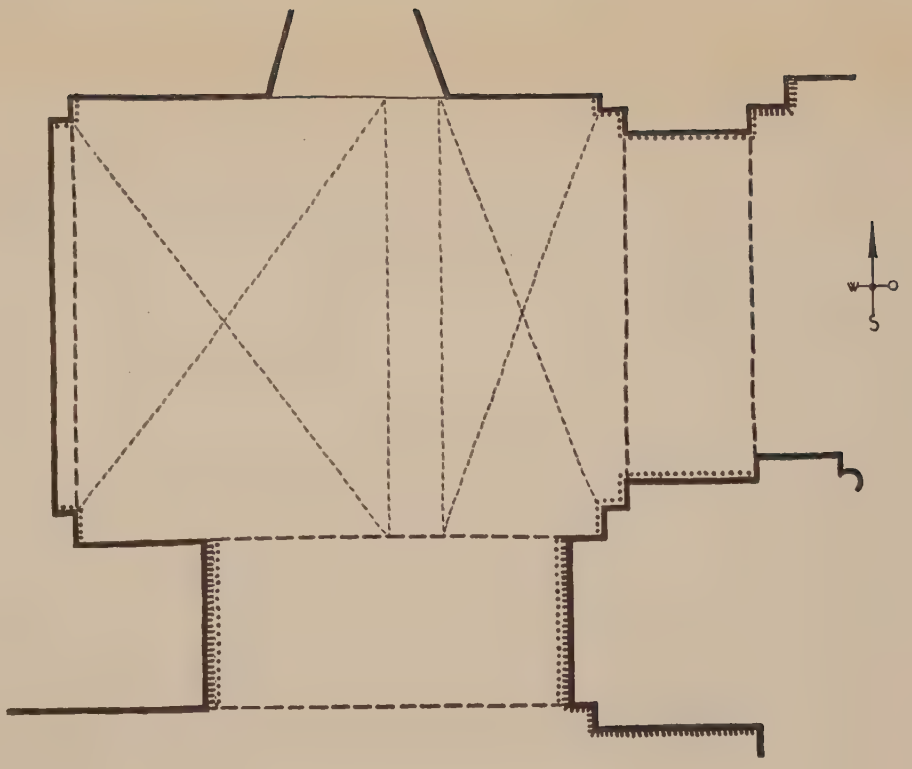


Südwestturm Schnitt durch unteren Teil. (vergl. Kapitel 3a. 3)
Die romanischen Teile sind durch Schraffur begrenzt.

TAFEL 3

Verbreitungskarte der Westriegel. (vergl. Kapitel 3b)
Die nicht unterstrichenen Orte sind nur zur Charakteristik der Lage zugefügt.

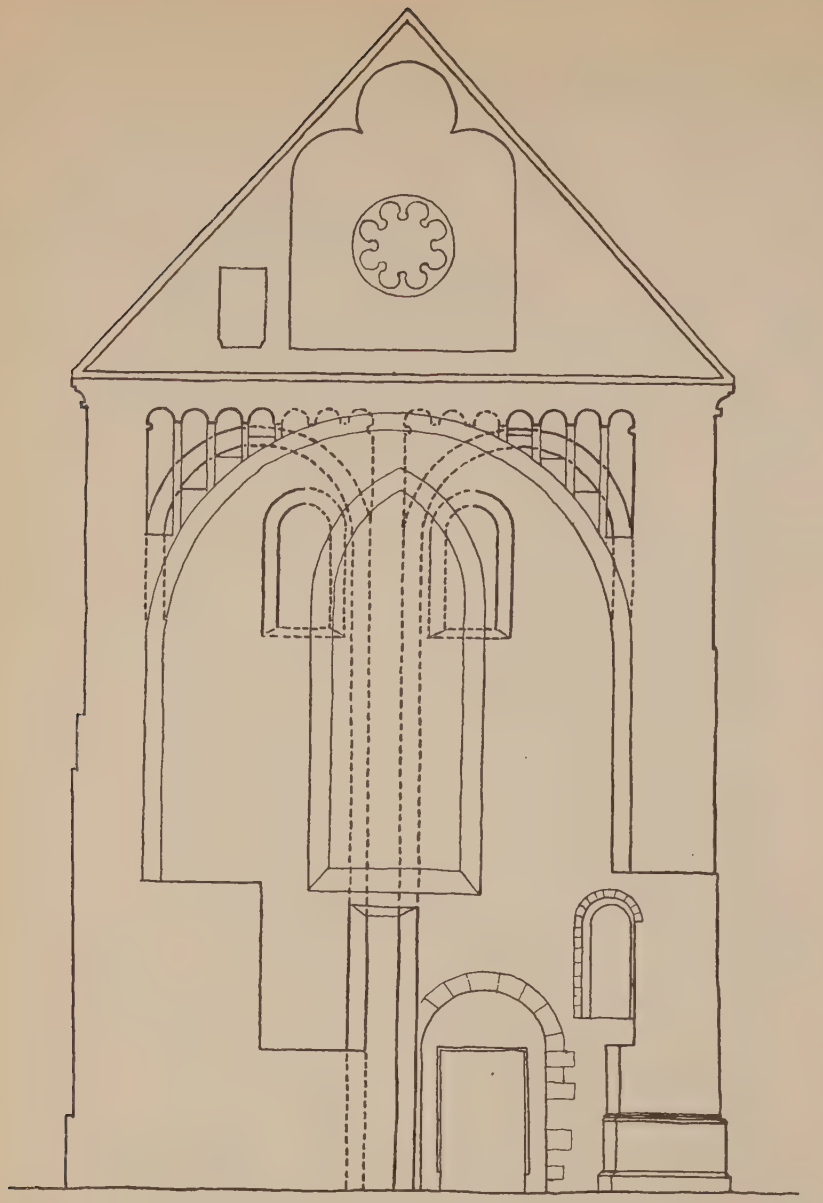
TAFEL 4



Das westl. Joch des Nordseitenschiffes.

(vergl. Kapitel 4).

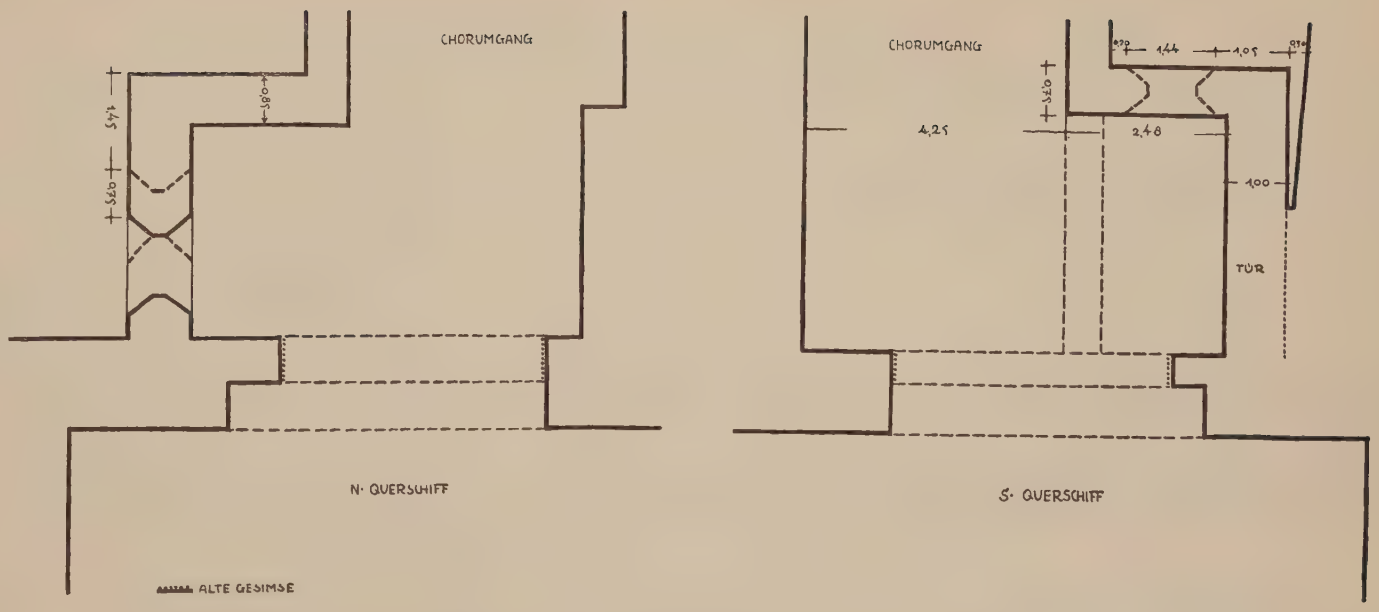
TAFEL 5



Nordfront des Nordostquerschiffes

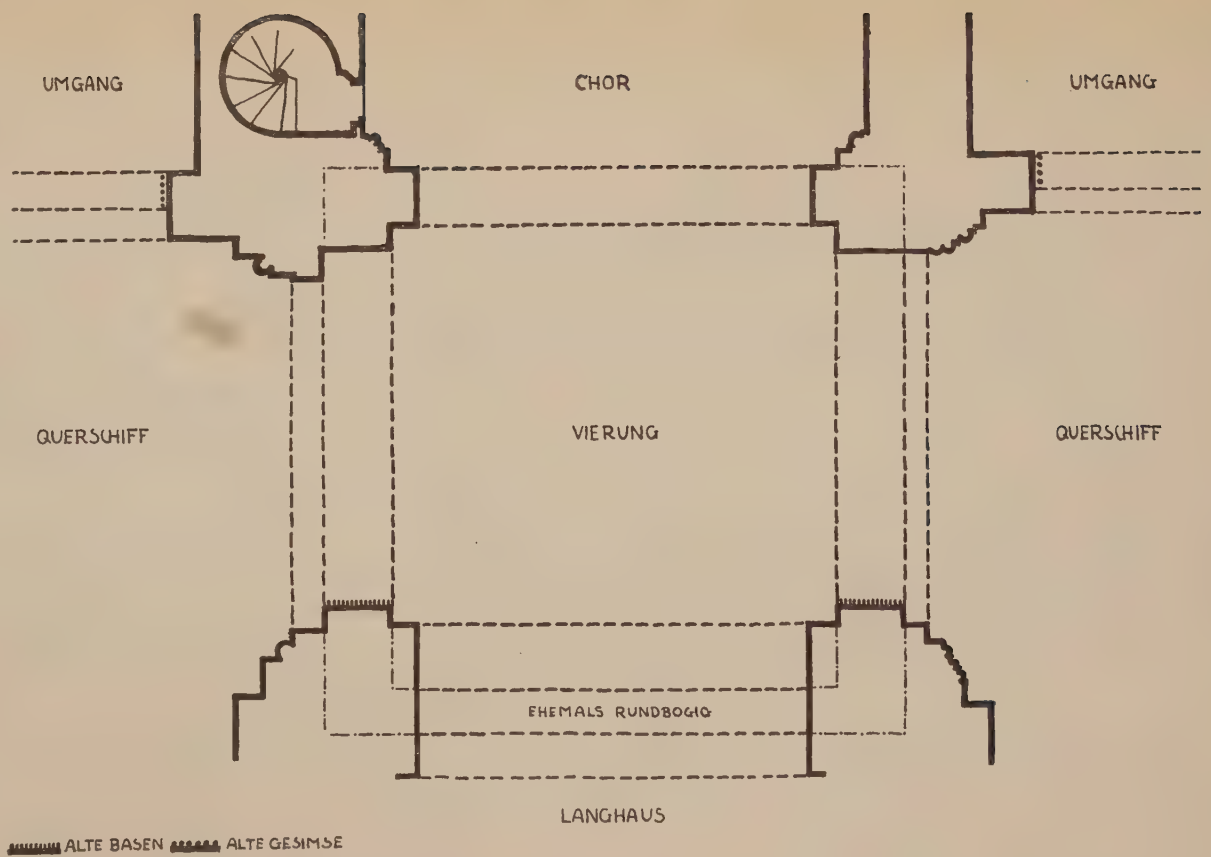
Rekonstruktion der romanischen Gliederung (ergänzte Teile gestrichelt). (vergl. Kapitel 6.)

TAFEL 6



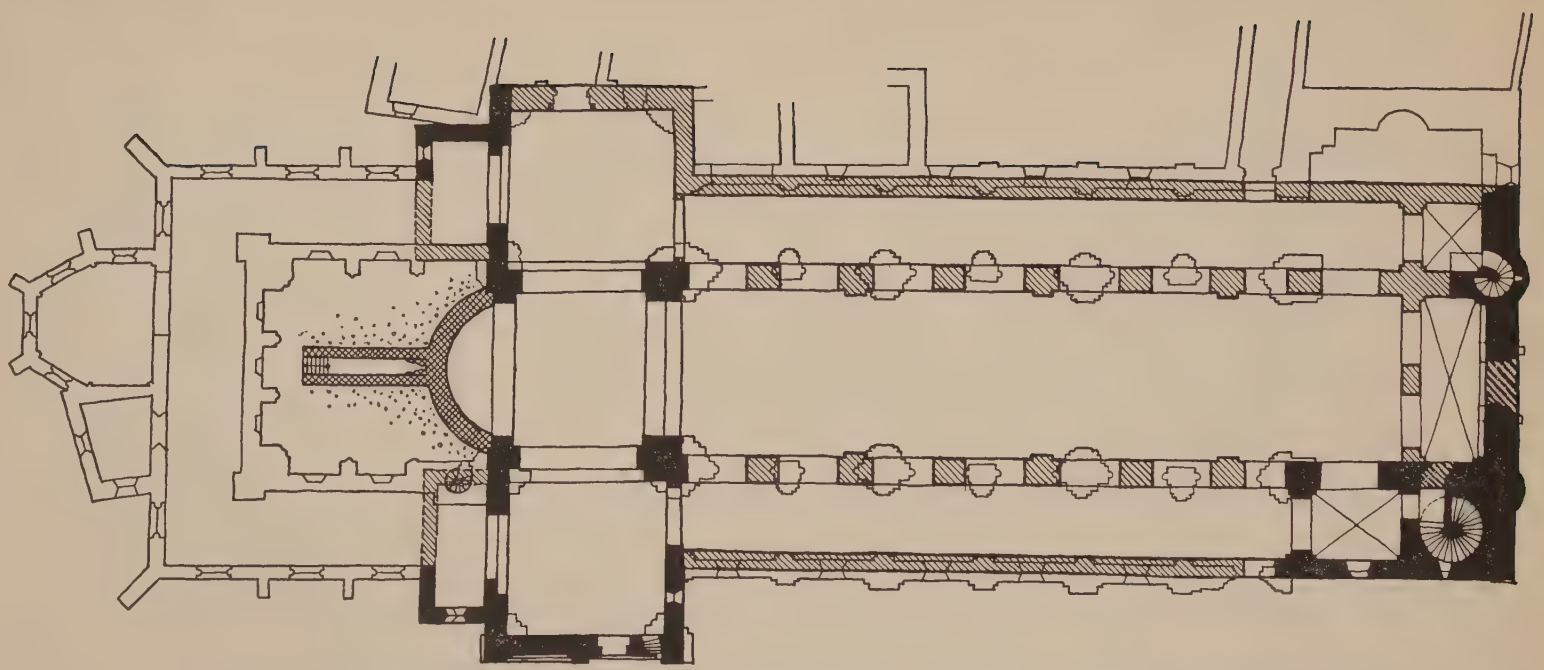
Die östlichen Querschiffanbauten. (vergl. Kapitel 7.)

TAFEL 7



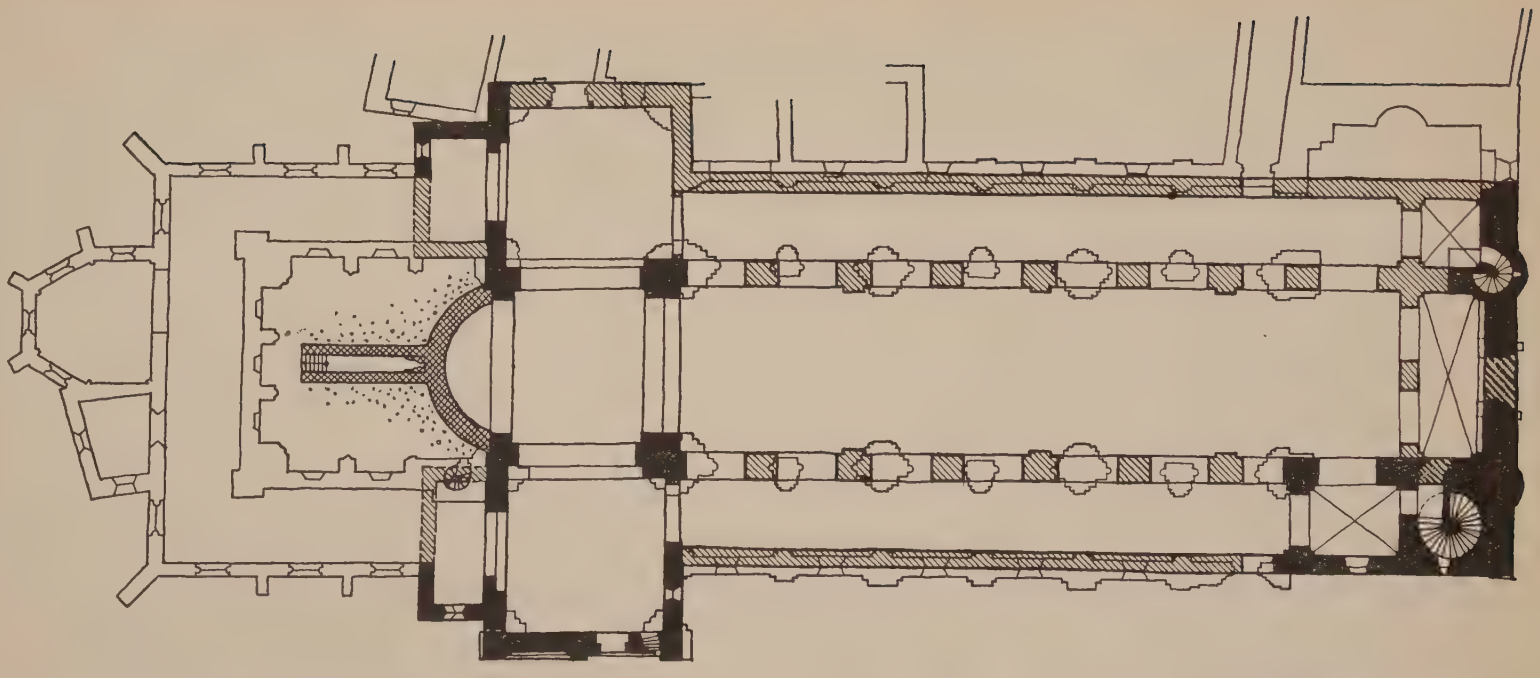
Grundriß der Vierung (heute). (vergl. Kapitel 8)
(Rekonstruktion des ehemal. quadratischen Grundrisses — · — ·— ·— ·)

TAFEL 8



Grundriß des Domes, (erhaltene romanische Teile: schwarz; ergänzte romanische Teile: schräg schraffiert; durch Grabung festgestellte älteste Teile: Kreuzschraffur).

TAFEL 9



Grundriß des Domes, (erhaltene romanische Teile: schwarz; ergänzte romanische Teile: schräg schraffiert; durch Grabung festgestellte älteste Teile: Kreuzschraffur).

TAFEL 9

LEBENSLAUF.

Ich, Ludwig Josef Rohling bin geboren am 8. März 1907 zu Münster i. Westf. als Sohn des Kaufmanns Heinrich Ludwig Rohling und seiner Ehefrau Hedwig Rohling geb. Hoffschulte. Ich bin katholischer Konfession. Ich besuchte mit Unterbrechungen durch Jahre der Krankheit die Domschule zu Münster und dann das Staatl. Paulinische Gymnasium ebenda, das ich im Jahre 1928 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Seit dem Sommersemester 1928 studierte ich an den Universitäten Freiburg i. Brg., Wien, München und Münster Kunstgeschichte, Deutsche Literaturgeschichte und Archaeologie. Meine Lehrer waren in Kunstgeschichte: Die Professoren Jantzen, Strzygowski, Pinder, Wackernagel, Wilhelm-Kästner und die Priv. Dozenten Bauch und Stange, in Archäologie: Die Professoren Dragendorff, Buschor, Lehmann-Hartleben und Matz, in deutscher Literaturgeschichte: Die Professoren Kluckhohn und Günther Müller. Seit dem Wintersemester 1930/31 beschäftigte ich mich, auf eine Anregung von Herrn Prof. Dr. Wackernagel hin, mit der Baugeschichte des Domes zu Osnabrück. Aus dieser Beschäftigung erwuchs die vorliegende Arbeit, die ich, seit 1932 unter der fördernden Leitung von Herrn Prof. Dr. Wilhelm-Kästner, im Juli 1933 als Dissertation fertigstellte. Die Arbeit daran wurde nur kurze Zeit im Sommer/Herbst 1932 durch die mir vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft übertragene Neuinventarisation der Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Osnabrück für das Handbuch der Kunstdenkmäler von G. Dehio unterbrochen.